



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

370

**Zehn Jahre
in Brasilien**

während der Regierung Dom Pedro's

und

nach dessen Entthronung.

Von

Carl Seidler.

Zweiter Band.

10481.م

Zehn Jahre in Brasilien

während der Regierung Dom Pedro's

und

nach dessen Entthronung.

Mit besonderer Hinsicht

auf

das Schicksal der ausländischen Truppen und der
deutschen Colonisten.

Von

Carl Seidler,

vormaligem Offizier in kaiserlich brasilianischen Diensten.

Zweiter Band.

Quedlinburg und Leipzig.

Druck und Verlag von Gottfr. Basse.

1 8 3 5.



Zwölftes Capitel.

Abmarsch aus dem Lager nach Paratini. — Strapazen während des Marsches. — Entsetzliches Gewitter. — Aufenthalt in Paratini. — Des Kaisers Geburtstag. — Damengeflüster. — Ueber die Juden in Brasilien. — Reise nach St. Francisco de Paula. — Der Capitain Romão und Donna Damasia. — Die Mulattenvenda in Capão de Rio. — Revolte des 27sten Jägerbataillons.

So hätte ich denn mit sorgfamer Treue den Faden dieser transatlantischen Memoiren fast bis zur Hauptkatastrophe des großen Schauspieles fortgesponnen, das sich jetzt bald mit seinem ganzen Knalleffecte vor unsern Augen entwickeln soll; die Naturcouliissen sind aufgestellt, die Sonne ist angezündet, die Alles erleuchten muß, das Vorspiel ist zu Ende, die erläuternden Nebenscenen rauschten vorüber, die feinen Intriguengewebe sind aufgespannt und, wie es ein gutes Drama erfordert, ist der Knoten geschürzt, der von der Parze der Weltgeschichte geschickt aufgelöst und von keinem Alexanderschwerte zerhauen werden darf. Ich ließ den Helden unserer Tragikomödie, Dom Pedro primeiro, in den verschiedenen Verhältnissen seines Majestäts- und Privatlebens mit Wort und That auftreten, wie ich es in der Wirklichkeit gesehen, und wie ich es aus Klio's Pergamenttafeln erlauscht; ich zeichnete seinen Charakter nach den tief-

sten Nuancen einer originellen Kraftmischung, eines seltsam harmonirenden Contrastes von Muth und Feigheit, List und Unklugheit, Laune und Tyrannensinn; ich beschrieb ihn als einen brasilianischen Napoleon Imperator, das heißt, als einen Napoleon ohne den Lorbeer des Sieges, ohne die Blutgedanken des erhabensten Seelenaufschwunges, ohne das Felsengrab auf der heiligen Insel; ich malte jenes Kaiserthum mit Wald und Wild, Flur und Fluß, Berg und Vegetation, — ich vergaß nicht die Tapetengemälde des Palastes, das Strohdach der Negerhütte, die leinene Wand des Offizierzeltens während der Campagne, die Schilsdecken der Mulattinnen, das Traggeflechte der Indianerinnen, die seidenen Polster, worauf die Brasilianerinnen, gleich trügen Odalisken, in ewigem Liebeswiederkäuen verführerisch ruhen, — ich übersah nicht die Baracken der heimathlosen Söldlinge, nicht die Bretterhäuser der Colonisten, nicht die Bänke der öffentlichen Kammern, nicht die feuchte Kerkerwand, nicht das Rohrdickicht der Urwälder mit dem Sagengeflüster halb erstorbener Völker. Diese Nebenumstände waren so wichtig, als die Katastrophe selbst; ohne Feuer gibt es keine Explosion.

Erst jetzt erscheint Dom Pedro als Hauptperson; er hat mit seinem vornehmen Incognito alle Nebenrücksichten von sich abgestreift; er sieht die Philister (man verzeihe mir diesen studentikosen Ausdruck) über sich herstürzen; er merkt, wie ihm die egoistische Wollust, als üppige Delila, mit den abgeschnittenen Locken die letzte Kraft aussaugt, er hört den Triumphruf:

„Philister über Dir, Simson!“

Da rafft er sich auf, wie ein Simson, denn die Säulen seines Thrones schwankten; aber die Locken wollten ihm nicht wieder wachsen, und er stürzte kein Haus herein über sich, »so daß der Todten mehr

waren, die in seinem Tode starben, als die bei seinem Leben elendiglich umkamen«.

Nein, die Revolution hatte ihn klug gemacht, und überall flüsterten ihm Morgenwind, Abendröthe und Mitternachtsschatten das alte, verhasste Wort zu: »Philister über Dir, Simson!« Argwöhnisch war der Kaiser stets, und gewiß nie ohne Grund, gewesen; aber jetzt erstickte ein sflavisches Mißtrauen die letzten edlen Keime in seiner, von der Natur gewiß nicht stiefmütterlich begabten Seele; er sah seine Lieblingshoffnungen scheitern, er hatte als Nero vielleicht schon daran gedacht, ein Trajan zu werden, — wenigstens entschuldigte der Jesuitismus solche verwerfliche Pläne, — er sah, daß man die »Epoche der Zweckverklärung« nicht mehr abwarten wolle, er warf, als dreister Spieler, Alles, nur nicht seine Baarschaft, auf eine Karte, und rief: »Va banque!« Und die Karte schlug um.

Am Schlusse des zehnten Capitels verließen wir die am Arroio do Botte unter den trübseligsten Umständen gelagerte Landarmee, die mit der Republik Buenos-Ayres einen so unritterlichen Kampf bestand; ihr parfümirter, altersschwacher Generalissimus wagte nicht, wie sehr auch sein modisches Wesen einen altportugiesischen Chevalerieton zu behaupten strebte, den hingeworfenen Eisenhandschuh mit den sammetweichen Knochenfingern zum Zeichen eines ehrlichen, entscheidenden Schlachtduell's anzugreifen, sondern sprach in seinem wohlgenährten Pastetenübermuth und Weinrausche ganz wie der italische König in Schiller's »Taucher«:

„Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp?“

Aber Keiner, weder Offizier noch Soldat, wagte es, in den geheimnißvollen Schlund der Parteisucht, der Niederträchtigkeit, des Intriguengespinnses und ruhm-

loser Gefahr niederzutauchen, um dem stolzen Befehlshaber einen goldenen Becher herauszuholen. Lecor, der südeuropäische Wellington, irrte sich in dem Facit seiner thörichten Rechnung; er verscherzte in dummem Wahne seinen Ehrentitel von Visconde de Laguna. Auch Lorbeeren verwelken, wenn sie, vom Stamm abgerissen, zu einem unsterblichen Kranze geflochten werden; man kann die trocknen Blätter höchstens nur zu einer pikanten Sauce gebrauchen.

Unser halb verhungertes Heer befand sich, wie bereits gesagt, in dem traurigsten Zustande, und die dem Aufruhr nahe gebrachten Soldaten verlangten mit jedem Tage stürmischer Bekleidung und den schuldigen Sold; die Desertionen, besonders unter der Miliz, nahmen dermaßen zu, daß wir bei dieser kleinen Armee nicht selten in einem Monate über 200 Ausreißer zählten; ja weder die furchtbarste Strenge, noch die vielen, mit lügenhafter Freigebigkeit gemachten Versprechungen waren vermögend, diesem täglich wachsenden Unwesen zu steuern. Da endlich erschien, zum Troste jenes furchtsamen Visconde de Laguna, der englische Gesandtschaftssecretair Fraser mit dem Auftrage, die ersten Friedensverhandlungen zwischen die streitigen Mächte anzuknüpfen. Beinahe zu gleicher Zeit drang unter Marschall Braun eine Abtheilung unseres Heeres in die Cisplatina ein, und außerdem hatte denn auch die brasilianische Seemacht einige Vortheile über die republikanischen Feinde erkämpft. Durch alle diese Umstände fühlte sich der Argentinergeneral Lavaleja dazu bewogen, seine Truppen auf Cerro largo zurückzuziehen, und dem General Paz, der sich bereits mit seiner Division dem Orte St. Francisco de Paula näherte, den strengen Befehl zu ertheilen, augenblicklich umzukehren und sich dem Hauptcorps wiederum anzuschließen. Die Einwohner

von St. Francisco de Paula hatten sich zu jener Zeit meistens schon in die nahgelegenen Dörfer geflüchtet, und Rio grande war flüchtig in aller Eile mit spanischen Reitern und Palissaden befestigt worden, welche, da der Moment drängte, größtentheils aus den verfaulten Brettern zerschlagener Zucker- oder Rumfässer bestanden, — so nahe, so drohend, so verhängnißvoll glaubte Jeder die heranrückende Gefahr. Durch den Rückzug des Generals Paz, durch die Concentrirung der feindlichen Truppen in Cerro largo, sowie durch die begonnenen Friedensverhandlungen hatte jetzt Lecor, der stolze Visconde de Laguna, einigermaßen Luft bekommen, und er schickte sich deshalb sogleich an, das verhaßte Lager zu verlassen und sich auf das an dem Flusse gleiches Namens, etwa neunzehn Leguas von Arroio do Botte entfernt liegende Dörfchen Paratini zurückzuziehen.

Ungehindert ließ Lavaleja die brasilianischen Truppen abmarschiren, ohne auch nur den geringsten Versuch zu ihrer Verfolgung zu machen. Sicher wäre bei dem Elend, in welchem sich unsere Armee allgemein befand, und bei der großen Anzahl, zum Theil kranker Nachzügler, dem Feinde eine Menge unserer Soldaten in die Hände gefallen, wenn nur ein unbedeutendes Cavalleriedetachement uns auf diesem Rückzuge gefolgt wäre; sogar die Viehheerden mußten verloren gehen, da sie vor Mattigkeit kaum noch sich vom Flecke zu bewegen vermochten, und selbst den mit Stacheln versehenen Stangen der Treiber nicht mehr Gehorsam leisten wollten; von Hunger, Strapazen, Kälte und Nässe aufgerieben, stürzte das arme Vieh kraftlos zusammen, um nie wieder aufzustehen; aber auch die Republik verlor diesmal den Kopf.

Die Nacht, bevor wir den Befehl zum Abmarsch erhielten, hatte ich die Wache beim General en Chef,

und deshalb meinem Burschen den Auftrag gegeben, für mein halb verkümmertes Pferd um jeden Preis einiges Futter herbeizuschaffen. Doch weder für Geld noch gute Worte war etwas der Art zu acquiriren gewesen, und so hatte dieser sich genöthigt gesehen, das unglückliche Thier während der Nacht, seinem Heißhunger überlassen, an meiner Schiffsbaracke festzubinden. Dies Pferd war eines von den wenigen, welche bis dahin die ganze Campagne glücklich überstanden; aber jetzt fraß es, von den Qualen langer Enthalttsamkeit gemartert, das gewiß nicht appetitliche Dach meiner Hütte rein auf, und starb in Folge dessen sogleich an Verstopfungskrämpfen; ein anderes, welches ich mir Tags darauf kaufte, kam ebenfalls schon am dritten Tage unseres Rückzuges aus dem Lager um; ich mußte daher so gut, wie die Mehrzahl der Offiziere, meinen Weg zu Fuße fortsetzen.

Der fürchterlichste, jetzt unaufhörlich in großen, dichten Tropfen auf uns herabströmende Regen vermehrte noch die Beschwerden, denen wir ohnehin schon genug ausgesetzt waren; die Reservepferde der Cavallerie waren ebenfalls in dem elendesten Zustande; alle Augenblicke stürzte eins davon zusammen, und bald sah man sowohl die Soldaten der ersten Linie, wie auch die im Anfange sehr gut berittenen Milizen, ihre Sättel auf dem Rücken tragend, langsam dem Heere nachschleichen; die Artillerie konnte sich bei den schlecht gebahnten, schlüpfrigen Wegen kaum noch von der Stelle bewegen; Maulthiere und Ochsen, im Nothfalle selbst Menschen, mußten vorgespannt werden, um das noch nicht verlorene Geschütz nachzuschleifen. Unzufrieden und mürrisch schleppte sich auf diese Weise die Armee jeden Tag kaum eine Meile weiter; nur selten gelang es uns, in dieser ungeheuren Masse ein Feuer anzuzünden, um das wenige, magere Ochsen-

fleisch, die einzige genießbare Nahrung, welche uns verabreicht wurde, wenn auch nicht braten, doch wenigstens etwas durchwärmen zu können; selbst deutsche Soldaten hackten ihre Rationen mit Messern oder Hirschfängern in kleine Stücke und verzehrten sie alsdann größtentheils ganz roh.

Acht Tage waren auf diese Art verstrichen, ohne daß wir auch nur einen Augenblick trocken geworden wären; denn Tag und Nacht strömte das Wasser von dem geöffneten Himmelschlunde auf uns herunter, als wollte sich die alte Sündfluth erneuern; dabei nahm die Kälte täglich dermaßen zu, daß die Soldaten, besonders die Pernambucaner und Bahianer, des Morgens, von einem todtähnlichen Schlafe aufgeweckt, so erstarrt waren, daß sie nicht mehr die Fähigkeit besaßen, sich ohne Beihülfe von dem nassen Boden zu erheben. Minuten lang der Sprache verlustig und gleich einem angespannten Bogen zusammengekrümmt, lagen die Unglücklichen da, nicht im Stande, ihre Glieder zu bewegen, oder auch nur einen Laut von sich zu geben; und diejenigen unter ihnen, welche von der Natur mit besseren Kräften und stärkeren Muskeln ausgerüstet, durch die Strapazen nicht so angegriffen wurden, sahen sich genöthigt, ihre Kameraden von der Erde emporzuraffen, und sie erst eine Zeit lang an der Lagerstätte auf und ab zu führen, bis die von Feuchtigkeit und Frost erstarrten Glieder wieder einige Lebenswärme und Gelenkigkeit erhielten. Verschiedene Bataillons-Commandanten wagten es, dem Generalissimus einige dieser unglückseligen Todescandidaten zuzusenden, und auf Abhülfe der alle Maßen überschreitenden Noth zu dringen; aber ein »*Não posso fazer nada*« (Ich kann nichts dabei thun) war die lakonische Antwort des ehrenwerthen Visconde.

Pecor träumte ungestört seinen schläfrigen Traum

erschlassener Ruhmsucht fort; er dachte an seine grauen, mit Ehre erbleichten Haare, die durch Kopf- und Geistesanstrengung leicht gänzlich verloren gehen konnten; er fürchtete, Entbehrungen und Gefahren würden seinen delikaten Magen, seine ausgehöhlte Brust zu Grunde richten, daß, wenn er stürbe, Brasilien keinen Jubelhelden mehr hätte. Sein großer, mit Proviant, Wein und Süßigkeiten aller Art wohl versehener Wagen, sowie die häufigen, nicht unbedeutenden Geschenke, welche ihm unablässig durch die Instanceiros zu Theil wurden, schützten ihn und seine Pferde einstweilen vor Mangel, und die Armee konnte selbst sehen, wie sie bestens durchkomme. Die apathische Niedergeschlagenheit, welche jetzt den größern Theil des Heeres, besonders aber die Brasilianer der nördlichen Provinzen dieses Landes überfiel, steigerte sich zu einem solchen Grade, daß das leiseste Rauschen des Windes jene Opfer thörichter Politik schon zittern machte; stumpf und abgemattet wankten sie langsam dem Gespensterzuge nach.

Endlich, am neunten Tage unseres Marsches, zerrissen die regenschwangern Wolken und ein heller Sonnenstrahl leuchtete, wie dem hinscheidenden Pulver die Unsterblichkeitshoffnung, unserem durchnästen, in Lumpen und Unreinlichkeit gehüllten Heere. Ein Geschrei freudiger Entzückung erscholl bei diesem Anblicke durch die Lüfte; Jeder suchte so viel wie möglich sich in der belebenden Wärme des himmlischen Feuermeers zu erquicken und seine zerfetzten Kleidungsstücke zu trocknen. Aber als ob auf diesem unglückseligen Marsche nicht nur die Furcht vor Nachsetzung von Seiten der Argentinier, sondern selbst der Fluch des Weltherrschers die brasilianische Armee ohne Unterlaß verfolgen sollte, verwandelte sich schnell der augenblickliche Sonnenschein in das schrecklichste Gewitter,

daß ich je in den tropischen Ländern, dem Königthume des Donners, erlebt. Dunkle Massen häuften sich plötzlich am Horizonte auf und schienen, gleich reißenden Thieren des fernen Wolkenwaldes, mit dräuenden Blicken uns stillen Schrittes zu folgen; die Luft war dabei kalt, aber durchaus nicht unruhig; die schweren, schwefelgelben Wolken streiften immer näher die Hügelspitzen dieses wellenförmigen Terrains. Mit jeder Minute schien sich das Ungewitter fester und dichter zusammen zu ziehen, und man hätte eher glauben sollen, die Cuchilla grande (große Bergreihe) sei wirklich im Anrücken, als daß die ganze furchtbare Erscheinung nur, wie eine überirdische Proceßion, am Himmelszelte hinschwebe.

Mit Schauern und Entsetzen starrten die Brasilianer dieses seltsam schauerliche Phänomen, diese scheinbare Begattung der Erde und des Himmels an, und versicherten im ersten Schrecken, es sei der Zorn Gottes, welcher in wenigen Augenblicken durch ein Mirakel das gesammte Heer vernichten werde, wie die Schaaren Pharao's im rothen Meere. Die Deutschen verlachten im Anfange ihre weniger beherzten Kriegskameraden; als aber plötzlich das Gewölk zerriß und in furchtbarer Pracht sich seines elektrischen Stoffes entledigte, da verstummten auch die munteren Gesänge, die ironischen Redensarten des 27sten Bataillons. Ein einziger kräftiger Windstoß führte im Moment das Gewitter über unsere Köpfe hin, wo es mit einer solchen Wirksamkeit losbrach, daß der größte Theil des Heeres an dem zerbläuten Körper noch mehrere Tage nachher die Zeichen davon aufzuweisen hatte; ein Hagelschlag folgte, welcher so derb und gewichtig aus den Wolken herunter fuhr, daß die Brasilianer, obgleich sie ihre zerrissenen Mäntel weit über die Ohren zogen, dennoch vor Schmerz laut aufschrien, und

prasselte, mit riesigem Regen vermischt, unaufhaltsam auf uns herab; die ganze Colonne blieb ohne gegebenes Commando stehen, drehte der Windseite den gekrümmten Rücken zu und schrie einstimmig: »Que Diabo de chuva de pedras!« (Welch teuflischer Steinregen!). Schlag auf Schlag fuhren die Blitze hernieder, immer furchtbarer rollte der Donner, die Erde dröhnte, der ganze Horizont schien in Flammen zu stehen; muthlos kauerten die Truppen auf dem Boden zusammen und erwarteten in stiller Ergebung den Anfang des jüngsten Tages. Aber diesmal war die Stunde des Weltgerichts noch nicht gekommen, wenn auch die Posaune des Orkans mit der Orgel des heftigsten Elementenkampfes, mit den gotteslästernden Flüchen menschlicher Wesen in Einklang tönte; denn noch hat die Erde Raum und Befriedigung genug für alle darauf lebenden Individuen; das Toben des Sturmes, das Rollen des Donners ließ endlich nach; nur der Regen dauerte fortwährend, und hörte erst bei unserer Ankunft in Paratini allmählich wieder auf. Vierzehn volle Tage hatte wir auf diesem Wege von 19 Legoa's, kaum 14 deutschen Meilen, zugebracht.

Wahrhaft traurig war der Anblick der nicht von Feindeshand geschlagenen, aber durch Hunger und Kummer aufgeriebenen, aus fast allen Nationen der civilisirten und uncivilisirten Welt bestehenden Armee, bei unserem Einzuge in den Ort der einstweiligen Bestimmung. Der Weg, welchen wir durchzogen, war vom Lager her bis zu dem Dörfchen, wo man die Truppen einstweilen einquartierte, mit todtten Pferden und Ochsen wie besäet; die zur Abschätzung niedergesetzten Commissaire schlugen den Verlust des Viehes auf 6000 Stück an. Aber nicht allein Thiere, sondern auch Menschen, — Menschen, die zur Bestätigung des eigenen Sklaventhums Gesundheit, häusliches Glück und

das Leben auf's Spiel setzten, waren bei dieser Gelegenheit schmachlich umgekommen; besonders von den in Pernambuco, Bahia und der Provinz Ceará rekrutirten Bataillonen mußte ein großer Theil ein Opfer des Todes werden. Gar viele dieser Unglücklichen hätte man retten können, wären nur die geringsten Anstalten für Fälle solcher Art getroffen gewesen; aber die wenigen Wagen, die noch dem Heere folgten, blieben immer mehr Meilen zurück, und die Feldapotheken hatten keine Arzneien mehr, — ja sogar das Gift war ihnen ausgegangen. Man mußte also diejenigen, welche nicht weiter marschiren konnten, an Ort und Stelle zurücklassen, und in der Regel wurde den Halbtodten von den eigenen Kameraden schon das wenige Zeug vom Leibe gerissen, bevor sie noch den letzten Lebensodem ausgehaucht. Der egoistische Visconde, der an all diesem Unheil Schuld war, träumte noch immer von der Treulosigkeit seines lieben Freundes Fructuoso Ribeiro, des schlaunen Cunctators, und ritt, wenn ihm das ewige Fahren nicht mehr anstand, bei diesen Gräuelszenen mit ewig unverändertem Marmorgesichte ruhig neben dem Heere einher, und schien sich gar wenig um das grenzenlose Elend seiner Untergebenen zu bekümmern.

Endlich erreichten wir, nachdem wir uns schon hundert Mal dem Tode nahe gewähnt, das kleine Dörfchen Paratini, wo wir einstweilen die Winterquartiere bezogen und auf die Entscheidung der begonnenen Friedensverhandlungen ungeduldig harreten. Die Bewohner dieses Ortes sahen mit Staunen und Entsetzen den Einzug der brasilianischen Armee an; kaum reichten die wenigen, lumpenähnlichen Kleidungsstücke noch hin, die Blößen der Soldaten zu bedecken; sogar unter den Offizieren befanden sich viele, denen durch die Mäße während des Marsches die Sohlen von den

Stiefeln abgefallen waren; auf Sandalen, durch Riemen von ungegerbter Ochsenhaut an den Füßen befestigt, trat der größte Theil des Heeres den gaffenden Zuschauern von Paratini entgegen. Die Bürger dieses Städtchens hatten mit Recht erwartet, uns in vollem Glanze der Uniformen und Siegeskränze wiederzusehen; sie hatten deshalb Blumen auf die Straßen gestreut und aromatische Kronen für die heimkehrenden Vaterlandsbefreier geflochten; als aber dieser sansculottähnliche Zug langsam durch das Thor einmarschirte, verstummte plötzlich das Freudengeschei der vorhin so laut jauchzenden Menge. Abgerissen, zerlumpt und zerfetzt, schleifte sich das Heer bis auf den geräumigen Marktplatz, von wo aus die Bataillone in ihre verschiedenen Quartiere vertheilt werden sollten. Den deutschen Soldaten wies man die gothisch-chinesisch gebaute Kirche zur einstweiligen Herberge an, obgleich sich die Pfaffen eifrigst dagegen sträubten; das gesammte Offiziercorps des 27sten Jägerbataillons erhielt dagegen ein kleines, schmutziges Häuschen, welches eher einem Schweinestalle, als einer für Menschen eingerichteten Wohnung ähnlich sah.

Dennoch schätzte sich ein Jeder glücklich, seit vielen Monaten zum ersten Male wieder unter Dach und Fach zu kommen, und war froh, wenn auch auf harten Dielen, doch wenigstens ein ruhiges, von den Dämonen der schrecklichsten Traumwirklichkeit ungestörtes Schlafen zu machen. Kaum hatten die Soldaten ihre Gewehre, Tornister, Säbel und Patronentaschen in der Kirche abgelegt, da stürmten sie auch sogleich in das Dorf, um für die letzten Reis etwas Brot oder Reis einzukaufen; ja der Zubrang in den Bendas war so arg, daß es dabei zu blutigen Kaufereien kam. Einen solchen Werth kann ein Stückchen Brot oder ein Gläschen Brantwein haben,

wenn lange Entbehrung dem ersehnten Genuße vorangeht. Als aber die Offiziere wenige Augenblicke später ihre Burschen aussandten, um etwas Brot, Zigarren, Salz und Rum einzuhandeln, war im ganze Neste nichts mehr zu haben. Verdrießlich mußten wir uns dazu entschließen, unsere Pferdedecken auf dem harten Boden auszubreiten, die Sättel (wer nämlich noch einen hatte) unter den Kopf zu legen und geduldig unsern Hunger zu verschlafen. Die Ankunft des heimkehrenden Heeres in Paratini wurde indessen bald in der Umgegend bekannt, und von nah und fern strömten Gutsbesitzer und Bauern herbei, um ihre Waaren feil zu bieten, — doch Niemand von uns hatte leider Geld, das Geringste kaufen zu können.

Mehre dem General deshalb eingereichte Gesuche blieben entweder unbeantwortet, oder wurden gar mit kurzen, strengen Worten zurückgewiesen; da riß endlich allgemein die Geduld; die Bittschriften verwandelten sich in Drohschriften; heftig drang man auf die rückständige Zahlung von wenigstens zwei bis drei Monaten. Erschrocken willigte der alte Visconde huldreichst ein; doch ward des neunmonatlichen schuldigen Gehaltes von dem verflossenen Jahre durchaus nicht erwähnt, sondern dieser blieb unter dem Titel *Utrazados* (Rückstände) einstweilen ruhig in den Stabslisten stehen, während man mit schändlicher Finanzspeculation eine ganz neue Rechnung anfang. Nicht allein die Langsamkeit, sondern auch die Parteilichkeit, mit welcher die kargen Zahlungen geschahen, mußte nothwendig einen schlechten Eindruck auf die tief erschöpften Truppen machen. Wem der Visconde wohl wollte, dem ließ er den Sold auf der Tresorerie regelmäßig auszahlen, ja oftmals noch Vorschuß geben; die Uebrigen aber konnten Jahre lang warten, bis sie nach und nach ihr fauer verdientes Geld erhielten,

und sahen sich nicht selten, wenn sie nicht Hungers sterben wollten, genöthigt, ihre Rückstände um einen Spottpreis an irgend einen jüdischen Speculanten zu verkaufen. Auf diese Art hatte es natürlich keineswegs den Anschein, als ob man in Diensten des Kaiserthums stände, sondern als wenn der General nach seinem Belieben die einzelnen Individuen aus seiner Tasche besolde; — das erste klingende Geld, welches wir jetzt erhielten, wurde sogleich zur Anschaffung von neuen Uniformen verwendet, damit wir doch wenigstens wiederum das äußere Ansehen eines cultivirten Menschen usurpirten.

Lecor, der Bisconde, welcher nach gerade auch überzeugt war, daß es hohe Zeit sei, die unruhige und schlecht gelaunte Armee in eine andere Stimmung zu versetzen, suchte jetzt durch alle nur erdenklichen Mittel die Offiziercorps der verschiedenen Abtheilungen für sich zu gewinnen. Die schon seit langer Zeit zwischen ihm und dem Marschall Braun bestehende Feindschaft hatte durch den Einfall des Letztern in die Provinz Cisplatina eine solche Deffentlichkeit erhalten, daß eine oft bis ans Unanständige grenzende Zwietracht im Heere, und ein gewisser, ungebändigter Parteigeist unter den einzelnen, höher stehenden Individuen die nothwendigen Folgen davon sein mußten. Die gesammte Infanterie, besonders aber die Deutschen, waren, wie leicht zu denken, mehr auf der Seite des Chefs vom Generalstabe, ihres Landsmannes Braun; die Milizen dagegen, die bei weitem den größten Theil des Heeres ausmachten, hielten es unter Anführung der Marschälle Barreto und Callado mit dem commandirenden General Lecor. Dieser Letztere glaubte aber in seinem Sybariten-Traume, nicht besser die Abtrünnigen wieder an sich ziehen zu können, als wenn er auf eigene Kosten, das heißt auf Rechnung

des Staats, bisweilen kostbare Bacchanalien und glänzende Schmausereien gab.

Der zwölfte October, der Geburtstag des Kaisers, bot schon eine mehr denn passende Gelegenheit dazu dar, welche der Visconde de Laguna denn auch nicht unbenutzt vorüber gehen ließ; denn er verstand sich jetzt weit besser auf Raketen- als auf Kanonenfeuer. Braun hatte, als interimistischer General en Chef, das Jahr vorher diesen Tag durch ein großes Manöver gefeiert; Lecor verherrlichte ihn durch ein brillantes Frühstück, zu welchem die sämtlichen Offiziere der ersten Linie eingeladen waren.

Nach einem kurzen Gottesdienste und einem langweiligen Parademarsche begann dies diplomatische Dejeuner Morgens um zehn Uhr, und dauerte bis den Nachmittag um sechs, worauf die Gäste höflichst gebeten wurden, die Stiefeln mit Tanzschuhen zu wechseln, indem der Ball beginnen solle. In der größten Eile lief ein Jeder nach Hause, um sich so schnell und gut als möglich umzukleiden. Eine große Anzahl Damen, welche in ihren stillen Kläusen von diesem merkwürdigen Feste viel Abenteuerliches vernommen, waren zu Pferde, zu Esel und zu Wagen schon am Vormittage in Paratini angelangt, und Niemand von uns zweifelte daran, Abends eine Gesellschaft der schönsten Mädchen und Frauen aus der umliegenden Gegend in den schnell ausgeschmückten Salons des Visconde anzutreffen. Die höchst elegante, mit Speisen aller Art überladene Tafel beim Frühstück ließ wohl darauf schließen, daß der Ball nicht weniger prachtvoll ausfallen dürfte; denn die zu diesem kaiserlichen Geburtstagsschmause angewandten Summen mußten wohl von ziemlicher Bedeutung gewesen sein, da man unter Anderem ganze Fuder von Portwein und Madeira mit unsäglichen Kosten expreß von Rio grande

nach Paratini transportirt hatte. Allein die tanz- und eroberungslustigen Schönen, die in der Hoffnung, dem Balle beizuwohnen, in vollem Staate hier angekommen waren, hatten sich heute sehr geirrt; denn dem gedächtnißschwachen Bisconde war es nicht im Traume eingefallen, sie zu sich einladen zu lassen.

Dennoch führten die brasilianischen Offiziere, unter den schreienden Jubelstönen der vollständigen Regimentsmusik, den tollen Sanctveitsstanz auf, wobei, in Ermangelung der Damen, die jüngeren Männer deren Stelle vertraten; ein weißes Tuch, mit einer Schleife um den linken Arm gebunden, bezeichnete, daß man sich für den Augenblick zum schönen Geschlechte zählte, während keine Auszeichnung den galanten Ritter kenntlich machte. Die Hörner schmetterten, die Trommel knurrte, die Piccoloflöte gellte dazwischen, — und die Paare drehten sich wie wahnsinnig — der Wein trug wohl nicht wenig dazu bei — taumelnd im Kreise herum. Die weiblichen Manieren nachäffend, wandten und bogen sich die, in Damen metamorphosirten, jungen Herren dermaßen, daß es bei den Zuschauern erst Lachen, dann ein Gefühl des Ekels erregte. Mit Staunen blickten die deutschen Offiziere diese lächerliche Travestie einer gesellschaftlichen *divina comoedia* an, und da sie sich in dem frohen Wahne, hier liebesfische, schöne, »tanzbeflügelte und lustverklärte« Brasilianerinnen antreffen zu müssen, schmerzlich getäuscht sahen, trieb sie die drückendste Langeweile bald wieder heim zu den Strohmatten im Schweinestalle.

Raum hatte sich die wieder zum Leben erwachende Armee von den Strapazen des Marsches ein wenig erholt, so erhielten wir auch schon den Befehl, außerhalb des Dorfes die gehörigen Baracken zu erbauen, und wer von den Soldaten nun vielleicht noch ein

Stück Zeug am Leibe hatte, der mußte es bei dieser heillosen Arbeit gewiß zusehen. So begann denn nun abermals das Einförmige des Lagerlebens; nur wer Sinn für Naturschönheiten besaß, konnte in dieser reizenden Gegend einige besänftigende Unterhaltung finden.

Das Terrain um Paratini ist gebirgig, allenthalben von kleinen Flüssen und Bächen durchschnitten, deren Rand Gebüsch und Wald reizend bekränzen; das Dörfchen selbst liegt auf dem Gipfel einer allmählich ansteigenden Anhöhe, — ganz wie ein Sturmvogel, der mit silberner Brust von seinem Schilfneste herabschaut. Auf der einen Seite scheint dieser Berg förmlich gespalten und bietet dem Auge eine furchtbare Kluft dar, die steil und abschüssig in die gähende Tiefe geheimnißvoll hinunter geht; unten rauscht ein Bächlein, welches spiegelhell durch das dunkle Grün des an beiden Seiten hoch aufgeschossenen Buschwerkes und die üppig wuchernden Schlingpflanzen verstohlen blickt. Rechts und links von diesem Einschnitte thürmen sich ungeheure Felsenstücke auf, die, dem ersten Anscheine nach, jeden Augenblick mit fürchterlichem Geprassel zusammen zu brechen drohen, — so daß es dem staunenden Beobachter unbegreiflich wird, wie diese kolossalen, gänzlich schroff hinabhängenden Massen sich in dieser, den Grundsätzen der Natur widerstreitenden Lage vielleicht viele tausend Jahre haben erhalten können; auf der andern Seite hat man die herrlichste Aussicht über ewig grüne, wellenförmige Hügel, welche jedoch, je näher der Küste, allmählich mehr und mehr an Höhe und Gesamteindruck verlieren. Tausende von Pferden und Ochsen, die hier bei dem ungewohnten Anblicke bewaffneter Menschen scheu nach allen vier Winden auseinander sprengten, weideten früher auf diesen herr-

lichen Triften; jetzt aber zeigte der Krieg, wenn gleich der Feind nie in diese Gegend eingedrungen, doch auch hier seine bösen Folgen. Da sich nämlich Niemand seines Eigenthums mehr sicher glaubte, hatten die Einwohner in ihrer Verzweiflung das Vieh zum Theil aus den gebahnten Wegen fortgetrieben, oder sie waren gezwungen gewesen, es dem anrückenden Heere als Beute zu überlassen, und der Rest davon war gänzlich verwildert. Scheu prusteten die Pferde, sobald sich nur ein Soldat sehen ließ, hoben Schwanz und Mähnen stolz in die Höhe und jagten, wie vom bösen Geiste besessen, durch Berg und Thal, durch Wasser und Wald in gestrecktem Galopp davon; sogar den besten Lagadores wollte es oft nicht einmal glücken, die wilden Bestien einzuholen, obgleich diese Leute mit Recht als geschickte Reiter zu loben, wohl beritten und beständig mit dem Lago und den Bollaß versehen sind.

Da es mir indeß im neuen Lager mit jedem Tage unheimlicher zu Muthe ward, indem theils die entsehrlichste Langeweile, theils die, durch unsern vielbesprochenen Bataillonscommandanten Luiz Manoël de Jezus eingeleiteten, bereits in dem ganzen Offiziercorps Wurzel fassenden Intriguen beständig zunahmen, so beschloß ich klüglich, mit einigen Kameraden mir die lästige Zeit durch Streifzüge in diese romantischen Fluren nach besten Kräften zu vertreiben. Der Dienst, welcher zu jener Zeit nicht von besonderer Bedeutung war, konnte uns in diesem Vorzuge nicht hindern, und wir trafen daher sogleich Anstalten, nicht allein die nahegelegene, sondern auch die weiter entfernte Gegend in Augenschein zu nehmen; vergaß man doch wenigstens auf diese Weise momentan die unangenehme Situation, worin man sich in diesem Lust- oder auf diesem Schmerzens-Lager befand. Die

sämmtlichen, einzeln gelegenen Besitzungen rings um Paratini wurden nunmehr wie gebührend besucht, ja fast wörtlich genommen, überschwemmt, bei welcher Gelegenheit denn auch manch interessantes Abenteuer die verstimzten Gemüther wieder aufheiterte.

So kam ich einst mit einigen Freunden bei einer lieblich gelegenen Wohnung vorbei, wo wir alsobald anhielten, da uns bei der entseßlichen Hitze der brennendste Durst auf die unerträglichste Weise plagte. Wasser und Feuer kann man sich in ganz Brasilien in jedem Hause ausbitten, ohne jemals eine abschlägige Antwort befürchten zu müssen, und wir zögerten deshalb nicht, sogleich von den Pferden abzustiegen und uns der Thüre zu nähern. Ganz gegen die Sitte dieses Landes trat uns ein ausgezeichnet hübsches und, wenn auch ländlich, doch sehr anständig gekleidetes Mädchen entgegen, und fragte verschämt und hoch erröthend nach unserem Begehren; — Rosa hieß sie, das sagte sie uns gleich; aber es war keine Rose mit halb verbleichten, herabhängenden Blättern, mit dem überreifen Samenkelche, — eine Feuerlilie schien sie, die als eben aufbrechende Knospe den Strahlen der ersten Morgensonne neidisch Trotz bot, — eine Lotosblume, deren geheimnißvoller Blätter-schleier eine ganze Mythologie verbirgt. Mit der galantesten Höflichkeit baten wir um einige Gläser Wasser, worauf sie uns sogleich einlud, in das Haus einzutreten. Schnell wurde von dieser Güte Gebrauch gemacht, und in wenigen Augenblicken saßen wir mit der Mutter, einer alten Pachterswitwe, und der schönen, unbefangenen Tochter ganz vertraulich in dem sauber eingerichteten Zimmer beisammen.

Die Damen waren beide der Meinung, daß wir als Ausländer, wofür sie uns sogleich erkannten, die schweren portugiesischen Ausdrücke nicht verstehen wür-

den, und wagten es daher, mit sonst nicht gebräuchlichen, selten vorkommenden Worten gegenseitig die Schönheit der Fremden zu rühmen; aber ich hatte nicht umsonst den Camoëns und das Herz der brasilianischen Frauen studirt, ich verstand den Inhalt der Rede so wohl, daß ich meinen weniger in dieser Sprache bewanderten Gefährten sogleich mündlich die deutsche Uebersetzung lieferte, worauf diese unverzüglich in ein lautes Gelächter ausbrachen. Rosa vermuthete sogleich, daß man sie verstanden, und wandte sich schnell mit der Frage zu uns um: »Sie haben doch nichts gehört?« — »Nicht allein gehört, sondern auch wohl begriffen,« war die Antwort; »Sie haben die Güte gehabt, die Ausländer recht hübsch zu finden; wir wagen es jetzt, die Frage an Sie zu richten, ob Sie sich wohl je entschließen könnten, einen Ausländer zu heirathen.«

Diese eben nicht bescheidene Aeußerung brachte das arme Mädchen sichtbar aus aller Fassung; verschämt schlug sie die dunkeln Augen nieder, woraus wir, wie aus Nebelgestirnen, Alles lesen konnten, was man eben wollte, und stammelte einige unverständliche, halb indische Worte, die selbst die Gebrüder Schlegel mit aller ihrer Weisheit nicht entziffert hätten. Aber plötzlich kehrte der Frohsinn wieder, und mit liebenswürdiger Natürlichkeit erwiederte sie: »Weßhalb denn nicht? wüßte ich nur, daß Ihr Christen wäret!« Wir sahen uns gegenseitig verwundert an und fragten mit erstaunter Miene auf Portugiesisch, zu welchem Glauben wir uns denn wohl nach ihrer Meinung bekennen möchten.

»Os Senhores são Inglezes, e os Inglezes não são baptizados!« (Die Herren sind Engländer, und die Engländer sind nicht getauft!) erwiederte die Liebliche; — »folglich auch keine Christen,« wollte sie

eben hinzusetzen, als sie sich durch unser lautes Lachen in ihrer heiligen Protestation unterbrochen fand.

Alle Versicherungen, daß Britannien's Söhne eben sowohl, wie die Brasilianer, die heilige Taufe empfangen, wurden mit Kopfschütteln und einer unglaublichen Miene beantwortet, und erst als wir hoch beschworen, daß wir ehrliche Deutsche wären, und der ganze südliche Theil unseres Vaterlandes den Papst zu Rom als einzigen, geistlichen Schiedsrichter des Welt-dilemma's anerkenne, wurden wir wieder mit freundlicheren Augen betrachtet, mit kräftigerem Händedruck begrüßt. Nun sollte aber ein Jeder sagen, aus welcher Gegend Deutschlands er gebürtig; der eine gab Baiern, der andere Oestreich, der dritte Baden, der vierte Mainz, der fünfte Dresden für sein Geburtsland an; doch hätten wir eben so gut Hamburg, Bremen, Cuxhaven oder Buxtehude nennen können, da, wie wir später bemerkten, die bigotte Schöne nicht einmal wußte, ob diese Länder im Monde oder auf unserem Erdballe lägen, ob auch wirklich der Gott ihrer Väter je Geographie oder Historie studirt.

Da das Gespräch nun einmal über Religion handelte, so schweifte es natürlich bald aus und lenkte sich sodann auch auf die Juden. Mit Widerwillen wandte sich Rosa schon bei dem bloßen Worte ab, und versicherte mit der festesten Glaubensüberzeugung, daß dieß gar keine Menschen seien, sondern halb in das Geschlecht der Teufel schlügen, wovon der lange Affenschwanz, den sie, wie jene, in Bart und Kleidung nachschleppten, ein deutliches Zeugniß gäbe. Alle angewandte Mühe, dem bigott liebenswürdigen Mädchen diesen Unsinn aus dem trogigen Köpfchen zu reden, war vergeblich; ihr Beichtvater hatte es ihr hoch und heilig betheuert, und ein solcher Mann, der ihr mit

tausend Küßen die Fabeldeutung des Katechismus ein-geimpft, konnte, ihrer Meinung nach, weder irren, noch lügen. Auch die Mutter stimmte mit ein, ja sie wollte sogar schon einmal ein solches unchristliches Ungethüm gesehen haben, — und zwar zur Zeit der Reinigung der Jungfrau Maria. Sie bekreuzigte sich drei Mal, indem sie dies erzählte.

Obgleich der Stamm des Ewigwandernden in Brasilien so sehr verhaßt ist, und obwohl das Wasser bekanntlich nicht von Balken getragen wird, so gab es dennoch mehrere Juden, welche die weite Seereise nicht gescheut, und sich theils in der Hauptstadt, theils in den Provinzen des Kaiserthums angesiedelt hatten. Die große Aehnlichkeit, die zwischen ihrer Physiognomie und der portugiesischen stattfindet, schützte sie vor Entdeckung, und sie selbst waren klug genug, sich nicht durch äußere Ausübung ihrer orientalischen Gebräuche zu verrathen; denn wenngleich in Brasilien Religionsfreiheit existirt, und man sie daher auch nicht geradezu verfolgt haben würde, so hätten sie doch, wenigstens im Innern des Landes, auf jede gesellschaftliche Verbindung Verzicht leisten müssen; nur die Deutschen erkannten sie schon an ihrem Dialekte, doch kümmerten diese sich wenig um sie, und waren nicht schlecht genug, durch böshafter Ver-rath ihren Handel oder ihr sonstiges Gewerbe zu stören.

Zum Ruhme des jüdischen Volkes muß ich eingestehen, daß selbst in diesen heißen Zonen, wo der Körper leichter erschläft und jede Arbeit einen bedeutenderen, anstrengenderen Kraftaufwand erheischt, ihre Thätigkeit immer dieselbe blieb, wie dies in allen anderen Ländern der Fall ist. Weder die Mühe, noch die brennende Sonnenhitze scheuend, sah man sie beständig die großen, in die Provinzen Minas geraës und St. Paulo

führenden Heerstraßen mit beladenen Maulthieren, oder wenn sie noch Anfänger waren, auch wohl zu Fuß, mit einem kleinen Känzel voll Waaren auf dem Rücken, hinauf und herunter ziehen.

Dieser eiserne Fleiß, diese beispiellose Ausdauer verschafften ihnen allmählich in der ganzen Kaiserstadt, besonders bei den deutschen Kaufleuten, Zutrauen und Credit, wodurch sich sehr bald einige dieser Leute, die als Bettler nach Brasilien gekommen, in den Stand gesetzt sahen, Transporte von 8 bis 10,000 spanischen Piaßtern an Werth in das Innere des Landes zu führen. Kaum aber war der Erste bis auf diesen heiß ersehnten Punkt gelangt, als er auch eines Tages in aller Geschwindigkeit seine Waaren in St. Paulo, der früher erwähnten Hauptstadt der fruchtbaren Provinz gleichen Namens, für baares Geld verkaufte, und statt nach Rio de Janeiro zurückzukehren, dort die schuldigen Zahlungen zu leisten, sich in Santos, einem kleinen, an der Ostküste gelegenen Hafen, embarckte und somit für immer aus dem Gehreife der Gläubigen und seiner Gläubiger verschwand. Die erschrockenen Glaubensbrüder schimpften über die Maßen auf den frechen Ausreißer, und wünschten ihm, da er ihren Credit verdorben, alles mögliche Unheil mit auf den Weg; suchten sich aber durch constante und contante Aufopferungen bei den Kaufleuten das verlorene Zutrauen wieder zu erwerben, — und auch diesmal gelang es ihnen trefflich. Wiederum dauerte es nicht lange, so war ein Zweiter auf eben diese Art unsichtbar geworden, ohne auch nur einen Schatten hinter sich zurückzulassen, dann folgte ein Dritter, zuletzt ein Vierter, — und jetzt ist dieses Volk, gleichsam als ob der Fluch Gottes darauf laste, wenigstens aus der Hauptstadt fast gänzlich verjagt.

Zweiter Band.

2

Beinahe möchte man, ohne den Vorwurf der Ungerechtigkeit auf sich zu laden, glauben, daß wohl bedachte Projecte diesen Spitzbübereien zum Grunde gelegen, und förmliche Verbindungen und Verabredungen unter der ganzen Israelitencorporation stattgefunden; denn es erwies sich später, daß die pfiffigen Mosesbekenner während der Ausführung ihrer niederträchtigen Pläne noch mit ihren übrigen Glaubensgenossen einen starken Briefwechsel geführt, ja auch wohl kurz vor der Abreise sehr lange und angelegentliche Unterredungen mit ihnen gehabt hatten. Man behauptete daher ziemlich allgemein, daß mehrere dieser Subjecte sich in anderen Ländern wieder zusammenfinden und, als echte Juden, von der gemachten Beute gemeinschaftlich irgend ein großes Banquiergeschäft etabliren würden. Dies blieben indessen nur Vermuthungen, worauf wohl mit Gerechtigkeit, aber nicht nach dem Rechte zu fußen war, und die Betrogenen mußten, da es an überführenden Beweisen fehlte, und überdem zu jeder Anklage nach brasilianischen Gesetzen drei Zeugen gehören, ruhig dazu still schweigen; aller Erkundigungen und Nachstellungen ungeachtet, vermochte man nie die kleinste Spur der verlaufenen Judasbrüder zu entdecken. Ich könnte also unter obliegenden Umständen wohl keinem Juden eine Auswanderung nach Brasilien anrathen; denn nicht allein ist für sie jedes Vertrauen bei den hier ansässigen Ausländern völlig verloren gegangen, sondern, wie wir gesehen, schreiben die Brasilianer ihnen sogar lange, dämonische Schwänze zu, und stellen sie in die Kategorie der Halbteufel.

Wir wiederholten unsere Besuche bei den erwähnten Damen immer häufiger, und knüpften auch bei unseren Streifereien verschiedene neue Bekanntschaften und interessante Liebesintriguen an, so daß

wir in der letztern Zeit eben nicht mehr über Längeweile klagen durften. Die Stunden, in welchen es sich nicht ziemte, Besuche abzustatten, füllte die Jagd mit ihren mannichfachen Freuden aus. Die Natur eröffnete sich vor uns mit ihrem geheimnißvollen Zauber, und viele der unbekannten Capitel ihrer Geschichte wurden uns herrlich verdeutlicht. So trafen wir unter Anderm die Nester der großen Eidechse nicht selten mit vierundzwanzig und mehr Eiern angefüllt, die faustdicke Aranha Caranguexeira (Buschspinne), buntfarbige Kolibri's in ungewöhnlich großer Anzahl, und von Schlangen besonders die grüne Cipo, die schillernde Korallenschlange, die Tararacca und den Surucucú; so auch Vögel jeder Gattung und Gestalt, als wilde Enten, Gänse, Strauße, Reiher, Schnepfen, Pfeffervögel, Kibitz; und vorzüglich an Rehen, die aber ihres unangenehmen Geruches (Catinga) wegen beinahe nicht genießbar sind, mangelte es nie.

Am 30sten October 1828 machte plötzlich der Donner der Kanonen die Lüfte erzittern, um zu benachrichtigen, daß etwas Außerordentliches im Lager vorgefallen sein müsse; wir eilten deßhalb schnell zurück, und erstaunten nicht wenig, als wir erfuhren, daß es Freudenschüsse zur Feier der endlich zu Stande gekommenen Friedensverhandlungen seien. Niemand in der Armee war wohl an diesem Tage froher und vergnügter, als der alte Bisconde, der bis jetzt ängstlich dem Untergange seines in Portugal schwer erworbenen Ruhmes entgegen gesehen, nun aber, da er keine Schlacht verloren, — aus dem einfachen Grunde, weil er keine geschlagen, — mit Glanz von dem Schauplatze des Krieges abzutreten gedachte. Aber auch er wurde bei seiner nachherigen Rückkehr in Rio de Janeiro vor eine Untersuchungscommission gestellt, wo es ihm nur mit vieler Mühe, durch Geld und gute

Freunde gelang, mit Ehren freigesprochen zu werden. Wie oft sahen wir nicht schon im Laufe dieser einfachen Erzählung die ersten Gewalthaber der Armee zur Rechenschaft gefordert, doch nie zur Strafe verurtheilt werden!

Zum Beweise, mit welcher Nachlässigkeit und offenbaren Ungerechtigkeit man auch die Gesetze in Bezug auf die Militairpersonen immerdar vollzog, möge hier nur Folgendes dienen. Drei Offiziere vom 14ten, in Bahia rekrutirten Bataillon befanden sich auf Befehl ihres Commandanten Argola, eines allgemein für boshaft und betrügerisch anerkannten Menschen, bereits seit sechs Monaten auf der Hauptwache als Arrestanten, ohne es auch nur dahin bringen zu können, den Grund ihrer Verhaftung zu erfahren und vor ein Kriegsgericht, um welches sie selbst eifrigst nachsuchten, gestellt zu werden. Mit einer, keinem Soldaten, am wenigsten aber einem commandirenden General geziemenden Sorglosigkeit blieben die deshalb eingereichten Bittschriften unbeachtet liegen; ja alle Vorstellungen, welche die Kameraden der Eingekerkerten zu machen wagten, wurden mit empörender Gleichgültigkeit aufgenommen. Aber doch ist dies ungerechte Verfahren weniger der Erwähnung werth, als das Local selbst, worin die Gefangenen, wie gestukte Vögel im Käfige, so elendiglich schmachteten. Ein enges, mit Ratten, Mäusen, Flöhen, Bichos do Pé, Mosquitos, kurz mit Ungeziefer jeder Art überfülltes Gemach, dessen mit Unrath aller Art beschmutzte Wände beim ersten Anblicke schon Ekel erregten, ein feuchtes, düstere Loch, in dem sich weder Fußboden, Fenster, noch Decke befanden, wo der Regen von allen Seiten durch das schlecht verwahrte Dach dermaßen eindrang, daß nicht selten die Arrestanten bis über die Knöchel im Rothe waten mußten; — dies war der Aufenthalt,

den man drei Offizieren anwies, welche bis dahin noch keines Vergehens überführt waren, welche so oft um eine Untersuchung gebeten, und denen man früher nie etwas Pflichtwidriges hatte zur Last legen können.

Dies also, dies ist die viel gerühmte Freiheit der neuen Welt; ungestraft und ohne weitere Rechenschaft zu geben, darf ein Oberstlieutenant es wagen, die Offiziere seines Bataillons in ein Gefängniß zu sperren, welches den schlechtesten Hundestall an Ekel erregender Schmutzigkeit noch übertrifft; wo durch das unzählige, marternde Ungeziefer der arme Verhaftete nicht nur eine gefängliche, sondern die infamste körperliche Züchtigung erleidet. Wahrlich, in Ländern, wo solche Willkür herrschen darf, werden die klügsten Gesetze ein Unding.

Die Brasilianer führen in ihrem stolzen Wappen die Erdkugel und neunzehn Sterne, und schreiben an ihren Münzen darüber: »In hoc signo vinces«; — aber gewiß, so lange nicht ein anderer Sinn die Rastratenvolk belebt, wird es mit diesem Zeichen niemals siegen. Wie schwierig würde es außerdem sein, eine ganze Nation plötzlich wie durch ein Wunder umzuwandeln! Nur einem einsichtsvollen, mit dem höchsten Kraftbewußtsein gebietenden Monarchen könnte es vielleicht gelingen, dieser gänzlich demoralisirten Menschenmasse allmählich edlere Gesinnungen einzuslößen; keine Deputirten-, keine Senatoren-Kammer müßte die Handlungen, nicht einmal die Launen des Selbstherrschers beschränken; denn so nützlich, so vorthellhaft auch eine solche constitutionelle Verfassung für jedes gebildete Land sein mag, — so ist Brasilien noch lange nicht reif dazu. Soll ein Weinstock mit Schatten, Frucht und Begeisterung das Herz des Menschen

erfreuen, muß ihm vor allen Dingen Sonnenschein, Stütze, liebevolle Pflege zukommen; denn:

„Kann er weder Stamm noch Mauer finden,
Muß er verborren, muß er verschwinden.“

Ein Regent, mit den höchsten Vollmachten begabt, von der höchsten Gerechtigkeitsliebe beseelt, bleibt ewig besser, als Hunderte, die bei jeder Gelegenheit stets mehr Privilegien und Gewalt an sich zu reißen suchen. Wehe daher dem Lande, worin jeder Vorgesetzte ein Tyrann, ein Despot seiner Untergebenen sein darf, wo die heiligsten Gesetze der Willkür einzelner Individuen weichen müssen, welche vielleicht die Laune des Schicksals auf einen höheren Posten stellte! Besser bleibt es doch immer, nur einem Einzigen zu gehorchen, als der willenlose Spielball vieler zu sein.

Dom Pedro war freilich nicht der Mann, dessen körperliche und geistige Fähigkeiten hinreichten, für Brasilien eine glückliche Veränderung hervorzubringen; nur ein russischer Peter der Große, ein burgundischer Karl der Kühne oder ein schwedischer Karl der Zwölfte wäre im Stande gewesen, dieser entnervten Nation einen andern Geist einzuhauchen. Die Schwäche, die der jetzt vertriebene Kaiser bei jeder Gelegenheit zeigte, konnte unbedingt nur dazu dienen, die kleineren Unterdrücker des Volkes noch mehr zu ermuthigen, und ihre Gewalt mit jedem Tage in ein helleres Licht zu stellen; kein Wunder also, wenn endlich die Brasilianer, noch dazu von den Deputirten durch Worte, Wein und Geld aufgehetzt, die Waffen ergriffen und sich eines Regenten zu entledigen suchten, welcher, statt die Freiheit und die Privilegien der niederen Klassen eines vor Kurzem begründeten, constitutionellen Reiches aufrecht zu erhalten und sich um die dringendsten Staatsgeschäfte zu kümmern, mit Hühnern, Butter und Eiern handelte, — dem die Fazenda von St. Cruz,

als ergiebiges Privateigenthum, von jeher weit mehr am Herzen lag, als das gesammte übrige Kaiserreich.

Nachdem jetzt der definitive Frieden abgeschlossen, folglich auch die Armee an der Grenze der Republik unnöthig war, hofften wir täglich, in irgend eine andere Provinz verlegt zu werden; aber dem alten Visconde schien es so besonders wohl in Paratini zu gefallen, daß er lange Zeit hindurch sich nicht entschließen konnte, dieses Dorf, wo es viele hübsche Mädchen gab, zu verlassen. Ich aber konnte diese einförmige Unthätigkeit nicht länger ertragen, und suchte um Versetzung zu einem andern Bataillon nach, was mir auch bald bewilligt wurde. Der Weg nach Rio pardo, wohin ich mich zuerst begeben sollte, um mich dem Corps anzuschließen, dem ich neuerdings einverleibt war, führte vorerst über St. Francisco de Paula, und schon im voraus freute ich mich innig, dort die vielen Bekanntschaften erneuern zu können, die ich bei meinem früheren Aufenthalte in diesen reizenden Gegenden gemacht.

In einer rabenschwarzen Nacht setzte ich mich Morgens zwei Uhr zu Pferde, um meine Reise anzutreten, ohne Wegweiser mitzunehmen, oder ohne auch nur selbst den Weg genau zu kennen. Anfangs ging Alles recht gut; mein Pferd arbeitete mit raschen Schritten vorwärts; aber plötzlich verlor sich die ziemlich breite Straße mehr und mehr, so daß sehr bald kaum noch ein schmaler Fußsteig zu sehen; endlich verschwand auch dieser im hohen Schilfgrase. Umkehren wollte ich nicht, da ich bereits über zwei Leguas geritten; also trieb ich mein Pferd immer stärker an, und gerieth, vom Schlaf befallen, in süße Träume versunken, immer tiefer und tiefer in die rauschende Wildniß hinein. Dabei schwärzte sich der Himmel

Secunde für Secunde mehr und mehr; zuckende Blitze zerrissen die dunkeln, gewitterschwangern Wolken, und einzeln fallende, ungewöhnlich große Regentropfen deuteten drohend auf einen gewaltsam herannahenden Streit der Elemente.

Je weiter ich kam, desto weniger war eine Spur vom ursprünglichen Wege zu entdecken, und als sich nun endlich das Donnerwetter mit voller Kraft entlud, befand ich mich mitten in einem großen Sumpfe, wo mein Gaul ganz stecken blieb, und weder durch Peitsche noch Sporen rück- oder vorwärts zu bringen war. So wenig Lust ich auch in meinen erschöpften Gliedern dazu verspürte, mußte ich mich doch entschließen, abzustiegen und bis über die Hüften in das Wasser zu treten, um meine störrige Rosinante am Zügel auf die rechte Straße zurückzuführen; — aber hatten früher meine scharfen Sporen keine Wirkung gemacht, so half jetzt das Ziehen und Zerren noch zehnmal weniger. Ruhig blieb das Thier, allen Peitschenhieben Trotz bietend, am selben Flecke stehen, und mit der traurigen Einsicht, daß hier alle Mühe vergeblich, mußte ich mich bequemen, in dieser fatalen Situation den kommenden Tag zu erwarten.

Endlich ließ der heftige Regen nach, und die tropische Aurora, von der man in Europa nur das Schattenbild kennt, zeigte sich in hochgelb schimmerndem Gewande am nahen, durchsichtigen Horizonte; willig folgte mir jetzt auch das vorhin so stätige Pferd. Ich suchte nun wiederum den verlorenen Weg auf, aber immer vergebens; — da kam zur glücklichen Stunde ein Neger auf einem schwarzen, beinahe gänzlich ungezügelmten Rosse wie toll daher gesprengt, und bot mir, für ein kleines Trinkgeld, seine Begleitung an. Mit Freuden willigte ich ein; denn schon zweifelte ich völlig daran, diesen Tag noch ein lebendes

Wesen anzutreffen, das mir die richtige Straße vorwärts bezeichnen könnte. Ein halber Thaler, den ich dem Schwarzen in die Hand drückte, erregte sogleich durch seinen Silberlaut eine solche Freude bei diesem Sohne der afrikanischen Wüsten, daß er sich nicht allein bereitwillig fand, mich eine Strecke weit, sondern sogar bis zu der, vier Meilen von Paratini entfernten Instança des Capitains Romaõ zu bringen. Dort war ich nämlich wohl bekannt, und konnte deshalb sicher darauf rechnen, daß man jedenfalls Sorge tragen würde, wenigstens meine durchnässten Kleidungsstücke zu trocknen und mich mit einem andern Pferde zu versehen; ich folgte also, so gut es gehen wollte, meinem närrischen Führer.

Der schlecht zugerittene, aber feurige und kräftige Rappe des Negers, dem, statt eines eisernen Gebisses, nur ein von Ochsenhaut geflochtener Strick durch das Maul gezogen war, machte unterwegs solche verfluchte Sprünge, daß ich jeden Augenblick vermuthete, mein schwarzer Begleiter werde über den Kopf der wilden Bestie weit in die Luft hinaus fliegen; besonders nun, da er auch nicht im Mindesten Schluß hielt, und sich nur wie ein betrunkenen Seiltänzer auf die Balance verließ. Aber alle Anstrengungen des ungezähmten Rosses waren vergebens; der Reiter blieb in schwankender Bewegung auf seinem Thiere hängen, und wenn er mir auch nicht im ruhigen Schritte zu folgen vermochte, so legte er dagegen die in gegenseitigen Debatten zwischen Pferd und Reiter verlorene Distance in gestreckter Carriere zurück. Bald den Zügel haltend, bald ihn schießen lassend, war er oft hinter, meistens jedoch vor mir, bis wir in geringer Ferne die aus dem niedrigen Gebüsch und den monotonen Sandhügeln, gleich einer Nase, hervortauchende Fazenda erblickten, welche er mir mit dem Finger bezeichnete,

und dann mit Windesschnelle des ungebahnten Weges zurücksprengte.

Naß und ermüdet langte ich Mittags auf dem Besizthum des Capitains Romas an, wo man mich mit einer Liebe, Freundlichkeit und Gastfreiheit empfing, wie man sie gewiß in Europa nur selten vorfindet.

Mit dem stoischen Gleichmuth eines wild erprobten Lebens trat mir der Herr des Hauses, mit dem anmuthigen Lächeln der Unschuld hüpfen mir dessen drei Töchter entgegen. Der alte Capitain, der während der Dauer des Krieges einen großen Theil seiner Viehheerden verloren, war durch die Nachricht, daß jede Streitigkeit beigelegt und der endliche Friede abgeschlossen sei, ganz in Ekstase gerathen; den Damen schien es nicht unlieb, einmal einen gebildeten Gast bei sich zu sehen, und so konnte es nicht fehlen, daß die kurze Zeit, die ich hier verweilen durfte, im höchsten Grade schnell und angenehm verging. Die wenigen Stunden, welche vielleicht Musik, Gespräch oder Tanz nicht ausfüllen konnten, wurden zu Spaziergängen benutzt, wobei man natürlich der frühern Bekanntschaft erwähnte, und das Alte mit großer Theilnahme von beiden Seiten bestens erneuerte. Die Amazonenmädchen schlugen es sogar nicht ab, kleine Excursionen zu Pferde in die nächste Umgegend mit mir zu machen, und wagten selbst verschiedene Male, ihr Gewehr auf irgend ein flüchtiges Reh oder einen Strauß von dem schwankenden Sitze aus abzudrücken; auf Art der Männer, die üppigen Beine weit gespreizt, auf dem muthigen Renner thronend, folgten sie mit bewundernswerther Schnelligkeit furchtlos der Spur des gehekten Wildes.

Die Abendstunden, die ich während meines kurzen Aufenthaltes hier im Kreise dieser lebenswürdigen Familie so glücklich zubrachte, wurden gewöhnlich durch

den meisterhaften Gesang der Donna Damasia, der mittlern Tochter des trefflichen Veteranencapitains, verherrlicht. Der Vater, der, obgleich ziemlich bejahrt, doch immer noch ein rüstiger, ja beinahe schöner Mann zu nennen war, begleitete dann in starkem Bassgesange, und die Viola mit erstaunlicher Fertigkeit spielend, den lieblich tönenden Discant der anmuthigen Tochter. Die episch rührenden, altportugiesischen und spanischen Romanzen, die selbst in Deutschland so viele Anhänger gefunden, und denen man jetzt mit Recht in allen Weltgegenden den größten Beifall zollt, erklangen auch hier, gleich dem sanften Geflüster der mystischen Versöhnungslitaneien eines andern Daseins. Bald mit kräftiger Hand in die Saiten greifend, bald in schwache, allmählich sich erhebende Accorde übergehend, wußten sowohl der alte Capitain, wie auch die liebenswürdige Donna Damasia dem empfindlichen Instrumente Töne zu entlocken, die man nur hören, aber nicht beschreiben darf. Das tiefe, unentweichte Gefühl, das in den herrlichen Worten jener Provenzallieder wie ein schlummerndes Kind in der Wiege lag, ward durch den trefflichen Ausdruck, die reinen Stimmen und das Herzliche der Sänger, die nicht um Beifall, sondern um den Siegeskranz unsterblicher Traditionen rangen, noch zehnfach erhöht. Unwillkürlich verlockt und umstrickt durch den seelenvollen Gesang, schwärmte der besflügelte Geist hinüber in die schönen Gefilde Castiliens, — überselig träumte man sich hin in die Mitte einer altspanischen Familie, welche die Großthaten ihrer Väter, Eids Heldenmuth und Chimenes Liebe besang. Herrliches Spanien, Land des Weins, der Galanterie und der Gesänge, wenn du dich doch ein Mal noch, ein Phönix, aus deiner eigenen Asche erheben könntest! Ach, wie tief, wie

unendlich tief ist dieses Land gesunken, daß einst der halben Welt gebot!

Nur allzu schnell verstrich mir die karg zugemessene Zeit, die ich im Kreise dieser edlen Familie verweilen durfte; die Pflicht erforderte meine schleunige Weiterreise. Der äußerste Tag des Abschiedes brach an; mein Pferd stand bereits gesattelt, als der Capitain Ramao darauf drang, daß ich vorher ein Frühstück mit ihm einnehmen solle; die Tafel wurde gedeckt, die Töchter des Hauses erschienen eine nach der andern, doch glänzte kein Auge an dem sonst so heitern Sternenhimmel; — ich versuchte in meiner Verlegenheit, ein Gespräch anzuknüpfen, aber vergebens. Mein eigenes Herz war in Aufruhr; ein Sim (Ja) oder Naõ (Nein) war die einzige Antwort, die ich auf meine kurzen Fragen erhielt, und da es auch mir unendlich schwer fiel, mich von hier zu trennen, so dauerte es nicht gar lange, bis ich der ersten und schwersten Vorschrift des Karthäuserordens huldigte. Zulezt verwandelte aber plötzlich der gute Vater, dem Damasia ein Wort ins Ohr geraunt, das dumpfe Schweigen in die lauteste Freude, indem er den Mädchen erklärte, daß er gesonnen sei, mich einige Meilen weit zu begleiten, und sie dabei aufforderte, ebenfalls ihre Zelter zu diesem Zwecke satteln zu lassen. Augenblicklich wurden die sämtlichen Sklaven in Bewegung gesetzt, die erforderlichen Kenner mußten sogleich von den Wiesen eingefangen werden; der nöthige Anzug war in wenigen Minuten übergeworfen, und bald trabte die ganze Gesellschaft unter lautem Lachen und Scherzen auf dem Wege gen St. Francisco de Paula dahin.

Nachdem wir ungefähr eine Strecke von zwei starken Legoaß zurückgelegt, machten wir vor einer Venda Halt; die Scheidungsstunde hatte geschlagen;

wir stiegen sämmtlich von den Pferden ab, und die frühere Traurigkeit trat wieder ein. Der alte, ewig heitere Capitain schlich unbemerkt in die Schenke und lehrte mit einem großen, bis an den Rand mit dem edelsten Portwein gefüllten Becher wieder zu uns zurück. Der Abschiedstrunk ging von Hand zu Hand, von Mund zu Mund, man umarmte sich nach echt portugiesischer Sitte mehrmals, ich drückte einen glühenden Kuß auf Damasia's kalte Lippen, — dann bestieg ein Jeder sein Roß, und nach verschiedenen Seiten sprengte die Cavalcade aus einander; hoch wehten die weißen Tücher, noch einmal ein herzliches Lebewohl nachwinkend. Mit jedem Schritte, den ich mich von dem Orte meiner Sehnsucht entfernte, wurde mir das Herz schwerer und enger; ich hätte umkehren mögen, hätte ich nur gedurft.

Um desto schneller mit physischer Anstrengung diesen Schmerz zu überwinden, drückte ich dem trägen Gaul die scharfen Sporen so tief in die Rippen, daß es heftig blutete, und jagte wie unsinnig über Stock und Stein davon. Noch einmal blickte ich hin, — und noch immer flatterten die Tücher, wie glücksverheißende Taubensittige, in weiter Ferne; zum letzten Male erwiderte ich das Freundschaftszeichen, und in wenigen Augenblicken hatte eine Anhöhe die Lieben meinen Blicken auf ewig entzogen.

„Lebt wohl, ihr Berge, ihr geliebten Thäler!“

summte ich ganz leise in Gedanken hin, und ritt jetzt langsamer, als wäre mir alle Lebenslust in der öden Brust erstorben, auf der holprigen Landstraße weiter. Wie schwer, wie unendlich schwer ist es doch, sich von Gegenständen zu trennen, welche einmal unser ganzes Gefühl, unser ganzes Herz in Anspruch genommen haben. Donna Damasia, Du die fünfte Königin meines Herzens, in welcher Brust hast wohl Du

Deinen neuen Thron wieder erbaut? Schlürfst jetzt ein Portugiese oder Mulatte die Wollust ein, wonach ich so glühend lechzte? Donna Damasia, Dein Königthum hat auch bei mir schon lange wieder eine Anusurpirt.

Traurig und wüste erschien mir die sonst so schöne Gegend, weßhalb ich wiederum mein Pferd immer heftiger antrieb, um wo möglich noch an diesem Tage St. Francisco de Paula zu erreichen; doch ich hatte mich bei den süßen Freuden der Trennung zu lange aufgehalten; es war nicht mehr daran zu denken. Die in den Tropenländern so schnell einbrechende Finsterniß, der eigentlich gar keine Dämmerung vorangeht, überraschte mich schon in Capão de Liao, wo ich mich entschließen mußte, in dem einzigen, hier befindlichen Gasthause zu übernachten. Der Wirth, ein großer, starker Mulatte, dem man aus seinem feisten Gesichte und wohlgerundeten Bauche eine gewisse Behaglichkeit und innere Zufriedenheit deutlich ansah, trat mir mit freundlicher Miene entgegen, und da er mich schon aus früheren Zeiten kannte, schien ihm mein Besuch sehr willkommen; denn er versprach mir sogleich, mich auf das Beste, und zwar unentgeltlich, bewirthen zu wollen. Eine solche Freigebigkeit war mir nun freilich bis jetzt noch in keinem, weder deutschen, noch brasilianischen Wirthshause vorgekommen, und ich hätte vielleicht, eben der letztern Bedingung wegen, meinen Weg noch weiter fortgesetzt, wäre nicht die Nacht zu weit vorgerückt gewesen. Ich folgte also dem gutmüthigen Hausherrn in seine niedrige Wohnung, — aber wie erschrak ich beim Anblick der einzigen Gaststube!

Ein mitten im Zimmer angezündetes Feuer verbreitete einen pechschwängern Rauch, der die Anwesenden zu ersticken drohte; zehn bis zwölf Individuen

waren um dasselbe gelagert und beschäftigten sich eifrigst damit, große, an hölzernen Stöcken befestigte Stücke Ochsen- oder Kuhfleisch daran zu braten, die sie alsdann, noch halb roh, mit thierischer Gefräßigkeit verschlangen. Die Herrin der Hütte saß nebst ihren unbestrumpften, halberwachsenen Kindern beiderlei Geschlechts, die einen hochgeschürzten, kattunen Ueberwurf als Rock, Unterrock und Hemde trugen, der, um gehörigen Zug hervorzubringen, stets offenen Thüre gegenüber; die ganze übrige Gesellschaft, zum größten Theil aus Mulatten und Negern bestehend, hatte ihre Plätze dicht neben der riesigen Wirthin eingenommen. Kein einziger Stuhl war im Zimmer befindlich; der wohl skulptirte Schädel eines Pferdes mußte durchgängig dessen Stelle vertreten. Lächelnd schielten mich die nobeln Gäste dieser unsaubern Taverne an, als ich mit einigen, vielleicht etwas erstaunten Blicken das rauchumhüllte Zimmer und dessen Gewalthaber maß.

»Sehen Sie sich, Herr Lieutenant, hier werden keine Ceremonien gemacht!« rief mir ein stämmiger Mulatte zu und schob, indem er dies sagte, einen großen Pferde- oder Ochschädel dicht an das Feuer heran. Wer unter den Wölfen ist, muß auch mit ihnen heulen, dachte ich bei mir, und nahm ohne Umstände den bezeichneten Platz ein. Jetzt konnte ich mit Muße meine Umgebung betrachten, und nachdem mein Blick zuerst auf besagte Wirthin des Hauses, eine ziemlich korpulente, mit Vorder- und Hintertheil wohl versehene, kakenäugige Mulattin gefallen, besah ich mir meinen Nebenmann rechter Hand, beim hell flackernden Schimmer des Feuers. Aber wahrlich, man brauchte eben kein Lavater oder Hogarth'scher Erklärer zu sein, um durch die Physiognomie dieses Menschen auf den Gedanken zu gerathen, daß wohl

schon mancher Europäer unter diesen verben, ewig kugelnden Fäusten sein Blut vergossen haben mußte.

Es war ein großer, schlank gewachsener Kerl, wie seine gelbbraune Drangefarbe deutlich an den Tag legte, von einem Mulatten und einer Negerin abstammend; ein spanischer, nach hinten zurückgeschlagener Mantel von grobem, braunem Tuche verhüllte das platte, heimtückische Gesicht bis über die fast hervorragende Nase; ein großer, über die edig gewölbte Stirn herunter geklappter Hut ließ nur eben noch die schwarzen, finster leuchtenden Augen ahnen; aus dem rechten Stiefelschafte blinkte der silberne Griff eines breiten, wohl geschliffenen Messers; an der Seite hing ihm ein Pallasch, der an die alten Ritterzeiten Rolands und der Tafelrunde erinnerte, und im rothen, wollenen Gürtel steckten ein Paar Pistolen, die, so oft er beim Essen den Mantel zurückschlug, mehr wie gebühlich zum Vorschein kamen. Zu meiner Linken saß außerdem ein anderes Subject, das, obgleich bei weitem kleiner und schwächer, an Grauen erregenden Gesichtszügen dem Erstern in nichts nachgab.

Mir wurde natürlich in dieser Umgebung so unheimlich zu Muth, daß ich bald rechts, bald links schaute, — mich sodann etwas vom Feuer zurückschob, so willkommen mir auch dessen Wärme war, und unwillkürlich verschiedene Male versuchte, ob meine, vom vielen Regen mit Rost belegte Klinge auch recht lose in der Scheide stecke. Fest entschlossen, mein Leben so theuer als möglich zu verkaufen, und in stiller Resignation auf das Schlimmste gefaßt, ließ ich meine Nachbarn mit ihren zweideutigen Bewegungen keine Minute lang aus den Augen. Wahrscheinlich mußten die Leute alle meine mißtrauische Gemüthsstimmung bemerkt haben; denn sie versicherten einstimmig, mit einer Aufrichtigkeit, die alle Zweifel aus meinem Herzen

verbannte, daß ich ihnen ein höchst willkommener Gast sei, wir sie überhaupt große Anhänger der ausländischen Truppen wären, und seit mehr denn acht Tagen das Princip angenommen, »keine weiße Haut mehr in die Luft auszuhängen zum Trocknen«. Diese offenerherzige Aeußerung beruhigte meinen, von hitzigen Phantasiebildern umdüsterten Verstand; nur in meinem Herzen dauerte der Hammerschlag immer fort. Endlich erschien mein Wirth wieder, mich, mit den scheußlichen Geberden eines verliebten Affen, unterthänigst einzuladen, an der einfachen Mahlzeit Theil zu nehmen; ja er überreichte mir später noch, als einen besondern Beweis seiner übergroßen Freundschaft, eine delikate Papierzigarre. Und ich rauchte, bis mir übel wurde.

Um mich jedoch so schnell als möglich aus dieser südamerikanischen Zigeunerbande entfernen zu können, stellte ich mich außerordentlich müde, und man wies mir denn auch bald in einer Ecke des Zimmers ein mit einer abgeschabten Kuhhaut überzogenes, hölzernes Gestell an, das mir als Bette dienen sollte, und obgleich ich zwar meiner Umgebung noch jetzt nicht recht traute, so war ich doch durch den an diesem Tage zurückgelegten starken Ritt und den betäubenden Qualm der Stube so ermattet, daß ich sogleich in das Reich der Träume sank.

Bei meinem Erwachen sah ich die ganze edle Gesellschaft noch immer beisammensitzen; das Kartenspiel hatte sie die Nacht über wach erhalten: Diese Menschen, beinahe sämmtlich mit zersehten und zerlumpten Kleidungsstücken behangen, die zu ihrem mageren Rindfleisch nicht einmal Salz, viel weniger Brot gehabt hatten, setzten jetzt spanische Dublonen und ganze Hände voll Silber auf eine einzige Karte;

ja mit staunender Bewunderung gewährte ich, wie einige von ihnen die wohl gespickten Geldbägen unter den zerrissenen Beinkleidern hervorholten und auf die Erde ausschüttelten, um zu versuchen, ob sich zur glücklichen Secunde mit Fortuna's Hülfe das Capital nicht verdoppeln und verdreifachen wolle; ein Jeder hatte dabei sein Messer neben sich liegen, um bei einem etwanigen Zwiste sogleich den Gegner niederzustoßen. Erst auf solche Weise gewinnt das Spiel dramatischen Effect.

Sobald der Tag graute, sattelte ich mein Pferd, dankte mit einem Piaster, den ich dem aufwartenden Negerknaben beim Aufsteigen zuwarf, für gute Bewirthung, und eilte schnell davon. Welcher Contrast zwischen dem Hause des Capitains Romas und dieser Räuberhöhle! Munter ging jetzt die Reise auf der von hier an breiten und wohl gebauten Landstraße weiter; denn die Hoffnung, nun bald die Thürme von St. Francisco de Paula in den glühenden Mittagswolken schimmern zu sehen, verwischte mit ihrem Zauberhauche den unangenehmen Eindruck der jüngst verfloffenen Nacht. In wenigen Stunden hatte ich mein Ziel erreicht; das niedliche Städtchen lag vor mir, wie ein Goldfasan auf dem silbernen Präsentirteller des Königs. Ich schwang mich vor dem Hause eines mir wohl bekannten englischen Kaufmanns vom Pferde, und übersah wenige Minuten später mit hoch erfreutem Herzen von dessen Balkon aus das Dertchen, in dem ich schon früher höchst glückliche Tage verlebt hatte. Die Umgegend ist bereits als äußerst romantisch und lieblich geschildert, folglich keine weitere Beschreibung in diesen Blättern nöthig.

Da mir der Staat bereits funfzehn Monate Gold schuldete, und ich aus sicherer Hand erfahren, daß der Visconde in wenigen Tagen hier eintreffen müsse,

so beschloß ich, dessen Ankunft abzuwarten, um wo möglich einiges Geld zur Weiterreise zu erhalten. In dieser Zeit bezog ich eine Wohnung außerhalb der Freguezia in einem reizend gelegenen Landhause, wo ich zwei Offiziere vom Generalstabe, Franzosen von Geburt, zu Stubengenossen erhielt. Wir beschäftigten uns häufig mit der Jagd, weshalb beständig geladene Gewehre im Zimmer standen.

Eines Tages wandelte ich einsam in dem hinter dem Hause gelegenen Garten umher, als mir plötzlich eine Eidechse von ungewöhnlicher Größe und Fettigkeit ins Auge fiel. Sie lag auf einer kleinen Anhöhe und schien sich in den brennenden Strahlen der Sonne recht wohl zu befinden. Ich eilte hinein, ergriff meine Doppelflinte, feuerte auf sie ab und sah zu meiner Freude, daß sie augenblicklich den Hügel herunter rollte. Sie lag wie todt, der ganze Kopf war völlig zerschmettert; ich schleppte sie also ohne Bedenken mit in das Haus und bestimmte sie dem General en Chef zum Geschenk, dem dies, wie ich wohl wußte, der höchste Leckerbissen war. Etwa eine halbe Stunde lag das schrecklich verstümmelte Thier, ohne irgend ein Lebenszeichen von sich zu geben; dann aber raffte es sich plötzlich auf, rannte wüthend im Zimmer herum, und biß dermaßen um sich, daß wir uns genöthigt sahen, eiligst die Flucht zu ergreifen; ein zweiter, ebenfalls gut gezielter, durch das Fenster abgefeuerter Schuß tödtete es endlich vollends. Mein Geschenk verfehlte nicht seinen Flug berechneten Zweck; der Eidechssbraten erweichte das Herz des Visconde, und wenige Tage später erhielt ich eine schriftliche Ordre, durch welche mir auf der Tresorerie der Gehalt von drei Monaten ausgezahlt werden sollte.

Während dieser Zeit waren die in Paratini gelagerten Truppen aufgebrochen, und unter Anderem

hatte man auch das 27ste Jägerbataillon nach St. Francisco de Paula verlegt. Kaum erkannten die Einwohner die einst so gut uniformirten Soldaten wieder; nur die durchgängig weiße Gesichtsfarbe überzeugte sie noch, daß dies dasselbe deutsche Bataillon sei, welches vor einem Jahre bei ihnen mit so glänzendem Pomp durchmarschirte. An Zahl nur noch halb so stark, als bei unserem Abmarsche von Rio de Janeiro, obwohl man verschiedene Detachements uns in die Campagne nachgesandt, dabei zerlumpt und zerrissen, von Hunger und Strapazen gänzlich erschöpft, kamen die Soldaten in größter Unordnung, einer nach dem andern, hier an. Es wurde vor der Freguezia wieder ein Lager geschlagen, jedoch diesmal nicht von Schiffsbaracken, sondern von Zelten; der längst schon über die Truppen verbreitete Unmuth ward hier noch durch die Bürger von St. Francisco de Paula verstärkt, indem diese, natürlich des eigenen Vortheils wegen, den erschöpften Kriegern zuredeten, den rückständigen Sold mit Gewalt der Waffen von dem Bisconde zu erzwingen, ja sogar versprachen, im Nothfalle ihnen zur Hülfe zu kommen.

Unter so unglücklichen Vorbedeutungen rückte das Weihnachtsfest heran, ein Fest, welches in Deutschland beinahe Niemand, am wenigsten aber der gemeine Mann, ungefeiert vorübergehen lassen wird. Am Christabend lockten die Wein- und Branntweinhändler, welche in diesem Bezuge den Sinn der Deutschen recht gut kannten, die Soldaten in ihre Schenken, gaben den armen Teufeln, die keinen Kreuzer in der Tasche hatten, unentgeltlich so viel zu trinken, als ihnen nur irgend beliebte, und schürten so das Feuer, das bereits seit Monaten unter der Asche glimmte, immer mehr an. Die erwünschte Wirkung blieb nicht aus. Schon den folgenden Morgen kam die Flamme

zum völligen Ausbruch. Es war Befehl ertheilt, daß das Bataillon sich mit dem Schläge zehn Uhr zur Kirchenparade fertig halten solle; das Zeichen zum Versammeln ertönte laut, aber es erschien auch nicht ein Einziger auf dem Platze; ruhig blieben die Soldaten, in starken Gruppen zusammenrottirt, bei ihren Zelten stehen. Weder auf die Drohungen, noch auf das gütige Zureden der Offiziere wollte man jetzt etwas geben, ja zwei dieser letzteren, welche Gewalt gebrauchen wollten, wurden schnell umringt und mußten sich eiligst zurückziehen, um einem schmachvollen Märtyrertode zu entinnen.

Mit großer Ruhe wiederholte jetzt das Bataillon einstimmig die Erklärung, »daß keiner von ihnen eher wieder die Waffen in die Hand zu nehmen gedanke, bevor ihnen nicht wenigstens zwei bis drei Monate des rückständigen Soldes ausgezahlt wären, — es müsse denn sein, um sich ihrer eigenen Haut zu wehren, oder um gewaltsamer Weise die Thüren und Kisten der Tresorerie zu öffnen«; dabei versicherten sie aber, daß sie ihre Vorgesetzten aus vollem Herzen achteten und liebten, den Visconde de Laguna, der sie schon zu oft belogen, allein davon ausgenommen.

Die Nachricht von dem Aufstande des 27. Jägerbataillons verbreitete allgemein Schrecken und Entsetzen im Generalquartier, besonders verlor der alte Visconde gänzlich den Kopf; alle Offiziere, die in der Eile zusammen zu bringen waren, mußten sogleich die Pferde satteln lassen, um ihn, damit er für den Nothfall doch wenigstens eine sichere Stütze habe, in das nahe Lager zu begleiten. Hier angekommen, befahl er den unbewaffneten Soldaten, ein Quarré zu formiren, worin er, wenigstens dem Anscheine nach, mit seinem Gefolge furchtlos hinein trat, und forderte das Bataillon auf, drei Leute aus ihrer Mitte zu wählen,

die für alle Uebrigen sprechen sollten. Die Sache ging schnell vor sich, und die Gewählten traten unerschrocken dem zürnenden General entgegen.

Ziemlich gefaßt und mit aller Würde, welche schon das hohe Alter, die weißen Haare, die schlanke, majestätische Figur dem alten Bisconde gaben, erkundigte er sich in gemäßigten Ausdrücken nach der Ursache des Aufstandes; aber mit fester, beinahe troziger Miene und Stimme antwortete sogleich einer der erwählten Sprecher, »daß schon zu lange die Truppen durch nie erfüllte Versprechungen hingehalten, nun endlich gesonnen seien, das von dem Staate für den Krieg gegen die Argentina gelieferte Pulver und Blei auf diejenigen zu verschießen, welche noch fernerhin das ihnen zukommende Geld in die Kisten der Tresorerie verschließen, oder gar den Feinden als Lockspeise zusenden würden«. Lecor, den diese Aeußerung nicht wenig in Schrecken setzte, suchte noch einmal die alten Trostworte hervor, womit er das Heer so lange und überglücklich am Gängelbände geführt, sprach von künftigen besseren Zeiten, versicherte, daß sehr bald eine bedeutende Geldsumme von Rio de Janeiro ankommen müsse, und bat fast weinend, daß man sich nur noch einige wenige Tage gedulde. Aber diesmal blieb alles Zureden vergebens; die Worte: »Alter Spitzbube! griesköpfiger Affe! Mulattenbastard!« erschallten von allen Seiten; — auf der Stelle wollte man befriedigt sein.

Die Aengstlichkeit des Bisconde nahm sichtbar zu, je mehr man seine besänftigenden Phrasen mit wildem Geheul überschrie, so daß er am Ende zitternd versprach, dem Zahlmeister strengen Befehl zu ertheilen, dem Quartiermeister des Bataillons sogleich den Sold für zwei Monate einzuhandigen. Hierdurch beruhigten sich zwar die revoltirenden Soldaten, bestan-

den jedoch hartnäckig darauf, nicht eher die Waffen zur Hand zu nehmen, bis ihnen dies schwer erkaufte Argonautenfell bis auf die letzten Reis ausgezahlt sei. Spät am Abend war man endlich mit den weitläufigen Rechnungen fertig, worauf die Zahlungen vor sich gingen. Kaum war dies geschehen, so stürmte das ganze Bataillon in die Freguezia St. Francisco de Paula hinein, wo sich unter dem Jubel der wein- und freudetrunkenen Einwohner in wenigen Minuten alle Wein- und Schnapsschenken dermaßen füllten, daß, in vollem Sinne des Wortes, kein Apfel zur Erde fallen konnte. Die Miliztruppen aus Bahia und Pernambuco, sonst eben keine Freunde des 27sten Bataillons, ließen in ihrem Rausche die Deutschen »hundert Mal hoch« leben; denn der Mangel war natürlich bei ihnen noch größer, als bei uns, da sie von vorne her weit schlechter bezahlt wurden, — vielleicht hofften sie auch, auf diese Art ebenfalls zwei Monate ihres rückständigen Soldes zu erhalten; aber zu sklavisch gesinnt, um einer dem andern recht zu trauen, wagten sie nicht, mit Energie dem Beispiele ihrer fremden Kriegskameraden zu folgen, und ließen es bei dem bloßen Lebehoch bewenden, weshalb sie, statt am Schlusse dieses Revoltenspiels gehöriges Geld und Glück zu empfangen, sämmtlich mehrere Stunden lang mit Sack und Pack neben ihrem Lager, gleiche gepeitschten Maulthierern, denen das kreischend Maul zugebunden, auf und ab traben mußten.

Als nun am zweiten Weihnachtsmorgen das Signal zum Antreten gegeben ward, formirte sich das 27ste Bataillon in bester Ordnung, und es schien, als ob am Tage zuvor durchaus nichts vorgefallen sei; ein Jeder beeiferte sich, durch ein musterhaftes Betragen, besonders im activen Dienste, zu beweisen, daß nur die unerhört schlechte Behandlung, despotische

Willkür und unregelmäßige Goldzahlungen ihn zur Verzweiflung gebracht, — ja zur Ergreifung gewaltsamer Maßregeln gezwungen hätten, keineswegs aber der Revolutionsteufel einer politischen Hölle in ihm spuke. Nie ist eine Untersuchung über diesen, doch so wichtigen Vorfall angestellt; wahrscheinlich weil man fürchtete, daß sich die Scene des ersten Weihnachtstages wiederholen würde; nur so viel wurde sogleich in Erfahrung gebracht, daß kein einziger Offizier, und auch nur sehr wenige Unteroffiziere an der Verschwörung Theil genommen.

Der Bisconde wollte, seine eigene Schande zu verbergen, die Sache durchaus ignorirt wissen, und erklärte in seiner dummen Gutmüthigkeit, daß er nicht einmal die Rädelsführer bestrafen würde, wenn er auch ihre Namen erfahren sollte; aber Luiz Manoël de Jesus, damals Commandant des Bataillons, und, wie schon erwähnt, ein gelehriger Schüler Beresford's, konnte es doch nicht über das Herz bringen, daß ein solcher Exceß ungestraft vorfallen dürfte. Durch eine ungewöhnlich kriechende Herablassung, durch Geldbestechungen und große Versprechungen, kurz durch alle Mittel, die ein Intriguant gewöhnlich anwendet, um sein Ziel zu erreichen, suchte er mit jesuitischer Verschlagenheit, denn auch sein Name hatte eine verschrobene Bedeutung, von den schlechtesten Individuen im Bataillon das Geheimniß zu erfahren, wer wohl eigentlich der erste Urheber zum allgemeinen Ungehorsam gewesen, und welchen Beistand dieser gehabt. Unter einer solchen Menschenzahl finden sich immer Einige, die für Geld oder für die Hoffnung eines Avancements an ihren Kameraden zu Verräthern werden, und so dauerte es denn auch nicht lange, bis der schlaue Ränkemacher eine Namenliste von vierzig Personen, die als Anstifter der Revolte bezeichnet

waren, in die Hände bekam. Diese Leute sandte man nun unter dem Vorwande, daß sie nur auf kurze Zeit, einen feindlichen Vorposten zu überrumpeln, detachirt wurden, ohne daß sie auch nur den Ort ihrer Bestimmung kannten, nach Porto-Allegre ab, wo damals das 13te, aus Bahia abstammende Bataillon unthätig lag.

Ohne zu ahnen, welches Schicksal ihnen bevorstehe, folgten die bethörten Soldaten gutwillig ihrer Pflicht, schifften sich in St. Francisco ein und segelten sorglos einer frohen Zukunft entgegen. Kaum an Ort und Stelle angelangt, wurde ihnen aber erklärt, daß sie einstweilen dem 13ten Bataillon einverleibt seien, und bis auf weitere Ordre in Porto-Allegre verbleiben sollten. Hier waren, wohl zu bemerken, doch besser zu fühlen, jetzt die Stoßprügel so recht an der Tagesordnung; bei der geringsten Kleinigkeit erhielt der auf der schwarzen Liste stehende Soldat, nach Gutdünken des Commandeurs, 150 auch 200 und noch ein paar Schock mehr, wohlgefuhrte, wohlgezählte Hiebe. Die wenigen Deutschen, denen es endlich einfiel, sich an die Revolte von St. Francisco de Paula, wie an ihre begründete Veranlassung zu erinnern, und die sich jetzt gegenseitig als wahre oder wahrscheinliche Anstifter davon erkannten, sahen sich, gewiß nicht ohne Grund, unter der Menge von Brasilianern und Indiern für verrathen und verkauft an; die unaufhörlich herunter regnenden Prügel bewiesen ihnen nur zu deutlich, daß sie betrogen und, die Sache gelind genommen, in eine Art von Strafbataillon versezt waren. Verzweiflung, Starrsinn, Ehrgefühl und ohnmächtige Wuth ergriffen einen Theil derselben dergestalt, daß sie, um sich von diesem entwürdigenden Sklavenjoch zu befreien, denselben sichern Weg einschlugen, wie früher so viele ihrer

Gefährten im Lager zu Arroio do Botte, das heißt, daß sie sich eine Kugel durch den Kopf jagten; andere desertirten, wurden aber leider größtentheils wieder eingefangen und auf die entsetzlichste Weise dem alten Stockregimente preisgegeben.

Dem Commandeur dieses wahrhaft tollen, dreizehnten Milizbataillons, einem Manne mit echt jüdischer Physiognomie, troziger Habichtsnase und dunkelschwarzen Augen, deren unsteter Blick nie etwas Gutes verkündete, war nichts willkommener, als Gelegenheit zu finden, seinem lange genährten Fremdenhass nun endlich einmal die Zügel schießen lassen zu dürfen. Noch dazu durch einen mit seinem edlen Freunde, Senhor Luiz Manoël de Jesus, fortwährend geführten Briefwechsel aufgehezt, beileißigte er sich, das geringste Versehen der deutschen Söldlinge zum fürchterlichsten Verbrechen zu stempeln, und mit unerhörter, eben so gut Richter als Deliquent entehrender Grausamkeit zu bestrafen; selbst der Offizier, der das unglückliche Detachement nach Porto-Allegre geführt, ein geborner Irländer, wurde bei seiner Rückkehr unverzüglich verhaftet, ohne Monate lang erfahren zu können, aus welchem Grunde es geschehe. Erst nach Jahresfrist kam es hier zu einer förmlichen Untersuchung, wobei ein Kriegsgericht den letztern von jeder Schuld freisprach; ein ziemlich gelinder Verweis war die ganze Strafe des vorwitzigen Commandanten.

Es würde zu viel Raum einnehmen und vielleicht auch hier nicht am rechten Orte sein, den ganzen hierauf hinlaufenden, skandalösen Prozeß weitläufig zu entwickeln; aber auch dennoch wird es wohl einem Jeden einleuchten, daß es eine Schändlichkeit bleibt, einen Offizier viele Monate hindurch gefangen zu halten, ohne ihm nur eine Erklärung über das gesetzliche Warum zu geben, und dann noch durch alle nur

erdenklichen Cabalen seine Untersuchung ein volles Jahr hinauszuschieben. Eben so niederträchtig und feige war es, den kaiserlichen Militairdienst als Vorwand zu benutzen, um vierzig, theilweise unschuldige Menschen in eine entlegene Gegend zu entfernen, wo man durch geheime Correspondenzen bereits dafür gesorgt, daß sie ohne Unterlaß, und zwar oftmals ohne Grund, auf die tyrannischste Weise mißhandelt wurden.

Daß also war, um die Quintessenz dieses letzten Capitels zusammenzufassen, der Dank, den die Deutschen für ihre vielerprobte Tapferkeit, für das vergossene Blut, für die Aufopferung aller heimathlichen Freuden und Hoffnungen, für die unendlichen Strapazen einernteten. Nur in Brasilien, in einem Lande ohne Zucht und Sitte, ohne Gesetz und Recht, — in dem Mutterlande der Sklaverei und Intrigue, der Feigheit und der Hinterlist, des Atheismus und Papiismus, werden solche Sachen nicht allein denkbar, sondern selbst zur himmelschreienden Wahrheit. Wer möchte demnach wohl unter einem Volke leben, wo man weder persönliche Freiheit, noch ungestörte Sicherheit des Eigenthums findet; wo das Gesetz zur leeren Formel wird, die ein Jeder, wie einen ausgewaschenen Handschuh, nach seinem Belieben rechts oder links an- und ausziehen kann; wo nur allein das leidige Geld, lumpiges Papier oder eine höhere Charge Recht von Unrecht unterscheidet? Wahrlich, dies herrliche Land, diese gottgesegnete Wiege der Natur, wäre wohl werth, durch andere Bewohner bevölkert zu sein; — denn nie steht es mit dem kleinsten historischen Grund zu erwarten, daß in dieses bunte Gemisch von Neger, Mulatten, Indiern, Abkömmlingen von Portugiesen, Spaniern, Engländern und andern Europäern ein kräftiger, männlicher, auf Recht und Tugend gestützter

Geist je eingehen werde. Der babylonische Thurm des neuen Kaiserreiches ist schon niedgerissen, und Verwirrung herrscht überall. War es doch auch nur ein zierlich geschnitztes Thürmchen von Elfenbein auf dem gewürfelten Schachbrette civilisirter Staaten.

Dreizehntes Capitel.

Reise von St. Francisco de Paula nach Porto-Alegre. — Unterbrochene Negerhochzeit. — Kräftige Supplik. — Die Colonie von As Torres, und der neue Friedensrichter. — Banditenüberfall. — Reise bis Laguna. — Die heimkehrenden Deutschen.

Ueberglücklich, den Strapazen einer so wahnfinnigen Campagne, den Entbehrungen und der Längeweile eines so unthätigen Lagerlebens wenigstens für den Augenblick entschlüpft zu sein, selig in dem neu erwachten Kraftbewußtsein und Freiheitsgeföhle, dünkte ich mich Kaiser meiner eigenen Welt, Alleinherrscher in dem unermesslichen Reiche der Natur. Die Lehre von der Seelenwanderung ist keine Mythe; der menschliche Geist ist nichts als ein Gespenst, das nach Belieben und Zeitumständen jede Form annimmt, die Außenwelt zu erschrecken; nur erschrickt er leider oft vor sich selber, und die Täuschung, welche das Triebrad des ganzen Weltmaschinenwerkes bildet, entschwindet sodann. Ich war ein Dom Pedro in eigenen Gedanken, aber ohne seinen Stolz, ohne seine Habsucht, Gewissensqual und Blutgier; ganz Brasilien gehörte mir an; der Urwald war mein Schloß, mein Thron der Granitfels, der Rasen mein Bett mit den goldumränderten Wolken als Gardinen; der Mond mein Nachtlcht, das nicht in den Leuchter herunter-

brannte oder mit seinem Flammenneß die Vorhänge umstrickte; die Sonne war meine Krone, die mir nicht vom Kopfe fiel, bis ich die Schlafmütze aufsetzte; der Fluß mein Becher, der nimmer leer ward, mein Pferd mein Königreich und ich mein eigener Herr; — was will denn der Mensch mehr sein?

Nachdem ich meine Angelegenheiten in St. Francisco de Paula bestens geordnet, suchte ich so schnell als möglich ein Schiff zu treffen, worauf ich meine anbefohlene Tour nach Porto-Alegre fortsetzen konnte. Eine kleine Ilhate lag eben segelfertig; ich säumte also nicht, mit deren Capitain wegen der Ueberfahrtskosten zu unterhandeln; seine Forderung war äußerst mäßig, er selbst schien ein wackerer, wohl erfahrener Mann, und ich embarcirte mich, nebst einem andern Offiziere, noch denselben Tag. Am andern Morgen lichteten wir in aller Frühe die Anker, und munter ging die Reise vorwärts.

Dicht vor der Mündung des Sangrador, der die beiden Landseen dos Patos und de Merim verbindet, verhinderte uns leider ein heftiger Wind, weiter zu segeln; wir sahen uns daher genöthigt, bei einer in den Lagoa dos Patos vorspringenden Landspitze abermals vor Anker zu gehen. Das Schiffsleben ist immer monoton und langweilig, nun gar, wenn sich der marternde Gedanke daran knüpft, daß man seinem Ziele um kein Haar näher kommt, ja, in steter Ungewißheit schwebt, wann wohl endlich sich Wind und Wetter ändern mögen. Wir brachten demnach nur die Nacht auf dem Schiffe zu; den Tag über streiften die sämtlichen Passagiere am Ufer umher.

Das einzige, hier in einem Umkreise von zwei bis drei Meilen befindliche Haus war die ärmliche Wenda einer noch ärmlicheren Negerfamilie, die höch-

stens einmal an Sonn- und Festtagen Menschen zu sehen bekam. Mit ungemeiner Freude wurden wir empfangen und dringend gebeten, ja den Nachmittag bei ihnen zu verweilen, indem alsdann eine große Gesellschaft ankäme, um hier eine Hochzeit zu feiern; wir willigten unter solchen Umständen gern ein. Kaum war es auch schon Mittag, da erschienen die ersehnten Gäste, größtentheils Neger und Mulatten, von denen die meisten mit allerlei bunten Lumpen und schlechtem Flitterkram behangen, außerdem papierne, schwarz bemalte Masken, worin sie Augen und Nase ausgeschnitten, vor dem Gesichte trugen. Zwei starke Männer schleppten einen großen, ausgehöhlten, vorn mit einem Felle bespannten Baumstamm herbei, worauf der eine sogleich ein trommelähnliches Donnergeräusch mit beiden Füßen zu machen anfang; noch einige andere Instrumente, deren harmonische Klänge dem eben erwähnten in nichts nachgaben, brachte man allmählich herbei, und nun ertönte eine Musik, vor welcher gewiß selbst der Tambourmajor Rossini Ehrfurcht gehabt hätte. Ein Freudengekreisch, viel ärger als das der tausend Papageien in den brasilianischen Urwäldern, erscholl dabei durch die Lüfte und drohte uns das eben nicht zarte Trommelfell zu sprengen.

Nun begann draußen vor der Halle ein Tanz, welcher zu der Musik und dem Gesange in passendem Einklange stand; man denke sich nur die scheußlichsten Zuckungen der Muskeln, ohne Takt oder Ordnung, die unanständigsten Bewegungen der halb nackten Glieder, die verzerrtesten Stellungen, die gewagtesten Sprünge, die hochflatternden Gewänder, die ekelhafteste Mimik, worin die gemeinste Sinneslust deutlich hervortrat; — das war der Tanz, wobei sich die Grazie von vorn her in Bacchantinnen und Furien umwandelte. Dabei wurden fortwährend Papier-

zigarren und große Humpen Zuckerbranntwein herumgereicht, und sowohl das männliche als das weibliche Personal ließ sich den jungen Rum so unmäßig munden, daß schon nach mehreren Stunden die Mehrzahl davon taumelnd mit den entblößten Basreliefs ihres Körpers zu Boden sank; ein viehischer Trieb beherrschte durchgängig die wildverschlungenen Gruppen einer indianisch-christlichen Mythologie; — sogar Wirth und Wirthin machten keine Ausnahme. Ohne selbst zu wissen warum, geriethen sie in heftigen Streit, und da der Herr der Kneipe sein Recht hartnäckig behaupten wollte, versetzte ihm die theure Ehehälfte mit einem starken Knüttel einen solchen Schlag auf den Hinterkopf, daß er blutend, besinnungslos zusammenstürzte. Nur mit Mühe war das zur Hyäne gewordene Weib in das Haus zu bringen, wo man sie in ein dunkles Loch sperrte; doch auch hier beruhigte sie sich nicht; das Geschrei: »Eu quero matar este filho de Puta!« (Ich will dieses H....kind tödten!) drang fortwährend in unsere Ohren. Endlich erwachte der Mann aus seiner Ohnmacht, hörte die Schmähworte der tobenden Frau, raffte sich wüthend vom schmutzigen Boden auf und stürmte, ein Messer in der Hand, gegen die Thüre des Gemaches, wo man die Megäre eingeschlossen. Es stand zu befürchten, daß das schwache Schloß den Anstrengungen des wüthenden, muskulösen Menschen endlich weichen mußte, weshalb sogleich ein Theil der Gesellschaft, meistens Frauen, herbei eilte, ihn mit Gewalt zurückzureißen; dagegen nahm die andere Hälfte, meistens Männer, Partei für den geschlagenen Wirth, und drang darauf, daß man dem Manne seinen Willen lassen müsse. Von beiden Seiten erhob sich der heftigste Wortwechsel, der sehr bald in eine allgemeine Rauferei überging; noch immer wollte sich

Niemand von uns hineinmischen; da schwankten aber mehre ziemlich schwer Verwundete auf uns zu, und zugleich sahen wir viele, bis dahin in Hosentasche und Gurt verborgene Messer blinken.

Jetzt schien es hohe Zeit zu helfen, wenn nicht das scheußlichste Blutbad vorfallen sollte. Wir Passagiere, sechs an der Zahl und sämmtlich Offiziere, zogen die Klingen; der Schiffscapitain, der Steueremann, nebst den anwesenden Matrosen bewaffneten sich mit Schießgewehren und Stangen, und somit griffen wir unverzagt die exaltirte Gesindelrotte an. Ein panischer Schrecken durchfuhr schon bei den ersten flachen Klingenhieben die ganze Bande, und als ob sie der Bliß getroffen, jagte sie, ohne den geringsten Widerstand zu leisten, nach allen vier Winden auseinander. Tanz und Musik waren jetzt vorbei, die Instrumente lagen zertrümmert am Boden, und wer weiß, wo und wie sich die Gefeierten des Tages, Braut und Bräutigam nämlich, wieder zusammengefunden und die unter so unglücklichen Auspicien begonnene Hochzeitnacht vollbracht haben mögen.

Am siebenten Tage unseres Aufenthaltes in dieser Gegend erhob sich endlich ein günstiger Wind, der sehr bald alle unsere Segel blähte und uns den spiegelklaren Lagoa dos Patos, wo die Enten, nach welchen er benannt, nur selten hervortauchen, rasch hinauf führte. Dieser über vierzig Lagoas lange und acht Lagoas breite See ist besonders in der Nähe von Rio grande und dem Sangrador so flach, daß wir uns, obgleich unser Schiff zu den kleineren Fahrzeugen gehörte, welche dieses Wasser befahren, durch den röthlichen, gleichsam in Wirbelwolken hinter dem Steueruder auffahrenden Sand beträchtlich in unserem Laufe gehemmt sahen. Trotz des niedrigen Wasserstandes, wagte es einst der Capitain eines französischen Drei-

masters dieß unsichere Binnenwasser von Rio grande aus zu befahren, mußte jedoch seine Tollkühnheit mit dem Verluste seines Schiffes und einiger Matrosen bezahlen. Unsere Reise ging ungeachtet der vielen Sandbänke, über welche wir immerfort, so zu sagen, wegrutschten, bis zur Höhe des Rio Ycamacua trefflich von statten; hier jedoch jagte uns ein heftiger Südwest beinahe gänzlich auf das östliche Ufer.

Zum guten Glück ist dort das Wasser schon bei weitem tiefer, der See selbst auf diesem Punkte sehr breit und die Kraft des Windes durch die nahgelegenen Gebirge doch etwas verringert, wenn auch nicht gänzlich gehoben. Auf diese Weise sah sich der Capitain wenigstens im Stande, ungefährdet zu laviren und sich allmählich dem See Biamas zu nähern, an dessen äußerstem Ende, beim Ausflusse des Tacuy, die Hauptstadt der Provinz, Porto-Algre, liegt. Ohne besonderes Ungemach gelangten wir bis auf die Höhe von Ponto grosso, wo sich indessen eine neue, gefährlichere Schwierigkeit vorfand, indem die enge, von Felsenriffen verschanzte Durchfahrt in den See Biamas bei dem heftigen Sturme uns allen Verderben drohte; doch auch da schlüpften wir glücklich hindurch, denn der sich hier an den hohen Klippen brechende Wind war bei weitem schwächer und günstiger, als er es früher auf offener See gewesen. In Biamas eingelaufen, war alle Gefahr vorüber, der schwarze Wolkenflor zerriß von oben bis unten, die Sonne trat hell und glänzend aus ihrem dunkeln Schleier hervor, ein leises, kräftiges Lüftchen führte uns ruhig dem nahgelegenen Hafen zu; binnen wenigen Stunden erblickten wir die an und auf einer sanft abschüssigen Anhöhe gelegene Stadt und die buntfarbigen Wimpel der hier stationirten Schiffe.

Rasselnd entwickelte sich das Tau des centner-

schweren Ankers; — »*Grças a Deos*,« stöhnte der Capitain mit einem tiefen Seufzer aus schwer bedrängter Brust; — »für dießmal sind wir in Sicherheit.« Ein kleiner Rachen schlug plätschernd in das Wasser; wohlgemuth schwang ich mich über die Brustwehr unseres niedrigen Fahrzeuges, warf, in den Kahn steigend, meinen Reisegefährten noch ein kurzes Lebewohl zu und trieb die Ruderer für eine kleine Silbermünze so rastlos zur Eile an, als ob mich in Porto-Alegre viele Tonnen Goldes erwarteten.

Freilich hatte ich hier auch etwas zu fordern, — nicht allein Hoffnung, Freude, Glück, Liebe, Freundschaft und was es dergleichen moralische Güter mehr gibt, sondern auch Geld, denn der Staat war mir seit mehr als zwei Jahren Gold schuldig, und mit dem Zahlen sah es heute wiederum gar schlecht aus, denn man behauptete, gewiß auch nicht ohne Ursache, daß die Kassen durch den Krieg gänzlich erschöpft seien.

Lebensfroh, wie man indessen im Anfange der zwanziger Jahre wohl ist, wenn der kühnen Jünglingsbrust noch die ganze Welt gehört, und es uns unbegreiflich scheint, wie die Menschen uns etwas abschlagen können, worauf wir wahre Ansprüche machen zu dürfen glauben, zweifelte ich dennoch nicht, daß mir Gerechtigkeit widerfahren und volle Goldzahlung geschehen müsse. Allein Schwierigkeiten über Schwierigkeiten fanden sich vor; und das ewig wiederholte »*Sinto muito meu Senhor, porem não pode ser*« (»Ich bedauere sehr, mein Herr; aber es kann nicht sein«), brachte mich endlich dermaßen in Wuth, daß ich eine Supplik aufzusetzen beschloß, wie sie die kaiserliche Junta bisher wohl schwerlich zu lesen bekommen. Leider besitze ich das Conceptblättchen nicht mehr, sonst würde meinen Lesern zur Erbauung sicher:

lich die wörtliche Uebersetzung davon in diesen Memoiren erfolgen; doch entsinne ich mich sehr genau eines Punktes, worin es unter Anderm heißt: »Ich werde schonungslos die Autoritäten angreifen, ich werde sie mit der Klinge in der Faust zwingen, mir meinen Sold zu bezahlen; denn sie allein tragen die Schuld, daß alle Kassen auf betrügerische Weise geleert worden, — besser ist es, sich als Officier auf ehrenvolle Art erschießen zu lassen, als sich durch Muthlosigkeit, Verzweiflung und Armuth dem Hohne des Publikums preiszugeben«.

Diese Bitt-, oder eigentlich diese Drohschrift drückte ich dem Herrn Intendanten der Marine, einem Mitgliede des erwähnten Tribunals, mit einer verdächtigen Bewegung nach der Seite hin, wo gewöhnlich der Soldat den Degen zu tragen pflegt, bei der ersten Audienz in die Hand. Senhor nahm rasch das zusammengefaltete Papier an und wollte es, nach der gewöhnlichen Sitte, ungelesen in die weit offen stehende Tasche seines Hofrock's stecken; aber meine etwas drohend und derb ausgesprochenen Worte, daß er es augenblicklich in meiner Gegenwart lesen solle und müsse, schüchterten ihn so sehr ein, daß er in sichtbarer Verwirrung sogleich meinem Willen nachkam.

Immer größer und größer wuchsen die stechend grünen Augen an, und weiter und weiter sperrte sich der eben nicht kleine, mit spitzigen Zahntrümmern karg versehene Mund des staunenden Gegenfüßlers auf, je mehr er die unhöfliche Schrift betrachtete. Hinkend trat er einen Schritt zurück.

»Aber, mein Herr, auf solch eine Supplik kann gar keine Resolution kommen«, brach er endlich heraus. — »Und sie soll kommen und muß kommen; Sie, mein Herr, mache ich dafür und für jeden mir

wie dem Gouvernement dadurch entstehenden Nachtheil verantwortlich.

»Mich?« — jammerte das bis zur kupfernen Nase erblassende Männchen. — »Liegt es denn an mir, daß man Ihnen bis jetzt den Gold nicht berichtigte?«

»Ja, ja! Sie sind es, der ewig in der Junta dagegen war, daß man den fremden Officieren, die nicht aus der Provinz St. Pedro gebürtig, den vom Gouvernement einmal ausgesetzten Gehalt, freventlich vorenthalten solle. — Sie und der verwachsene Procurador da Coroa (Procurador der Krone) hassen jeden Deutschen wie die personifizierte Sünde, deshalb — und auch nur deshalb, fordere ich eben Sie dazu auf, diese Supplik bei erster Session dem mit dem Kaisertitel geschmückten Tribunale zu übergeben.«

In der Angst versicherte er, diesen Wunsch so gleich erfüllen zu wollen, und trotzig ging ich von dannen, fest überzeugt, daß nun endlich ein günstiges Resultat meine Bemühungen krönen werde. Der Ehrenmann hielt auch Wort; sobald sich die Herren im Palaste von Porto-Alegre wieder versammelt, überreichte er sie mit diesem eben so verständlichen als ausdrucksvollen Gesuche. Aber er hatte in seiner Dummheit Recht gehabt; einstimmig blieb man der Meinung, daß hierauf günstig zu antworten gar nicht möglich sei, und das Beste, was man thun könne, darin bestehe, den Verfasser jener Zeilen in aller Güte zu beschwichtigen und ihn zu bitten, seine Supplik zurück zu nehmen und statt ihrer eine minder derbe einzureichen, in Folge deren er eines günstigen Bescheides versichert sein dürfe. Lächelnd versprach ich eine andre zu machen, und erhielt noch an demselben Tage für zwei oder drei Monate meinen rückständigen Gold.

Das half doch wenigstens für einige, wenn auch

nur für kurze Zeit, und die Hauptsache dabei war, daß ich meinen Willen durchgesetzt und das erreicht hatte, was damals allen in Porto-Allegre anwesenden deutschen Officieren unmöglich schien, nämlich auf eine beinahe gewaltsame Weise die wohlverdiente Gage von der Junta zu erpressen.

Nun konnte ich mich denn wieder einige Wochen recht sorglos in ungestörter Freude hier aufhalten, alte Bekanntschaften erneuern, frische anknüpfen und den Grundsätzen der Epikuräer huldigen, jedoch ohne »ein Schwein aus Epikurs Heerde« zu werden. Da kam plötzlich, wie der Bliz aus heiterer Bläue, ein kaiserlicher Befehl, der sämtliche zu einem andern Corps versetzte Officiere in ihre Bataillone oder Regimenter zurück berief. Also mußte ich mich wiederum zu einer Landreise anschicken, die trotz der Gastfreundschaft der Bewohner dieser Gegenden ohne Geld und ohne Pferde nicht so leicht auszuführen stand. Der General-Gouverneur der Provinz hatte freilich keine bestimmte Ordre, für die richtige Bezahlung des Soldes Sorge zu tragen, aber er blieb doch stets verpflichtet, jedem Militair, der im Dienste Reisen zu machen gezwungen ist, die hierzu erforderlichen Thiere zukommen zu lassen; und zu diesem Zwecke disponirte er über einige tausend Stück Pferde, welche, unter dem Namen *Neunos* bekannt, sich durch die, etwa einen halben Zoll lang abgeschnittenen linken Ohren und die an der Hüfte eingebrannte Reichskrone kenntlich genug vor allen anderen Geschöpfen ihrer Gattung hervorthaten.

Mit der Forderung, mir so viele dieser kaiserlichen vierfüßigen Lastträger zu bewilligen, als für einen Weg von Porto-Allegre bis Laguna, oder eigentlich bis St. Catharina nöthig, wandte ich mich also an die Excellenz, erhielt jedoch zur Antwort, daß keine

Pferde vorhanden seien, und ich selbst zusehen müsse, auf welche Weise der Ort meiner künftigen Bestimmung zu erreichen stehe.

»Da ist,« fügte der General-Gouverneur sich bedenkend hinzu, »auch noch ein Cadett der Artillerie und — ich glaube sogar der Secretair ihres Bataillons — Beide machen dieselbe Tour, und schon deshalb wird es Ihnen leicht fallen, bis zur Cidade do Desterro zu gelangen.«

Meine Einwendungen, daß wir nicht in den Dröden der Malteser gehörten, — daß ich doch nicht auf den beiden genannten Herren direkt oder indirekt hinreiten könne, und daß man in Brasilien nicht einmal dem elendesten Negerflaven zumuthe, einen solchen Weg zu Fuße zurückzulegen, halfen gar nichts; der Herr General blieb fortwährend so gleichmüthig, daß ich am Ende mit den Worten heraus platzte: »So muß ich Pferde stehlen!«

»Das halten Sie wie Sie wollen; die meinigen werde ich bis zu Ihrer Abreise in den Stall sperren lassen!« und damit war ich abgefertigt. — Erbittert stürmte ich zum Hause hinaus.

In meiner Wohnung angekommen, überlegte ich mir die Sache ruhiger, und erinnerte mich, daß der Cadett, als brasilianisches Landeskind, vielleicht den besten Rath in dieser Verlegenheit zu ertheilen vermöge. Ich ließ ihn also rufen, befragte ihn, und mit trockener Miene antwortete er: »Isso não hé nada« (das ist gar nichts) — »für Pferde werde ich wohl in dieser Nacht noch sorgen; Sie wissen ja, daß in hiesiger Gegend der Viehraub kein Diebstahl ist.« Und wirklich standen um Mitternacht vier magere Aracken vor der Hausthür, auf denen wir die Reise unbeforgt antraten. — Aber noch bevor wir die Freguezia do Cap de Viamaõ erreichten, ließ sich eins dieser ge-

stohlenen Thiere schon nicht mehr vom Flecke bringen. Zu unserm Glücke war der Commandant des letztgenannten Ortes ein menschenfreundlicher und gefälliger Mann; er äußerte in wohlgewählten Worten sein Bedauern über den uns zugestoßenen Unfall, erbot sich unaufgefordert, sogleich ein anderes Pferd herbei zu schaffen und bewirthete uns, so gut als nach brasilianischer Manier möglich; sogar ein treffliches Glas Portwein, hier im Innern des Landes schon eine Seltenheit, fehlte nicht bei der mit allerlei Blumen und Früchten gezierten Tafel.

Die *Freguezia Viamaõ*, ein kleiner, geographisch-statistisch unbedeutender Ort zeichnet sich nur durch einen ziemlich großen öffentlichen Platz und eine mit allerlei märchenhaften Zierrathen versehene Kirche aus. Die Gegend ist, wie man dies so häufig in Brasilien trifft, ausnehmend schön; in geringer Ferne erblickt man schon hier die ewig rauschenden Urwälder und die kolossale Bergreihe der *Serra geral*. So fruchtbar und einladend indessen das gottgesegnete Terrain zum Anbau wäre, so findet man doch nur wenig Spuren einer mit Sorgfalt versehenen Wirthschaftlichkeit. Mit Bedauern übersieht der Europäer diese unermesslich ausgedehnten, öde daliegenden Fluren, welche selbst bei einer nur sehr mittelmäßigen ökonomischen Verwaltung dem Besitzer hundertfache Zinsen für seine Aussaat bringen könnten. Jede Art von Getreide, fast alle Sorten europäischer Gemüse und Früchte gedeihen beinahe ohne alle Pflege — und dennoch ist nichts, gar nichts angebaut.

Wie außerordentlich die Vegetation nicht allein hier, sondern auch beinahe in ganz Brasilien sein muß, beweisen schon, um endlich einmal fremde Autorität zu meinem Zwecke zu benutzen, die Worte unseres hoch geschätzten Freiherrn von Humboldt, der

unter Anderm über dieses vom Rio de la Plata bis jenseits des Amazonen-Flusses, wie ein Mammuthgerippe hingestrecktes Reich, folgende naturhistorische Bemerkung macht.

»Schmalheit des mannichfaltig eingeschnittenen Continents, seine weite Ausdehnung gegen die beeiften Pole hin, der freie Ocean, über den die tropischen Winde weghlasen, Flachheit der östlichen Küsten, Ströme kalten Meerwassers, welche vom Feuerlande bis gegen Peru hin nördlich vordringen, die Zahl quellenreicher Gebirgsketten, deren schneebedeckte Gipfel weit über alle Wolkenfichten emporstreben, die Fülle ungeheurer Ströme, welche nach vielen Windungen stets die entfernteste Küste suchen, sandlose und darum minder erhitzte Steppen, undurchdringliche Wälder, welche die flusreichen Ebenen am Aequator ausfüllen und im Innern des Landes, wo Gebirge und Ocean am entlegensten sind, ungeheure Massen, theils eingesogenen, theils selbst erzeugten Wassers aushauchen; alle diese Verhältnisse gewähren dem flachen Theile von Amerika ein Klima, das mit dem afrikanischen durch Feuchtigkeit und Kühlung wunderbar contrastirt. In ihnen allein liegt der Grund jenes üppigen saftstrotzenden Pflanzenwuchses, jener Frondosität, welche den eigenthümlichen Charakter des neuen Continents bezeichnet«.

Mit einem frischen Pferde versehen, ging jetzt die Reise in ungestörter Fröhlichkeit weiter bis zum Rio Capivari, der durch den in großen Tropfen beständig vom Himmel herunter strömenden Regen dermaßen angeschwollen, daß die Pferde bei dem reißenden Laufe des trüben Wassers kaum das jenseitige Ufer schwimmend erreichen konnten. Ein kleines Canot, eher einem Badtroge als einem Fahrzeuge ähnlich, und nur durch einen einzigen halb lahmen Neger regiert, führte uns langsam hinüber. Durch die außerordentlich starke

Strömung wurden wir aber wenigstens 50 bis 60 Schritt weiter abwärts getrieben, als wo der eigentliche Landungsplatz lag, und hier versperrte uns das hohe, mit dichtem Gebüsch bewachsene Ufer den Weg. Glücklicherweise war der Fluß hier nicht sehr tief, und wir bequemten uns also, bis über die Hüften in die Fluth zu steigen und mit Messern eine Picabe (schmalen Fußsteig) durch das eng verworrene Gestrüpp zu hauen, wo wir nach einer Arbeit und einem Zeitverlust von mehreren Stunden die vor Kälte und Nässe zitternden Thiere hindurchführten. Selbst bis auf die Haut durchnäßt, suchten wir das erste nahe gelegene Haus auf, um uns wo möglich trocknen und den immer lauter werdenden Anforderungen unseres unzufrieden knurrenden Magens Genüge leisten zu können. Eine elende, ganz isolirt liegende Venda bot uns endlich einen Zufluchtsort dar; wir ritten rasch darauf zu, und baten den Wirth dringend, unsern überhand nehmenden Hunger für Geld und gute Worte so schnell als möglich zu beschwichtigen; aber zu unserm Schrecken erfuhren wir, daß durchaus nichts als schwarze Bohnen vorhanden sei, und auch diese ohne alles Fett, bloß in Wasser abgekocht wären.

»Also haben Sie in dieser an Vieh und Wild so reichen Gegend nicht einmal ein Stückchen Fleisch?« fragte ich halb erzürnt das beinahe kugelförmige, phlegmatische Männchen. Bei diesen Worten blickte es mich starr an und antwortete:

»Senhor, Sie kommen gewiß von einer weiten Reise, daß Sie nicht wissen, welchen Tag wir heute im Kalender haben.«

»Wie so?«

»Ei nun, es ist ja ein Festtag, an welchem kein guter Katholik Fleisch ißt.«

»So wollte ich, daß der Teufel alle Festtage holte, wenn ich nur etwas zu essen hätte!«

Diese in barschem Tone ausgestoßenen Worte brachten in der Affen-Physiognomie des Wirthes eine wunderbare Veränderung hervor; den Mund sperrweit offen und mit langgezogenem Gesicht trat er einige Schritte zurück und fragte mit stotternder Stimme, wie es möglich sei, daß man an einem so heiligen Tage den Namen des Teufels nennen könne. »Sicher,« fügte er hinzu, »sind Sie Englezes, folglich auch keine durch unsere heilige Kirche getauften Christen, sonst würden Sie heute wenigstens ein solches Wort nicht genannt haben.« — »Verschaffen Sie uns nur ein rechtliches Essen, das wir sodann mit Freuden so anständig als irgend möglich bezahlen werden, und kümmern Sie sich nicht um unsere Religion,« war die einstimmige Antwort.

Hierauf erhielt die gar zu wohlbeleibte Wirthin sogleich von ihrem Manne Befehl, eiligst ein Huhn zu schlachten und uns dasselbe, mit gehörigem Speck gekocht, nebst den versprochenen schwarzen Bohnen vorzusetzen. Dabei klapperten wir natürlich auch mit den wenigen Pfastern, die sich in den durchlöchernten Taschen mit ihrem vollen Silberglanze, wie ein ausgewachsener Schmetterling in der zerrissenen Puppe, oder wie ein armes, warmes, unschuldichs Mädchen in dem schmutzigen, zerlumpten Laken ihres Bettes ausnahmen. Silber hat Klang; jede Frau, es braucht keine Mulattin zu sein, liebt den Silberglanz, und, kann sie nicht tanzen, lernt sie es mit dem Silbertone »des Geldbleierkastens«.

Mit wahrer Gier ward die schlechte Mahlzeit verschlungen, denn der Hunger ist in allen Welttheilen der beste Koch; dann suchte ein Jeder das Bette, das aus einer auf dem ungezielten Fußboden ausgebreiteten Stroh-

matte, einigen als Kopffissen dienenden Sätteln und einer wollenen Oberdecke bestand. So hart und unbequem auch dieses Lager sein mochte, schliefen wir doch von Müdigkeit überwältigt augenblicklich ein. Kaum farbte aber, wie das vergossene Blut eines unschuldig Hingerichteten, der erste Purpur der vielverheißenden Morgenröthe den durch kein Wölkchen mehr getrübbten Horizont, als wir auch schon Anstalten machten, die Pferde einzufangen und unsern Weg weiter fortzusetzen; bei Bezahlung der Zechen gab uns die verliebte Wirthin, die der Kizel sichtbarlich überall wie eine Krankheit plagte, noch den wohlgemeinten Rath mit auf die Reise, doch ja nie wieder an einem Festtage Fleisch zu essen, indem wir uns sonst den Zorn de todos os Santos (aller Heiligen) zuziehen würden. Da jedoch eben keiner von uns ein Proselytenmacher war, ließen wir »die üppige Corpulenz« bei ihrem Glauben und setzten wohlgemuth den Weg bis zur Freguezia Conceicao do Arroyo fort.

Von diesem Orte, der keiner weiteren Erwähnung werth ist, gelangten wir an den Fluß *Tramanday*, wo wir abermals mit Canots übersetzen und unsere Pferde durchschwimmen ließen.

In der Hoffnung, daß diese an dem jenseitigen Ufer von selbst stillstehen würden, jagten wir sie ohne Zügel in das Wasser und folgten dann langsam in dem schwankenden Fahrzeuge nach; aber kaum hatten wir den ersten Fuß ans Land gesetzt, als auch schon der ganze Trupp schnaubend und wiehernd davon lief, und wäre der jugendliche Fährmann nicht ein eben so guter Reiter als Schiffer gewesen, so hätten wir ohne Zweifel die schöne Aussicht gehabt, unsern Weg zu Fuße fortsetzen zu müssen. Dieser aber wußte schnell das bestandene Unglück wieder auszugleichen, eilte in das Haus zurück, holte sein eigenes Pferd, einen rüstigen Klappen, und

verfolgte mit Lago und Bolla den flüchtigen Haufen. In weniger als einer Viertelstunde standen die scheu gewordenen Thiere wieder am sandigen Ufer des Tramanday, wo wir sie einfingen, auffattelten und dann immer rascher der Meeresküste zu ritten. Noch mehre Meilen vom atlantischen Ocean entfernt, hörten wir schon den Donner des gegen das Gestade wild ansturmenden Meeres, und bei der feierlichen, ringsum herrschenden Stille erklang das Getöse der wüthenden Brandung wie das unaufhörliche Feuer einer weit entfernten Artillerie.

Der Abend brach ein, doch ging der Zug immer langsamer fort, vielleicht weil ein Jeder, von ganz eigenen Gefühlen durchdrungen, in stiller Demuth den Weltgeist anbetete. Mir schien das melodievolltobende des ungestümen Elementes ein himmlischer Wohl laut, denn es erweckte in meinem aufschwellenden Herzen alle längst verschmerzten Erinnerungen an meine erste Seereise und an das theure, einst so verhasste Vaterland. Wie gern hätte ich mich schon damals den unsichern Wogen des Weltmeers anvertraut, um noch einmal die geliebte Heimath wieder zu sehen; aber die Pflicht band mich in jener Zeit noch mit eisernen Fesseln an Brasilien. Noch nie war, seitdem ich mich im Innern dieses gigantischen Landes, wie Jonas der Prophet im Wallfischbauche, befand, das Heimweh, diese schreckliche, unheilbare Gefühlsppest bei mir rege geworden; doch jetzt, durch das ferne Geräusch der brausenden Gewässer aus der Lethargie aufgeweckt, überfiel es mich mit solcher Hefigkeit, daß ich um jeden Preis gewünscht hätte, mich augenblicklich einschiffen und nach dem schläfrigen, doch nicht mehr schlafenden Europa zurückkehren zu dürfen.

Endlich, in der Nähe des schroffen Ufers angekommen, blieb ich mit verschränkten Armen stehen und

starrte stumm mit sehnsuchtsvollen Blicken über die endlose Fläche des Weltmeers hin. Nur der, welcher selbst einst, viele hundert Meilen von seinem Geburtsorte entfernt, sich sodann nach manchen schweren Jahren mit schwärmerischer Anhänglichkeit des geliebten Vaterlandes erinnerte, vermag in der Wirklichkeit die überströmenden Empfindungen zu verstehen, die mich in dem Augenblicke ergreifen mußten, als ich die unabsehbare Weite des »allverwandten« Oceans zu Gesichte bekam.

Von hier aus ging die Reise beständig dicht am sandigen Ufer des Meeres fort, ohne daß uns irgend ein Unfall oder eine bemerkenswerthe Erscheinung begegnet wäre. Somit gelangten wir glücklich nach Als Torres, dem Grenzpunkte der Provinz St. Pedro do Sul, die man unrichtig auch wohl zuweilen Rio grande nennt. Wir alle drei, durch die gastfreien Bewohner des erwähnten Strandes mit ziemlich guten Pferden versehen, sprengten wohlgemuth in das Städtchen hinein, um uns dem Commandanten dieses Ortes und Inspector der dort angesiedelten Colonisten vorzustellen. Mit freundlicher Miene und echt portugiesischem Anstand empfing uns die nicht mehr junge, doch graziose Herrin des Hauses, erklärte jedoch, daß ihr Gemahl leider nicht daheim, sondern in Gesellschaft bei einem hier ansässigen Deutschen sei, den man so eben durch allgemeine Wahl zum Friedensrichter der Colonie ernannt, und bat uns dabei, gleichfalls an dem lustigen Feste Theil zu nehmen, das jetzt die Einstellung des neuwählten Juiz de Paz verherrliche. Der Vorschlag wurde von uns angenommen wie er gegeben, denn wenn man längere Zeit an der öden Küste des Meeres fortgetrahl, ohne einmal für Geld und gute Worte ein mittelmäßiges Essen bekommen zu können, sehnt man sich wohl endlich nach einer gut besetzten Tafel.

Bevor wir noch das uns angewiesene Haus des neugebackenen Friedensrichters erreichten, drangen uns die Melodien:

„Ein freies Leben führen wir,“
und „Na minha pobre Cabana“
(„In meiner armseligen Hütte“),

von vielen freischenden Stimmen getragen, mit sonderbarem Contrast in die Ohren; denn während die Deutschen im Rausche der zur Ironie geworden ausgelassenen Fröhlichkeit ihr freies Leben besangen, versetzten sich die Brasilianer in eine ärmliche Hütte und feierten hier in Gedanken der zärtlichsten Liebe himmlische Freuden.

Bei unserm Eintritt in das mit gelbem Sand und welken Blumen geschmacklos gezierte Speisezimmer trafen wir eine wenigstens aus 50 Personen bestehende Gesellschaft vor, worunter gewiß zwei Drittheile Brasilianer, meistens weiblichen Geschlechtes, waren, und ich erstaunte nicht wenig, eine solche Harmonie unter den sonst sich hassenden Nationen zu finden; denn noch nie war mir in diesem Lande, wo der Rassenstolz weit ärger als in Indien oder China herrscht, etwas Aehnliches vorgekommen. Wir mußten sogleich an dem wohlbesetzten Tische mit Platz nehmen und erhielten ohne weitere Umstände von dem schon auf dem Ehrensessel von verblichenem Sammet thronenden Commandanten das Versprechen, für unsere Weiterreise nicht allein mit Pferden, sondern auch mit allen sonst nöthigen Bedürfnissen hinlänglich versorgt zu werden. »Doch,« fügte er mit gutmüthigem Lächeln hinzu, »müssen Sie bis morgen verweilen, damit ich das Erforderliche gehörig herbeischaffen kann; denn, wie Sie sehen, bin ich jetzt in Amtsgeschäften.« Er tranchirte nämlich eine Hammelkeule. Wir fanden uns aber hier

gut aufgehoben und ließen uns den kleinen Aufschub daher willig gefallen.

Die muntre, durch guten Porto bereits etwas aufgeregte Gesellschaft empfing uns mit dem lautesten Jubel und forderte uns dringend auf, wenigstens drei bis vier Tage in As Torres »als ihre vielgeliebten Gäste« zu verweilen; ja, ganz gegen die Landes-sitte, placirte man uns so, daß jeder von uns zwischen zwei der schönsten anwesenden brasilianischen Damen seinen Sitz bekam. Uns ward recht bald gar wohl zu Muthe, denn ein ungezwungenes, munteres Gespräch, die heiterste Laune, verliebtes Augenblinzeln, geheimes Anstoßen mit Glas, Hand und Knie, — das alles war die beste Würze bei dem an und für sich schon zu üppigen Mahle. Conversation und Gesang, Geflüster und Musik nahmen an Lebhaftigkeit zu. Die Damen hatten alle das lästig steife Ceremoniel ganz aus ihrer Mitte verbannt. Nur die Persönlichkeit des neu erwählten, gleich einem heirathslustigen Puter, vor Stolz und Zorn aufgeblähten Friedensrichters, dessen ergiebiges Geschäft in Kram- und Branntweins-handel bestand, machte auf die Anwesenden nicht den besten Eindruck, obgleich sich derselbe alle nur erdenkliche Mühe gab, seine Gäste durch einige schlechte Witze so wie durch die im Ueberflusse aufgetischten Speisen und Getränke zu unterhalten. Die böse hundertzüngige Fama hatte nämlich dafür gesorgt, daß einige von diesem zum Ehrenmann amtlich gestempelten Schurken verübte Schlichkeiten und Betrügereien allgemein bekannt geworden; — dennoch war es ihm, wie schon erwähnt, durch Bestechung der ärmeren Colonisten, gelungen, die Mehrzahl der Stimmen am gestrigen Wahltage zu erhaschen.

Sicher hatte der in seinem Thran wohlbehagliche, — denn Zähne, Augen, Gefräßigkeit und mehre verschiedene, wie er versicherte, lebendig geborene Sun-

gen deuten klar auf das Geschlecht der Wallfische, — Inspektor der Colonie und Commandant von As Torres das Beste beabsichtigt, als auf seinen Befehl ein Friedensrichter aus der Mitte der hier angesiedelten Deutschen auserkoren ward; denn er wußte natürlich als geborener Portugiese und wohlgeborener Wallfisch, sich mit diesen Leuten wenig oder gar nicht zu verständigen; doch konnte er unmöglich glauben, daß durch die allgemeine Wahl diese Stelle einem Menschen zu fallen solle, den die eigenen Landsleute allgemein verachteten, und zu dem er sich selbst, trotz seiner ganzen Eßlust, und wie sehr auch obgedachter Friedensrichter als magerer Haring in seinen Fettrachen einlaufen könnte, nimmermehr hingezogen fühlte. Aber etwas klingendes Geld, mit listiger Klugheit unter die ärmere Klasse vertheilt, verfehlt nirgends, wo es auf Stimmenzahl ankommt, die Wirkung, die es schon als goldener Regen bei der alten Danae außerte.

Gleich nach aufgehobener Tafel hatte ich ein Gespräch unter vier Augen mit dem taumelnden Commandanten, wobei mir dieser, der in Gedanken immerfort schwamm, ziemlich kurz vertraute, daß ihm der deutsche Charakter ganz unbegreiflich, — eine Sphinx, ein Affe, ein Centaur, eine Chimäre, ein Rahenhund, ein Zirkeldreieck sei (er erschöpfte dabei seine ganze Mythologie), besonders in diesem Augenblicke, wo gerade die Individuen, welche früher am häufigsten gegen den jetzigen Friedensrichter aufgetreten, mit sichtbarer Freude gestern für ihn gestimmt hätten. Ich suchte die verdrießliche Sache so viel als möglich ins Geleise zu bringen, und schob ohne Bedenken die Schuld auf die Gutmüthigkeit und leichte Verführbarkeit meiner Landsleute; aber jener schüttelte bei dieser Vertheidigung unglaublich den Kopf, woran die abgestumpften Ohren als Flossen hingen, und meinte, die

so oft gerühmte deutsche Treue und Biederkeit seien doch bei dieser Gelegenheit in ein sehr zweideutiges Licht gestellt worden. Von den höheren Ständen Deutschlands sprach er offenbar mit vieler Achtung, indem er den Rauch seiner Papierzigarren durch die Nasenlöcher kräuseln ließ, von der niedern Klasse dagegen desto wegwerfender, wovon doch wohl das ungesittete Betragen der dortigen Colonisten die Hauptursache gewesen sein mochte. Freilich erwähnte er einiger Familien, die eine rühmliche Ausnahme von der Regel machten, aber dies war doch nur eine sehr geringe Anzahl, — und man kann einem Wallfische nicht trauen, denn er macht selbst eine Ausnahme von der Säugungstheorie der Fische.

Von As Torres aus hat man einen Weg von etwa 5 bis 6 Leguas zurückzulegen, um auf die ersten Anpflanzungen der deutschen Ansiedler zu stoßen; theilweise ist der Boden in dieser Gegend sehr fruchtbar, zum Theil aber auch so steinig oder dermaßen mit dem dichtesten, undurchdringlichsten Urwalde bedeckt, daß der fremde Anbauer mit den unsäglichsten Schwierigkeiten zu kämpfen hat, und dennoch vielleicht nichts vor sich bringt. Die in ganz Brasilien bei jeder Gelegenheit hervorstechende Parteilichkeit der obern Behörden äußerte auch hier bei Vertheilung des Landes ihren schädlichen Einfluß auf eine augenblicklich ins Auge fallende, wahrhaft empörende Weise, indem der sämtliche fruchtbare und gute Boden den katholischen, der schlechte, beinahe nicht zu beackernde dagegen den protestantischen Colonisten vom ersten Anfang angewiesen ward; die natürliche Folge solcher Unrechtmäßigkeiten war eine Spaltung zwischen beiden Parteien, die nicht selten zu blutigen Raufereien, ja selbst zu den gräßlichsten Ermordungen Anlaß gab. Alle Klagen der Protestanten und alle Bitten um gleichmäßige Theilung oder Anweisung

eines andern Terrains, woran es doch wahrlich gar nicht mangelte, ließ man dennoch gänzlich unbeachtet, oder wies sie mit kurzen, strengen Worten zurück.

Auch diese unsäglich verabsäumte Fremden-Colonie wird noch jetzt bisweilen durch einzelne raubsüchtige Indierstämme heimgesucht, welche hier nicht selten die schrecklichsten Verwüstungen anrichten. So war zum Beispiel kurz vor meiner Ankunft in As Torres eine deutsche Frau von einem Pfeile dermaßen durchbohrt worden, daß die Hälfte des Schaftes mit seiner knöchernen Spitze aus dem schrecklich durchbrochenen Rücken des unglücklichen Schlachtopfers hervor sah. Auf den sich tiefer in den Wald erstreckenden Besitzungen konnten sich immerdar die Colonisten nur durch eine große Anzahl starker Hunde und einen hinlänglichen Vorrath von Schießgewehren vor den nächtlichen Ueberfällen dieser herumstreifenden Horden in ihren Häusern schützen; nicht selten mußten sie sogar ihr wenig Vieh und ihre kaum begonnenen Anpflanzungen den im nächtlichen Dunkel heranstürmenden Wilden preisgeben, um wenigstens das eigne Leben und das ihrer Familie zu retten.

In wohl geordneten Haufen, zwanzig bis dreißig Mann stark, näherten sich diese unerschrockenen Söhne des Urwaldes mit einer solchen Vorsicht und Behutsamkeit, daß sie, selbst am hellen Tage, von den ausgestellten Posten auf Schußweite noch nicht bemerkt, nun entweder versteckt mit ihren unfehlbaren Pfeilen aus dem Hinterhalte hervorschossen, oder mit Windesschnelle, gleich der Tigerkatze, auf die einzeln stehenden Wachen einstürmten, die dann gewöhnlich bereits mit klaffenden Wunden in ihrem Blute lagen, bevor sie sich noch zur Wehre setzen oder andere Leute zu Hülfe rufen konnten. Also mußte nicht allein die unendlich mühselige

Arbeit, sondern auch die stete Furcht, plötzlich dabei von jenen Kindern der Wildniß überfallen zu werden, die Ungewißheit, ob man das Gesäete auch dereinst ernten werde, und endlich die durch den verschiedenen Glauben herbeigeführten und stets mit Parteilichkeit geschlichteten Streitigkeiten dem Emporkommen dieser Colonie im höchsten Grade hinderlich sein und sie weit hinter der von St. Leopolde zurücklassen. Ein großer Theil der Ansiedler suchte sich daher durch ewiges Sollicitiren und die größten Geldaufopferungen die Erlaubniß zu bewirken, ihr mit Schweiß und Blut erkauftes Eigenthum um Spottpreise veräußern und ihren Wohnsiß von dem unheilbringenden As Torres nach dem lieblichen St. Leopolde verlegen zu dürfen; wo sie sich alsdann mit beisspielloser Ausdauer von Neuem der schwierigen Arbeit der Ausrottung und Fruchtbarmachung des Urwaldes unterwarfen. Ja, der Deutsche ist das nordeuropäische Maulthier, das jede Last erträgt, wenn nur zwei Strohhalme in seiner Krippe liegen, und das sich den Maulkorb anlegen läßt, wenn man es nur mit Flitter verziert.

Auf diese Weise verringerte sich hier natürlich die Anzahl der Köpfe so sehr, daß nach einigen Jahren deren weit weniger waren, als bei der ersten Entstehung der Colonie, wodurch denn auch der eigentliche Zweck, diese schöne, aber in ihrer Production trogige Gegend zu bevölkern und zu bebauen, gänzlich verloren ging. Auch hier bewährte sich also wiederum der von uns schon oft aufgestellte Grundsatz, daß die Regierung wohl manches Gute wünschte und selbst mit großen Unkosten zu bewerkstelligen suchte, aber Alles so verkehrt anfang und zur Ausführung ihrer manchmal großartigen Pläne stets Leute gebrauchte, die entweder unfähig schienen, dergleichen Aufgaben zu lösen, oder wohl gar, unbekümmert um das Wohl oder

Wehe des Staats, nur ihr persönliches Interesse im Auge hatten. Deshalb fand sich denn auch, sobald eine neue Einrichtung dieser Art getroffen werden sollte, eine unübersehbare Anzahl geldgieriger Candidaten — meistens verlorene Söhne guter, oder kluge Söhne armer Familie — für die dabei vacanten Posten ein, denn diese hatten hier, fern von jeder Ministerialaufsicht, weniger zu befürchten, bei ihrem schändlichen Amtswucher, streng revidirt zu werden, als bei den übrigen öffentlichen Verwaltungsstellen in den brasilianischen Hauptstädten, wo ihnen doch bisweilen »die Kammern« einmal etwas scharf in's Fenster und in die Kassen guckten.

Außer den Indiern, diesem raubgierigen, ewig gehegten Menschenwilde des amerikanischen Continents, verheerten aber auch die von der nahegelegenen, sich bis zu 4000 Fuß erhebenden Serra Geral heruntersteigenden Raubthiere kleinerer Gattung, so wie der in dem dicht neben der Colonie vorbeischießenden Flusse lebende, ohne Unterlaß bluttrunkene Capivari nicht selten die kaum zur ersten Fruchthoffnung gediehenen Anpflanzungen; die buntgefleckte, ungeduldig lauernde Unze tödtete nicht allein die den Pflanzern so nothwendigen Hunde, sondern trug auch selbst den stärksten Ochsen oder ein kräftiges Pferd auf ihrem Rücken davon. So verwüstete der Capivari in wenigen Stunden ein großes Maisfeld dermaßen, daß es nicht mehr der Mühe werth war, die zertretenen Ueberreste einzuernten; — und was etwa von diesen Bestien noch verschont blieb, zerstörte langsam der Tapir (Anta), das größte, in Südamerika vorkommende Säugethier, oder die buntfarbigen, bis zum höchsten Ueberdruß krächzenden Papageien, und die unzähligen, langgeschwänzten, zähnefletschenden Affen, die von hier aus nördlich in Schaaren von vielen Hunderten zu

finden. Der Tapir, der Affe, der Papagei werden von den Brasilianern gegessen; die Deutschen konnten sich indeß nicht zum Genuß der beiden letztern entschließen, da das purpurrothe Fleisch der Papageien hart und zähe ist, wogegen das braunröthliche der Affen des süßlich-strammen Geschmacks und der menschenähnlichen Gestalt dieses Thieres wegen in ihnen den höchsten Ekel erregte. Der Tapir allein ersetzte in einiger Hinsicht, durch sein dürres, dem Rindfleisch so ziemlich gleich kommendes Fleisch, den Schaden, den er bei der Viehheerde anstiftete.

Außer allen diesen Hindernissen trug aber auch die unregelmäßige Zahlung der versprochenen Hülfs-gelder nicht wenig dazu bei, die unter einem unseligen Sterne angelegte Colonie nach und nach immer mehr in Verfall gerathen zu lassen, und so wäre es denn wohl mehr denn wahrscheinlich, daß sie in einigen Jahren gänzlich von der Statistik und Geographie des Kaiserthums verschwinden wird; der gichtisch-schwache Minister Miranda, dem es als Chef und General-Inspector des Colonisations-Departements zunächst oblag, für das Fortkommen der Anpflanzungen väterliche Sorge zu tragen, scheint sich eben, gewiß nicht ohne Vorbedacht, um diese Colonie am allerwenigsten zu bekümmern, und überhaupt besonders in den seltenen lichten Momenten nur sein Augenmerk auf St. Leopoldo und zum Theil auch auf Novo Friburgo zu richten. Die bedeutenden Summen, welche die brasilianische Regierung für den Transport der hier angesiedelten, protestantischen Pflanzler von Deutschland aus nach Brasilien angewandt haben muß, sind folglich auch unter obliegenden Umständen als unnütz verschwendet anzusehen. Wahrlich, lieber möchte ich wohl entschlafener Nachtwächter in dem kleinsten deutschen Dorfe, als Finanzminister in Rio de Janeiro sein.

Das allmähliche Dahinsterben der einst so kräftigen Colonie von Als Torres mag zwar wohl nicht wenig dazu beigetragen haben, daß das jetzige Gouvernement seine Aufforderungen zur Auswanderung einstellte, und schon seit langer Zeit für kein einziges Individuum die Ueberfahrtsfelder von Europa hat bezahlen wollen.

Außerdem würden die zerrütteten Finanzen und der schlechte Credit des Kaiserreichs es ebenfalls schon lange nicht mehr erlauben, daß man noch fernerhin so wahnsinnige, kostspielige Entdeckungsexpeditionen und Sklavenkreuzzüge in Europa unternehmen könnte; von außen her vermehrt sich also die Anzahl der Köpfe — denn hier zählt man nicht nach Seelen, sondern nach Köpfen — seit mehreren Jahren nur durch solche Ansiedler, welche auf eigne Kosten die beschwerliche, weite Seereise zu unternehmen sich erlaubten, deren es jedoch äußerst wenige giebt, denn neuerdings scheint sich die Proselytenmacherei wie die Auswanderungswuth sehr vermindert zu haben; wogegen aber bei der Mehrzahl der in Brasilien lebenden Fremden der Wunsch rege geworden ist, die theure, einst verschmähte Heimath durch jedes Mittel wieder zu erreichen. Wen könnte auch jetzt noch ein Land an sich fesseln, das keine Obrigkeit und keinen Bürger besitzt? So lange der Handel noch blühte, so lange noch Gold und Silber wie auf einer privilegierten Pharaobank rouslirten, der Handwerker gut bezahlt, der Colonist kräftig durch die Regierung unterstützt wurde, band das Interesse die Fremden an die Diamantgruben ihrer exaltirten Träume, wo sie mit geringer Mühe mehr verdienen konnten, als in Europa bei schwerer Arbeit; aber jetzt, wo man nichts als alte Papierscheine oder höchstens Kupfer cursiren sieht, wo ein Jeder das wenige Baare, das er be-

sißt, aus Furcht es zu verlieren, wörtlich genommen, einschart, und jede Arbeit spottschlecht bezahlt, ist es wahrlich Keinem zu verdenken, wenn er eiligst in sein Vaterland zurückkehrt, sobald es ihm seine Lage irgend erlaubt. Von den Deutschen allein, die mit den schönsten, überspanntesten Hoffnungen der neuen Welt entgegengesegelten, wäre vielleicht schon jetzt kaum noch eine Spur in ganz Brasilien zu finden, wenn nicht entweder gar zu verwickelte Geschäfte, liegende, unverkaufbare Gründe, oder, was bei den meisten der Fall ist, Mangel an Geld sie ohne Widerrede zwängen, wider ihren Willen ihr trauriges Leben, fern von ihrem verschmähten Vaterlande, mitten zwischen einer, ihnen bis in den Tod verhaßten Nation elendiglich zu vollbringen.

Wie unaussprechlich glücklich schätzen sich nicht diese Menschen, wenn irgend ein mitleidiger Schiffscapitain sich dazu versteht, sie unentgeltlich in ihre Heimath mit zurückzunehmen; freudig und mit rastloser Thätigkeit verrichten sie während der langen, hoffnungsreichen Seereise die niedrigsten Arbeiten und danken, in Hamburg oder Bremen angelangt, auf den Knien ihrem Retter für die erwiesene, unschätzbare Wohlthat. Und wofür danken denn diese Verblendeten? Für das Einhauchen der heimathlichen Luft, für das Betreten des vaterländischen Bodens? Ach, wenn ein Mensch von seinen Gefühlen leben könnte! wäre die Morgenröthe eßbar, der Abendstern ein Becher Wein, wüchsen Hut und Rock gleich Pilzen auf dem Felde, — da wäre es freilich anders. Aber nur selten, und nur wenn auf dem Schiffe Mangel an Matrosen obwaltet, gelingt es dem einen oder dem andern, das harte Herz irgend eines Capitains zu erweichen; die übrigen müssen, von den Qualen des fürchterlichsten Heimweh's niedergedrückt, ihre freudlo-

sen Tage im fremden Lande beschließen. Um sich nun nicht gänzlich durch diese Gefühle resignirter Stumpfheit überwältigen zu lassen, um nicht dem Dämon unheilbaren Trübsinns und völliger Kräfterschlagung anheim zu fallen, ergiebt sich ein großer Theil dieser Elenden dem Genuße des *Agua ardente* dergestalt, daß sie in kurzer Zeit, mit den ekelhaftesten Krankheiten beladen, sehr bald ein Opfer des martervollsten Todes werden. Auch auf obgedachter Colonie von As Torres wandelt eine beträchtliche Masse dieser unheilbaren Heimwehkranken, gleich Gespenstern, die weder auf, noch in der Erde Ruhe erringen, unstät umher, den Tag verfluchend und verwünschend, an dem zum ersten Male der unselige Gedanke in ihnen aufstieg, nach Brasilien auszuwandern.

Die hier ansässigen Colonisten, größtentheils von dem Harz und den Rheinländern abstammend, haben indessen am allerwenigsten Hoffnung, ihr fernes Vaterland, den ehrwürdigen Brocken, den neckischen Rubezahl, den fidelen Rheingott jemals wieder zu sehen, da Torres, obgleich am »tönenden« Strande des Weltmeeres gelegen, keinen Ankerplatz besitzt und der allzu leichte Wasserstand selbst die kleineren Barken hier anzulegen verhindert. Um nun den ersten Hafen zu erreichen, wo große auf Europa fahrende Schiffe landen, würden sie vorerst eine Landreise von mehr denn 100 Meilen zu machen haben; an Ort und Stelle angekommen, vielleicht Monate lang auf die Abreise eines Schiffes warten, und endlich wenigstens die Summe von 40 Piaſtern für die Ueberfahrt erlegen müssen; — auf welche Weise soll aber wohl ein armer Colonist die große zu einer solchen Reise erforderliche Baluta aufbringen? Eben aber, weil diese unglückseligen Sklaven eines unaussführbaren Irrthums die positive Unmöglichkeit einsehen, jemals das ersehnte Ziel zu erreichen,

fühlen sie sich noch weit unglücklicher, als wenn ihnen noch ein Strahl von Hoffnung leuchtete; — ganz wie die Verbannten in den Wüsten Sibiriens, denen ewig jede Rückkehr abgeschnitten, sind auch sie für immer von ihrem Vaterlande, von ihrem Glücke, von ihrer Seelenruhe getrennt.

Mit dem unangenehmen Dranggeföhle, gern helfen zu wollen und nicht zu können, setzte ich, nachdem ich die traurige Lage meiner durch eigene Thorheit so weit von ihren Penaten verschlagenen Landsleute mehr denn gehörig in Augenschein genommen, meine Reise von As Torres weiter über die unermessliche Hügelebene fort. Der Commandant hielt Wort; er versah mich und meine kleine hier schon um einige Personen verstärkte Reisegesellschaft mit frischen Pferden und rasch ging es zu dem einzigen Thore des schmal und schief gebauten Städtchens hinaus. Dieses Thor bildete die Grenze zwischen der Provinz St. Pedro do Sul und St. Catharina; sobald es verschlossen ist, kann Niemand mehr aus der einen Provinz in die andere gelangen, da auf der einen Seite das Meer, auf der andern Flüsse, Gebirge und Urwald unübersteigliche Hindernisse darbieten. Es ist auf einer Anhöhe gelegen, von wo aus man den reizendsten Anblick über den weiten Spiegel des unendlichen Oceans hat. Mit ausgelassenen Scherzen trabten wir dahin; nur der brasilianische Artilleriecadet, ein robuster, heimtückischer Mensch von etwa sechs bis acht und zwanzig Jahren, war hier zurückgeblieben, weil wir ihm seines höchst unanständigen Betragens und seiner ewigen Zanklust wegen mehrmals Vorwürfe gemacht, ja selbst derbe Beleidigungen gesagt. Wir glaubten über diesen Verlust keine Jeremiade anstellen zu müssen, ahneten jedoch nicht, daß dieser abgefeimte Bösewicht, durch das bergige Terrain be-

günstigt, uns beständig in gewisser Entfernung folgte, um die erste Gelegenheit wahrnehmen zu können, sich blutig an einem von uns zu rächen. Ohne den mindesten Unfall ging die Reise den ersten Tag immer dicht am Strande fort; wir übernachteten in einer elenden Benda, dem einzigen Hause, das in einem Umkreise von mehreren Meilen anzutreffen, und brachen am andern Morgen, nachdem wir mit dem Wirth, einem starken, redseligen Negriner (Negermullatten) zur gegenseitigen Zufriedenheit abgerechnet, sehr zeitig wieder auf. Ein kühler, erquickender Seewind wehte von Osten her über die westlich gelegene, ungeheure Sandwüste hin und stärkte die von der Hitze des verflossenen Tages ermatteten Glieder. Purpurroth tauchte endlich die Sonne, wie eine verschämte, beim Baden überrumpelte Schöne, aus den rauschenden Fluten empor, ein prachtvoll entzückendes Schauspiel! Unwillkürlich hielt ich mein Ross an und betrachtete mit staunender Bewunderung die göttliche Erscheinung, das einzig wahre Symbol der Menschenauferstehung; tiefe Bewegung ergriff mein Herz; das Auge wandte sich starr der Gegend zu, wo die geliebte Heimath liegen mußte; ach, diese unendliche Wasserfläche trennte mich von ihr. Ein schmerzliches, niederdrückendes Gefühl, dem räthselhaften Glutbewußtsein eines attentirten Selbstmordes gleich, bemächtigte sich meiner, ich war wie auf diese Stelle gebannt, ein irrender Paladin, von dem Zauber der Fee umfangen, die da heißt Thalatta, Thalatta.

So in Gedanken versunken, bemerkte ich nicht, daß meine Reisegesellschaft sich bereits so weit entfernt hatte, daß mein herumschweifender Blick sie vergebens suchte; — da weckte mich plötzlich der schnelle Hufschlag mehrer Pferde aus meinen kindischen Träumereien; rasch blickte ich um, und gewahrte den Cadet:

ten, mit vier bis fünf Negern und Mulatten, alle mit gezogenen Klingen, in vollem Galopp aus den dicht am Wege hinlaufenden Sandhügeln auf mich losgesprengt kommen; bevor ich mich noch in meiner Ueerraschung zur Wehre setzen konnte, fiel schon ein furchtbarer Säbelhieb, der auf mich gemünzt, zum Glück den blechernen, mit Federbüschen verzierten Kopfschutz des sich bäumenden Pferdes traf. Während dem hatte aber auch ich blankgezogen, gab meinem muthigen Thiere die Sporen, hieb einige Mal blind rechts und links um mich herum, und jagte in gestreckter Carrière mitten durch die staunende Banditenschaar denselben Weg wieder zurück, den ich gekommen war; wußte ich doch nicht, wo meine Reisegesellschaft geblieben, und die Benda lächelte mir mit ihrem grünlichen Schilfdache in geringer Entfernung freundlich entgegen.

Unter Fluchen und Schimpfen verfolgten mich die Meuchelmörder bis dicht vor das Haus, konnten jedoch mit ihren schlechten Pferden meinen guten Kenner nicht wieder einholen; eine unbedeutende Verwundung an der Schulter war alles, was ich aus der fatalen Affaire davon trug. Vor der Schenke angekommen, schwang ich mich rasch vom Pferde, als eben eine wohlgezielte Kugel meine Mütze streifte, und der schwarzbraune Wirth von gestern Abend erschien sogleich mit ein Paar geladenen Pistolen an der schmutzigen Schwelle, in der kräftigen, halbnackten Muskelstellung eines uncivilisirten modernen Antinous. Die Räuber machten, sobald sie ihn bemerkten, augenblicklich rechts um und verschwanden in einigen Minuten abermals hinter den fern nach dem dunkeln Horizont zusammenfließenden, aschgrauen Sandhügeln. So war ich freilich momentan der augenscheinlichen Lebensgefahr entgangen, durfte es jedoch nicht wagen, meinen Weg allein, nur mit einem kleinen Paradesä-

bel versehen, weiter fortzusetzen, entschloß mich daher, wenn auch wider Willen, so lange hier zu verweilen, bis etwa andere Reisende des Weges vorüber ziehen würden. Der heldenmüthige Wirth mußte vor lauter Gefälligkeit jetzt nicht mehr wohin, er zeigte mir an Arm und Bein die physiognomischen Knoten märchenhafter Nervenaußbildung, mit den verschiedenen deutlich hervortretenden Organen thierischer Sinnlichkeit; er versicherte, seine beiführende Frau, eine ewig wackelnde Mulattin, besitze eine eben so merkwürdige Brust, da selbige, über die Schulter geworfen, bis auf das Kreuz reiche, — und seine Töchter, drei an der Zahl — hätten für einen »Botaniker« (er meinte wohl einen Naturhistoriker) gar andere Curiositäten; kurz, sie verpflegten und unterhielten mich alle während der wenigen Stunden meines Aufenthalts, so gut es nur in ihren Kräften stand, und besonders suchte das jüngste der Mädchen, eine funfzehnjährige Sylphe, durch ihr fertiges Spiel auf der Viola, wie durch ihren leichtfertigen Tanz, meine Grillen zu zerstreuen.

So mochte es etwa gegen Mittag sein, als einige wohlbewaffnete Leute in das Haus traten, allerlei Erfrischungen zu fordern. Auf meine Nachfrage erfuhr ich sodann, daß sie gesonnen wären, denselben Weg einzuschlagen, den auch ich zu machen hatte; nichts konnte mir willkommener sein; sogleich bat ich um die Erlaubniß, sie begleiten zu dürfen, was man mir auch mit Freuden zugestand. Meine neuen Begleiter waren hinlänglich mit Schießgewehren versehen, demnach hatte ich durchaus nichts mehr von der meuchelmörderischen Rotte zu befürchten und konnte mich nun abermals ungestört meinen melancholischen Betrachtungen überlassen. Den niederträchtigen Cadetten sah ich späterhin in St. Catharina wieder, wo er der woh-

verdienten Züchtigung nicht entging; die übrigen Theilnehmer dieses Bubenstücks blieben indessen für immer verschwunden; wahrscheinlich waren es Deserteure, die sich hier zwischen den Sandhügeln versteckt hielten und vom Marodiren lebten; denn solche Vagabonden gab es zu jener Zeit nicht allein an der Praia (Strand), sondern auch im Innern des Landes oftmals in so großen Haufen beisammen, daß die Polizei nichts Ernstliches dagegen zu unternehmen wagte.

Ein kräftiger Wind machte sich allmählich auf, und setzte nach und nach das Meer immer stärker in Bewegung, so daß es seine Ufer überschritt und die Hufe unserer Pferde bespülte, die, durch die ungewöhnliche Erscheinung eingeschüchtert, scheu bei Seite sprangen; wir trabten indessen immer munter fort und erblickten bald zu unserer unsäglichen Freude die Conventes (Klöster), wo wir zu übernachten gedachten. Es ist dies ein mitten in die Sandwüste hingeworfener Berghaufen, der, aus der Ferne betrachtet, die größte Aehnlichkeit mit zwei neben einander stehenden Klöstern besitzt, woher denn auch dieser Name rührt; die Mitte dieser steinernen Gruppe bildet aber ein tiefes Thal, worin sich ein Bassin befindet, welches selbst in der trockensten Jahreszeit beständig mit frischem und kühlem Wasser angefüllt ist. Die Seiten der hier aufgethürmten Berge sind ziemlich fruchtbar, wie auch mit Bananen, Mandioca und Schlingpflanzen aller Art bebaut; auf der Spitze haben sich einige Brasilianer angesiedelt und hier mehre kleine Häuser, oder vielmehr Hütten, angeklebt, wo allenfalls der Reisende für Geld und gute Worte ein Obdach finden kann. Die Nahrung dieser tollkühnen Einsiedler besteht einzig und allein aus getrockneten Fischen, die das nahe Meer in Ueberfluß liefert, so wie in Farinha und Drangen, von welchen letztern an

den das Thal umschließenden Wänden ganze Wälder in goldner Feier der höchsten Fruchtbarkeit erglänzen. Baares Geld schienen sie seit Jahren nicht gesehen zu haben, denn als wir um etwas genießbares Essen baten und zugleich einige blanke Piaſter mit den beiden glänzenden Colonnen — noch immer iſt Amerika's Gold die Stütze der pyrenäiſchen Halbinſel — erblicken ließen, erboten ſie ſich, noch in der Nacht friſche Fiſche zu fangen, oder auch, je nachdem unſer Appetit ſei, drei Meilen von dort ein kleines Schwein oder zwei-jährige Hühner ſammt den Eiern von dem nächſten Bauerhofs herbeizuholen; dennoch lebten ſie bei aller Armuth dem Anſcheine nach ſehr zufrieden. Dem gegebildeten Europäer mag dies vielleicht ein Räthſel ſein, daß ſich indeſſen ſehr leicht löſen läßt, wenn man bedenkt, daß ſich der, ſogar in ſeinen Wolluſttrieben träge Braſilianer überhaupt ſchon glücklich fühlt, wenn er ſich nur nicht gezwungen ſieht, im Schweiße ſeines Angeſichts zu arbeiten.

Nach einem ſehr frugalen, ganz aus Fiſch und Vegetabilien beſtehenden Abendbrote breitete man uns beſtens einige trockene Kuhhäute auf dem ungebielten Boden aus, auf welchen wir denn auch, nach dem in der glühenden Hitze des Tages vollbrachten, beſchwerlichen Ritte, eben ſo ſanft entſchlummerten, als wären wir auf Eiderdunen gebettet. Noch bevor der Tag graute, ward einem Jeden der Anweſenden in einem ausgehöhlten Flaſchenkürbiß eine Portion Matta (Paraguaythee) vorgeſtellt, den wir vermittelſt einer zugespizten, unten mit einer Art von Sieb verſehenen Röhre einſaugen mußten. Dieſe Röhrrchen findet man bei den Vornehmeren dieſer Gegend von maſſivem Silber, ſehr zierlich gearbeitet, bei der niedern Klaſſe von gewöhnlichem Schilf; das Sieb dient dazu, daß beim Einſaugen der aromatiſchen Flüſſigkeiten die feineren

Theile des Thees nicht mit in die Röhre eindringen, und also dem Durstigen die Quelle verstopfen.

Durch den erquickenden Schlaf neu gestärkt, schickten wir uns jetzt zur Weiterreise an; die höflichen Wirthe fingen unsere im Thale zerstreuten Pferde ein, sattelten sie auf, wünschten uns dann ein herzliches Lebewohl, und als gehöre uns die Welt an, trabten wir jetzt beständig am Rande des Meeres dahin, immer dem Norden zu. Unzählige Muscheln, ausgeworfene, halbverfaulte Fische, Gerippe von allerlei Seethieren, Baumstämme, Mollusken, Conchylien und Korallen bedeckten von hier aus bis Laguna das ganze Ufer und gewährten bei dem ewigen Einerlei des Weges doch wenigstens einige Abwechslung. Besonders unter den Muscheln befand sich wohl manches Prachtstück, das einem europäischen Cabinet nicht unwillkommen gewesen sein würde, aber unsere halb ermüdeten Pferde hatten bei der stechenden Sonnenhitze ohnehin genug zu tragen, weshalb sich denn auch Niemand mit solchen Raritäten belästigen wollte.

Nachdem wir noch einige Tage auf diese Art weiter gereist, nur selten einmal irgend ein einzeln stehendes Gebäude antreffend, erblickten wir endlich zu unserer großen Freude in weiter Ferne das hochliegende Laguna, das Ziel dieser beschwerlichen Landreise; — hier wollte ich mich nämlich embarciren und den Weg bis zur Cidade do Desterro, der Hauptstadt der Provinz St. Catharina, zu Wasser zurücklegen. Also mußte ich mich jetzt von der Mehrzahl meiner Reisegesellschaft trennen, da diese, vielleicht aus Wasserscheu, es vorzog, die beschwerliche Tour ganz zu Lande zu machen. So gefährlich diese Fahrt auch ist, so hat man doch wenigstens auf dem Schiffe mehr Bequemlichkeit, als auf dem holprigen Landwege, der ohne Unterlaß über Felsenmassen und Gebirge hin-

führt, die sich oft bis zu einer Höhe von mehr denn tausend Fuß erheben, und manchmal nur einen so schmalen Steg gestatten, daß man jeden Augenblick befürchten muß, bei dem geringsten Fehltritt des Pferdes in die furchtbaren Abgründe hinabzustürzen.

Noch bevor wir Laguna erreichten, begegnete uns eine Menge verabschiedeter deutscher Soldaten, die in Schaaren von sechs bis acht Mann zu Fuß die weite Reise nach Porto-Alegre oder Rio grande, ja einige selbst nach Buenos-Ayres zu unternehmen beabsichtigten. Es waren dies die ersten fremden Truppen, die man in Folge einer von den ausländischen Bataillonen während der Revolte von Rio de Janeiro durch das Gouvernement erzwungene Capitulation verabschiedet hatte; sie schienen sich alle überaus glücklich zu fühlen, ihre Freiheit wieder erhalten zu haben, und äußerten einstimmig, daß sie lieber von trockner Farinha oder schwarzen Bohnen leben, als bei der besten Nahrung wiederum in brasilianische Dienste treten wollten. Als ich sie nun gar auf die Beschwerden und die Gefahren einer so weiten Fußreise aufmerksam machte, gaben sie mir zur Antwort, daß sie durchaus nichts besäßen, man ihnen folglich auch nichts nehmen könne; übrigens verließen sie sich auf die erprobte Gutmüthigkeit und Gastfreundschaft der Bewohner der Provinz St. Pedro do Sul, von denen sie allenthalben ein Nachtlager und die nöthige Nahrung unentgeltlich erwarteten. Ich bin überzeugt, daß sich diese braven Leute hier in ihren scheinbar exaltirten Kosmopolitideen nicht betrogen fanden; denn wirklich habe ich nie ein gastfreieres Volk kennen gelernt, als die stillen Bewohner obgedachter Provinz, wie ich denn dies auch bereits früher mit gerechtem Lob in Erwähnung brachte.

Es fiel mir schwer, mich von den wackern Sol-

daten zu trennen, die ich größtentheils alle aus dem verfloßenen Feldzuge kannte, und mit denen ich so manche Freuden und Leiden getheilt; gingen sie doch abermals einem ungewissen Schicksale entgegen, ja sogar ohne nur irgend einen bestimmten Plan für die Zukunft entworfen zu haben. Von ganzem Herzen wünschte ich ihnen Glück mit auf den Weg, und eilte dann, das nahe Laguna zu erreichen, um mich hier dem Commandanten vorzustellen, dem es oblag, mir eine Schiffsgelegenheit zu besorgen und die rückständigen Rationen von drei Monaten nachzuliefern. Mein Platz auf dem Schiffe war sehr bald ausgemacht, indem der Commandant nur dem ersten besten Kaufahrteifahrer den Befehl zu ertheilen brauchte, mich auf Kosten der Regierung, das heißt umsonst, mitzunehmen; meine Ration erhielt ich jedoch nur auf funfzehn Tage, unter dem Vorwande, daß gegenwärtig keine Vorräthe in den erschöpften Magazinen vorhanden, den verlangten Sold gar nicht, obgleich mir der Staat bereits über zwei Jahre schuldete.

Da man den Hafen von Laguna nur mit Südwind, der, wenn er anfängt, hier gewöhnlich sehr heftig weht, verlassen kann, in dieser Zeit aber beständig ein scharfer Nordwind seine Launen zeigte, so zog ich es vor, die Tage über am Lande zu verweilen und mich nur des Nachts auf dem Schiffe aufzuhalten. Ich hatte also hinlängliche Muße, mir das kleine Städtchen gehörig zu besehen, und verschiedene, ganz interessante Bekanntschaften anzuknüpfen. Das letztere wurde mir wie meinen lustigen Kameraden um so leichter, da man hier noch selten ausländische Offiziere gesehen, und uns deshalb mit neugierigen Blicken beobachtete, vielleicht auch, weil man überhaupt den Fremden wohl wollte; außerdem gab es im ganzen Orte keinen einzigen hübschen Mann. Es ver-

ging kaum eine Woche, so waren wir in mehre der ersten Familien eingeführt, und zwar auf folgende, höchst einfache Art.

Ich ging eines Tages an dem Staket eines lieblich lockenden Gartens spaziren, in dem ich ein hübsches junges Mädchen von etwa vierzehn bis fünfzehn Jahren gewahrte, das sich eifrigst damit beschäftigte, die schönsten Blumen darin abzupflücken. Die allerliebste Erscheinung hielt mich mit einer stillen Seelenmagie gefesselt; unverwandten Blickes sah ich der schalkhaften Blumenleserin zu. Schon lange hatte sie mich bemerkt und mit verschämter Koketterie ihren Strauß zu einem durchsichtigen Fächer geflochten; da traf mich ihr loderndes Auge; dunkle Röthe überslog ihr brasilianisches Madonnengesicht, doch erwiderte sie meinen Gruß sogleich mit unbefangener Freundlichkeit. Ein Soldat ist gewiß nie blöde, am wenigsten in den Tropenländern, fern von allen kleinstädtischen Familienrücksichten; ich zupfte Rock und Schnurbart zu recht, und erkühnte mich endlich, sie um eine der eben gepflückten Blumen zu bitten; ohne Umstände trat sie näher an das eiserne Gitter, reichte mir eine volle Drangenblüthe — ihr eigenes Sinnbild — hin, und ließ sich mit mir in ein eben nicht sehr harmloses Gespräch ein. Als ich mich aber einige Viertelstunden später empfehlen wollte, lud sie mich ein, ihr in die prachtvolle Villa zu folgen, und da sie bemerkte, wie ich einen Augenblick unschlüssig schwankte, versicherte sie mit einnehmender Naivetät, daß ich ihren gutmüthigen Eltern — der Vater sei taub, die Mutter blind — ein höchst willkommener Gast sein würde. Ich ließ mir nicht zwei Mal die Hoffnung auf ein solches Paradies vorsühren, und wurde wirklich auf das Zubovorkommendste empfangen. Von dieser Stunde an wiederholte ich meine Besuche täglich oder nächt-

lich, und fand fast jedes Mal Gelegenheit, neue Bekanntschaften anzuknüpfen; so sehr ich im Anfange den Südwind herbei gewünscht hatte, so lieb war es mir jetzt, daß er immer noch ausblieb, und sich unsere Reise auf diese Art verzögerte. Isabella hieß die Holde; denn in meinem Tagebuche steht sie als die dreizehnte Herzenskönigin. Dreizehn ist eine ominöse Zahl, und Isabella glich in mancher Hinsicht der Judenkönigin, biblischen Andenkens.

Solche Liebesintriguen blieben indessen auch das Einzige, was mir Laguna angenehm machen konnte, denn der Ort an und für sich hat wahrlich nichts Anziehendes; die Straßen sind meistens schief, krumm und im höchsten Grade unreinlich, die Häuser durchgängig niedrig und schlecht gebaut; ein ewiger Fischgeruch verpestet die Luft. Dicht am Meeresstrande wohnt es sich noch am besten, da hier der frische Seewind die Atmosphäre reiner erhält; in der Mitte des einzigen öffentlichen Platzes steht beinahe fortwährend ein Pfuhl halb verfaulten Wassers, dessen Ausdünstung ebenfalls der Gesundheit nachtheilig sein muß. Sehr leicht könnte das Wasser abgelassen und dieser pontinische Sumpf dem übrigen Terrain, wo es doch an Sand nicht fehlt, gleich gemacht werden; allein Nachlässigkeit und schlechte polizeiliche Aufsicht haben auch hier eine so unbedeutende, und doch so nothwendige Arbeit bis jetzt noch nicht zu Stande kommen lassen.

Die Nahrungsmittel sind in Laguna, des herrschenden Geldmangels wegen, so billig, wie ich dies weiter nirgends in Brasilien gefunden, besonders Fische, Hühner und Schweine kauft man zu wahren Spottpreisen ein. Von Gemüse kennt man fast nichts, als die berühmten schwarzen Bohnen und schlechten Reis; Kaffee wird wenig, Zucker aber schon ziemlich viel ge-

baut, doch ist das Rohr des letztern nicht von der Güte, wie in den nördlicher gelegenen Provinzen des Kaiserthums; hauptsächlich gebraucht man es, um Branntwein daraus zu brennen, oder auch wohl zum Pferdefutter, wozu es ganz vorzüglich zu empfehlen, da es erstens sehr stark mästet, und zweitens die Thiere dadurch ein kräftig muskulöses Fleisch erhalten.

Vierzehntes Capitel.

Reise von Laguna nach St. Catharina. — Die Gibada do Desterro. — Fehlgeschlagene englische Speculation darauf. — Die Engländer in Brasilien. — Der kluge Räuber. — Armação dos Baleias. — Fischerfestlichkeiten. — Einige Worte über die Negerei und die Sklaverei.

Wieder fort, wieder vorwärts dem fernen Ziel entgegen, dem Wunsche des Herzens, dem Drange der Bequemlichkeit, dem Streite der Elemente zum Trotz; das ist stets das Loos eines Soldaten zu Kriegszeiten, nun gar in einem Riesenreiche wie Brasilien, und unter der wahnsinnigen Regierung eines Kaiserdaumlings, wie Dom Pedro es war. Aber Jugend verschmerzt Alles, nur nicht das Hinsterben ihres letzten Kraftbewußtseins; so lange noch ein Dorn da ist, den sich der Mann ins Fleisch drücken kann, ist der Glaube an Rosenblüthe und Rosenfrucht nicht verwelkt.

Die Zahl der Schiffe, die alle auf günstigen Wind warteten, um alsdann die Reise nach der Insel St. Catharina antreten zu können, hatte sich in der Barre von Laguna allmählich bis auf sechzehn vermehrt; jeden Tag prophezeiten die Seeleute in ihrer hoffnungsreichen Ungeduld günstiges Wetter, mit jedem fernher segelnden Wölkchen sollte und mußte sich der

Wind ändern, aber zehn Tage lang wollte keine dieser voreiligen Wahrsagungen eintreffen; dann endlich, in der Nacht des elften Tages, ward plötzlich das Wasser unruhig, ein kräftiger Windstoß rauschte stöhnend durch das Tauwerk, und auf den Schiffen erscholl allgemein das Freudengeschrei: »Vento Sul!« (Südwind!) Wie ein elektrischer Schlag wirkte dieser Ruf sowohl auf die Schiffsmannschaft, wie auf die froh erschrockenen Passagiere; Alles flog aus den Betten und eilte auf das Verdeck, um Zeuge dieser willkommenen Erscheinung zu sein; ein außerordentlich starker Pampeiro brauste über den Hafen daher und peitschte die unruhigen Wellen vor sich hin, daß sie wie zürnende Rosse des Oceans ihre Schaummähen schüttelten.

So sehnlich ein Jeder den Südwind herbei gewünscht, so verzagt sahen sich jetzt die brasilianischen Schiffscapitaine an; der Sturm schien ihnen zu heftig, keiner wollte es wagen, der erste zu sein, der die gefährliche Einfahrt des Hafens passirte; nach langem Ueberlegen und vielem Kopfschütteln entschloß sich endlich der nicht ganz nüchterne Padron unseres Schiffes, einer kleinen, inwendig halb verfaulten, schlecht gestickten Galliote, den Anfang zu diesem Wagniß zu machen. Dieser Mann war früher Schiffscapitain gewesen, fuhr jedoch schon seit langer Zeit nicht mehr zur See, sondern hatte sich in der Sidade do Desterro häuslich niedergelassen; nur jetzt, in dieser dringenden Verlegenheit, ergriff er noch einmal das alte Handwerk wieder, und bewies, daß er von allen hier Versammelten der unternehmendste und klügste sei; das elende Fahrzeug gehörte ihm eigenthümlich an, er hatte es von seinem Großvater geerbt; Niemand konnte ihm daher Vorschriften machen. Auf seinen Befehl wurden die Anker gelichtet, die Segel

aufgezogen, und pfeilschnell schoß unsere Galliotte durch die brausenden Wogen dahin; in wenigen Minuten erreichten wir das äußerste Ende der Barre, hier aber erfaßte uns eine ungeheure Welle, schleuderte uns mit furchtbarem Ungestüm hoch in die Luft und ließ uns dann eben so schnell auf den beinahe unbedeckten Sand mit solcher Gewalt niederfallen, daß sich Bretter und Balken bogen und das Fahrzeug laut aufkrachte, als wäre es in tausend Trümmer zerschellt. Drei Mal wiederholte sich die drohende Katastrophe, drei Mal hatten wir deutlich unsern Untergang vor Augen; die letzte dieser ungeheuren Wellen schleuderte uns alsdann weit von den Bänken weg, mitten in das grundlose Fahrwasser des unermesslichen Oceans hinein, — und jetzt waren wir geborgen.

Als die übrigen Schiffer bemerkten, daß wir die gefahrvolle Stelle glücklich passirt hatten, da wuchs auch ihnen der Muth, rasch setzten sie alle Segel bei und folgten zitternd dem Beispiele unseres muthig entschlossenen Capitains. Mit jeder Minute stieg der Wind, der wie ein durstiges Raubthier brüllte, die See ging immer höher, furchtbare Wassermassen thürmten sich neben uns auf und schienen alle Augenblicke das kleine, schwankende Fahrzeug zu verschlingen; bald waren alle übrigen Schiffe auf längere Zeit unsern Blicken entzogen, dann tauchten sie plötzlich, wie zerzauste Möven, aus dem nassen Bette des Meeres wieder auf. Die schwankende Bewegung war auf dem Verdecke so ungewöhnlich stark, daß nicht allein wir Passagiere, sondern selbst der Capitain und beinahe sämtliche Matrosen auf das Heftigste von der Seekrankheit befallen wurden.

So mochten wir etwa die Hälfte unseres Weges zurückgelegt haben, als plötzlich einer der Matrosen

auf das Verdeck kam und dem Capitain zuflüsterte, daß die Galliotte leck sei. Vor Schreck und Rum taumelnd, stieg dieser sogleich in den untern Raum, wo er die Aussage des Matrosen insoweit bestätigt fand, daß das Wasser bereits anderthalb Fuß hoch eingedrungen war. Sogleich setzte man die Pumpen in Stand, räumte alle Maissäcke so viel als möglich aus der Gegend fort, wo man den Leck vermuthete, und veränderte den Cours so, daß wir uns mehr dem Lande näherten. Nach einer anhaltenden Arbeit von etwa einer Stunde, fand es sich indessen zu unserer Beruhigung schon, daß der Schaden nicht von großer Bedeutung sein könne, indem das Wasser im untern Schiffsraume, statt zuzunehmen, beinahe um die Hälfte sank; bald erschien auch der Leck selbst; es war ein Rattenloch, das schon seit längerer Zeit wieder zugemacht, jetzt aber durch das harte Aufstoßen auf den Sand bei unserer Abfahrt von Laguna wieder aufgesprungen war. Mit geringer Mühe wurde dem Schaden abgeholfen, und sorglos schlugen wir jetzt die frühere Richtung wieder ein. Bald darauf befanden wir uns zwischen der Insel St. Catharina und dem Festlande, unter dem Schutze hoher Gebirge, wo uns der Wind nicht mehr so gewaltig fassen konnte und auch der Groll des Meeres sich besänftigte. Gegen zwei Uhr Nachts fielen die Anker der Cidade do Desterro gerade gegenüber.

Von der unbezwingbarsten Neugierde, von den gespanntesten Erwartungen getrieben, trat ich in der mondhellen Nacht auf das sachte schaukelnde Verdeck und sah unverwandten Blickes nach der von Wolken umhüllten Insel und der vom Dämmerlichte halb verborgenen Stadt hinüber, von der ich während meines Aufenthaltes in Brasilien so manches Abenteuerliche hatte erzählen hören. Die Eingebornen nennen,

und zwar nicht mit Unrecht, das herrliche Eiland den »Garten von Brasilien«; es verdient diesen Namen seiner üppigen Vegetation, seines gemäßigten, äußerst gesunden Klima's und der reizenden Aussicht wegen, die man beinahe von allen Punkten aus in die weite Ferne genießt. Ehemals war dieser Garten der gewöhnliche Verbannungsort für portugiesische Missethäter, woher auch die Hauptstadt den Namen *Sidade do Desterro* (Verbannungsort) erhielt; wahrlich, auf solche Weise möchte man wohl in Versuchung gerathen; irgend ein Verbrechen zu begehen, um ebenfalls hierher verwiesen zu werden; hieße es doch nur einen Augenblick der Hölle fröhnen, um den Himmel für alle Ewigkeit zu gewinnen.

Ganz besonders hatte man mir die Herzlichkeit und das zuvorkommende Wesen der Einwohner, die Schönheit und Geselligkeit der Damen, die Billigkeit der Lebensmittel und das Romantische der Spaziergänge gerühmt; welch Wunder, wenn ich also wünschte, daß es heute um einige Stunden früher Tag werden möchte, damit sich mir je eher je lieber dies märchenhafte Paradies der neuen Welt eröffne; kein Schlaf kam mehr in meine Augen, ungeduldig erwartete ich wie ein sehnstüchtiger Liebhaber, oder ein Fieberkranker auf dem Berdecke den Anbruch des Tages. Endlich verkündete ein schmaler Streif am Horizonte den nahen Aufgang der Sonne, die silberne Scheibe des Mondes farbte sich kränker und blässer, das dunkle Grün der schroff aufgethürnten, waldbedeckten Berge trat mit jeder Minute heller und magischer ans Licht; sogleich ließ man die Böte herab, brachte seine wenigen Habseligkeiten schnell hinein, und unter munterm Ruderschlage ging es rasch gerade auf den Palaisplatz zu. Mit uns zugleich legten wohl 15 bis 20 größere und kleinere Kanots, alle mit Fischen und See-

Krebse beladen, bei dem zum Aussteigen bestimmten Orte an.

Mir ward sogleich eine Wohnung in einem auf einer nicht sehr steilen Anhöhe, dicht bei der Stadt gelegenen Landhause angewiesen, wo ich bei meiner Ankunft mehre meiner Kameraden antraf, die, wie gleich zu sehen, zu größter Behaglichkeit hier schon lange einquartirt standen. Nach den ersten Freuden des Wiedersehens hatten diese nichts Eiligeres zu thun, als mich in dem schönen, hinter dem Hause befindlichen, ganz zu unserer Disposition gestellten Garten herumzuführen, und mich dann auf die herrliche Aussicht aufmerksam zu machen, die wir aus den Fenstern unserer Wohnung über die ganze Stadt und weithin über den Hafen bis auf das gegenüberliegende Festland besaßen. Das rege Leben in allen Straßen, das Gedränge auf dem Fisch- und Gemüsemarkte, das Gewühl der vielen, damals hier stationirten Truppen, das beständige Ankommen und Abgehen der Canots, das lustige Geflatter der bunten Wimpel im Hafen, dazu die reizende, von Bergen und Bächen durchschnittene Umgegend der Stadt, — dieß Alles bildete ein Panorama, das auch den Gefühllosesten entzücken mußte.

Die Straßen waren reinlich; nirgends verspürte man den fatalen Pestgeruch, der mir Laguna so sehr verleidet hatte; besonders zeichneten sich Rua da Praia (Strandstraße) und der Palaisplatz durch mehre sehr geschmackvoll angelegte und ausgeführte Gebäude vortheilhaft aus. Auch was ich über die Damen gehört, schien sich mir schon am ersten Tage zu bestätigen; denn als ich Nachmittags mit einigen meiner Bekannten zum Fenster hinaus sah, und manche dieser Schönen lustwandelnd, mit portugiesischer Leichtfertigkeit an unserem Hause vorbei hüpften, grüßten sie,

ganz gegen alle brasilianische Sitte, zuerst, und zwar mit einer Freundlichkeit und einem Blicke, woraus man deutlich lesen konnte, daß ihnen die fremden Offiziere recht liebe Gäste seien. Zum Ruhme des Offiziercorps vom 27sten Jägerbataillon muß ich jedoch auch sagen, daß dessen Betragen hier stets im höchsten Grade musterhaft gewesen, was man wohl kaum hätte erwarten sollen, da in der Regel selbst der solideste Offizier in der Campagne mehr oder weniger verwildert. Auch das männliche Personal des Städtchens, besonders die Kaufmannschaft, die durch die Truppen bereits einen bedeutenden Gewinn erworben, war gegen uns sehr höflich und zuvorkommend. Ich reclamirte jetzt vor allen Dingen meinen rückständigen Sold von zwei Jahren und drei Monaten, konnte es jedoch erst durch viele Mühe und durch einige, eben nicht in bittendem Style abgefaßte Bittschriften dahin bringen, daß man mir elf Monate baar ausbezahlte; denn es hieß, seit langer Zeit sei kein Geld von Rio de Janeiro angekommen, und die Provinz selbst sei zu arm, um so bedeutende Zahlungen zu leisten.

Wahr ist es, daß auf dem zur Provinz gehörigen Festlande die Armuth im Allgemeinen sehr groß sein mag, doch kann dies keineswegs von der Insel selbst gesagt werden. Niemand weiß dies besser zu schätzen, und Niemand erkennt überhaupt den wahren Werth dieses Eilandes richtiger, als die speculativen Engländer, die in der neuchristlichen Statistik die Rolle des ewig wandernden Juden spielen. Welche unsäglich Mühe hat sich das schlaue, verschlagene Gouvernement dieser Nation nicht schon gegeben, die Insel St. Catharina auf der Landkarte roth anstreichen zu dürfen! Es hat sich nicht gescheut, viele Millionen dafür zu bieten, — und wohl nur allzu gern hätte

der erste Handelsmann Brasiliens, Dom Pedro I., das hübsche Eiland verschachert, wenn nur nicht das brasilianische Volk auch ein Wörtchen mitreden müßte. Es ist wahr, daß der Vortheil unendlich wäre, der für England durch den Besitz von St. Catharina erwachsen würde; aber eben so groß wäre auch der Nachtheil auf Seiten Brasiliens; — denn, wird das Kaiserthum schon jetzt dermaßen mit englischen Waaren überschwemmt, daß keine einheimische Fabrik aufkommen kann, wie sollte es wohl dann erst werden, wenn diese Speculanten im Reiche selbst festen Fuß gefaßt? Jetzt müssen die englischen, auf Indien fahrenden Schiffe größtentheils im Hafen von Rio de Janeiro einlaufen, um sich mit frischem Wasser und Lebensmitteln zu versehen; sie müssen hier Ankergeld und andere bedeutende Abgaben geben, — lauter Revenüen, die dem Staate zu Gute kommen; — dann aber würden sie statt dessen ungehindert nach St. Catharina gehen, wo es ihnen freistünde, ihre Waaren nach Belieben ein- oder auszuladen. Ueberhaupt könnte wohl den Engländern nichts willkommener sein, als eine Besitzung so ziemlich im Mittelpunkt von Südamerika, mit beiliegendem Hafen, worin allenfalls die Hälfte ihrer gesammten Seemacht ganz sicher vor Anker läge. So oft sich indessen auch die Brasilianer bisher durch England übertölpeln ließen, so sind sie doch jetzt wenigstens klug genug, den unberechenbaren Schaden einzusehen, der ihnen durch den Verlust von St. Catharina entstehen würde; und besonders hat Joze Bonifacio Andrade, der Vormund des jetzigen, neunjährigen Kaisers Dom Pedro II., in einem kleinen, merkwürdigen Werke seinen Landsleuten über diesen Punkt die Augen geöffnet.

Durch Geld oder Verträge, durch Schliche und

Ränke möchte also die von Lage und Vegetation so sehr begünstigte Insel wohl niemals dem großbritannischen Reiche einverleibt werden, und bei irgend einer Gelegenheit die Gewalt der Waffen anzuwenden, stritte wiederum offenbar gegen Englands Handelsinteresse; denn die vielen Millionen, die alljährlich in Gold und in Silber von Rio de Janeiro, Bahia und Pernambuco in die Kisten und Kasten der englischen Kaufleute wandern, würden alsdann entweder in Brasilien verbleiben, oder doch eine andere, ganz entgegengesetzte Richtung nehmen. Trotz aller Intriguen und Cabalen wird es sich also wohl diesmal das feinste aller Gouvernements gefallen lassen müssen, seine Pläne an der Festigkeit einer Nation scheitern zu sehen, die jeder Engländer nur mit der äußersten Verachtung betrachtet.

Hier steht ein großgemaltes Notabene in meinem Notizenbuche; es deutet darauf hin, daß ich wiederholt eine Hauptsache vergessen, und etwas mehr über die in Brasilien lebenden Britten und ihren Einfluß auf das Kaiserthum zu sagen habe. Um das Colorit beizubehalten, will ich es bunt hinwerfen, wie es sich meiner Feder aufdrängt.

Ganz wie in ihrem Vaterlande, haben die Engländer auch hier die löbliche Gewohnheit, gegen Abend das Oberstübchen dermaßen mit starkem Portwein zu illuminiren, daß man sie nicht selten taumelnd und schwankend, mit beiden Händen an den Häusern hintappend, durch die Straßen der Hauptstadt auf die lächerlichste Weise balanciren sieht. Die Polizei in Rio hat zwar den Auftrag, jeden Betrunknen zu arretiren und auf irgend einer Wache ausschlafen zu lassen; doch wagt sie es nie, diesen Befehl an irgend einem solchen Gentleman zu vollziehen, ohne vorher zu fragen, wos Landes Kind er sei. Erschallt nun

das bedeutungsvolle: »Eu só Inglez!« (Ich bin ein Engländer!) so zieht in der Regel der Führer der Patrouille den Hut und empfiehlt sich demüthigst, ohne weiter ein Wort zu sagen. Ganz so ist's in den Kammern, auf den Promenaden, in den öffentlichen Häusern; — Old England's Insolenz herrscht überall vor.

Einen noch weit auffallenderen Beweis ihrer Schwäche in dieser Hinsicht legten die Brasilianer während meines Aufenthaltes in St. Catharina ab. Die englische Regierung hatte ein großes Schiff ausgerüstet, das an der Küste von Patagonien auf den Wallfischfang gehen sollte. Unglücklicherweise war das Commando einem Menschen übergeben, der vielleicht einst ein guter Seemann gewesen, jetzt aber dermaßen dem Trunke ergeben war, daß er nicht allein sehr bald die für seine Lage so nothwendige Achtung seiner Untergebenen, sondern auch seinen Verstand fast gänzlich verlor, und sich gezwungen sah, seinen zweiten Steuermann ganz nach Belieben schalten und walten zu lassen. Dieser, noch ein blutjunger, unerfahrener Mann, hatte natürlich bei den Matrosen nicht den gehörigen Respekt, und bewährte so sehr bald das alte Sprichwort: »Wie der Herr, so die Diener«; man kümmerte sich wenig um die Fregatte und deren Führung, desto mehr aber um die Wein- und Rumfässer. Auf der Höhe von St. Catharina angelangt, war auf dem Schiffe bereits Alles in so fürchterliche Unordnung gerathen, und die Disciplin so gänzlich aufgelöst, daß man bei einem plötzlich hereinbrechenden Sturme in aller Eile den Hafen auffuchen mußte. Leider kannte nur der Capitain genau die Einfahrt, bei diesem war aber bereits das Delirium tremens zum völligen Wahnsinn gestiegen, und von den Uebrigen wußte Niemand in dieser Gegend Bescheid.

In dieser kritischen Lage entschloß man sich also, eine Nothflagge aufzustecken und, vor dem Hafen hin und her kreuzend, Hülfe zu erwarten. Es gab indessen nicht gleich Jemand, der sich bei dem stürmischen Wetter hinaus getraute, bis sich endlich ein in der Cidade do Desterro etablirter englischer Kaufmann, der früher — wie diese Leute fast alle — Schiffscapitain gewesen, freiwillig erbot, die Fregatte herein zu führen. Mit einigen beherzten Leuten bestieg er eine am Strande liegende Schaluppe, erreichte glücklich das Schiff, stellte sich hier ohne Weiteres den Matrosen als Befehlshaber vor, und segelte ohne den geringsten Unfall in den Hafen ein. Den früheren, durch ihn seines Amtes entledigten Capitain schickte er sogleich in das Hospital, wo dieser einige Monate später starb; die rebellischen Matrosen wurden fortgejagt. Dann bemächtigte er sich der Schiffspapiere und einer bedeutenden Summe Geldes, sowie aller übrigen Sachen von Werth, die sich nur am Bord befanden, und ließ das so geplünderte Schiff ruhig im Hafen vor Anker liegen.

Es dauerte nicht lange, so erfuhr der englische Gesandte in Rio de Janeiro den ganzen Hergang der Sache, und forderte den Kaufmann auf, die gestohlenen Utensilien, sowie das baare Geld augenblicklich auszuliefern; dieser aber läugnete hartnäckig, etwas genommen zu haben, und schob Alles auf den bereits verstorbenen Capitain, der sich freilich nicht mehr zu verantworten vermochte. Die Matrosen waren größtentheils bestochen; sie zeugten nicht gegen den kühnen Räuber, und die alleinige Aussage des Steuermanns war kein hinreichender Beweis; die brasilianischen Gesetze sprachen den listigen Kaufmann frei. Der Gesandte verlangte nun sehr nachdrücklich die Auslieferung des Verbrechers, welche jedoch verweigert ward,

indem sich dieser kluger Weise in aller Geschwindigkeit für eine unbedeutende Geldsumme zum gebornen Brasilianer hatte nationalisiren lassen, und folglich, als adoptirtes Landeskind, nach Landesgesetzen gerichtet werden mußte. Also konnte England weder auf dem Wege des Rechts, noch auf dem des Gerichtes gegen den muthigen Seeräuber etwas ausrichten, und eine englische, im Hafen von Rio de Janeiro stationirte Kriegsbrig erhielt den Befehl, nach St. Catharina abzusегeln, um sich gewaltsamer Weise der Person des Kaufmannes, todt oder lebendig, zu bemächtigen und ihn nach England zu transportiren, wo er nach dortigen Gesetzen verurtheilt werden sollte.

Die Brig kam an, und der brittische Kaufmann erhielt sogleich eine sehr freundschaftliche Einladung, sich an Bord zu verfügen, um, wie man sagte, über einige unbedeutende Gegenstände Aufschluß zu geben. Schon wollte jener in die gelegte Falle gehen, da machte ihn ein Freund auf die drohende Gefahr aufmerksam, und rieth ihm, lieber sein Haus für's Erste zu verlassen und sich tiefer in die Insel zurückzuziehen, als sich der Möglichkeit auszufsetzen, daß die Brig plötzlich die Anker lichte und mit ihm davon zur »großbritannischen Galgenstätte« führe. Diese Warnung machte Eindruck, und der diebische Kaufmann, der einen so ergiebigen Kauf abgeschlossen, befolgte bestens den wohlgemeinten Rath. Wohlbewaffnet und in Begleitung zahlreicher Dienerschaft ritt er noch denselben Tag wie ein triumphirender Despot davon, miethete tief im Innern des Eilandes eine isolirte Wohnung, und erwartete hier die Abreise des feindlichen Kriegsschiffes. Wohl war es hohe Zeit gewesen, diesen Entschluß auszuführen; denn noch in derselben Nacht wurde sein Haus von englischen Marinesoldaten umringt, die Thüre gewaltsamer Weise erbrochen, und

da man den Thäter selbst nicht vorfand, Alles in Beschlag genommen, was er in der Eile nicht gleich hatte retten können.

Etwa zwei Monate lang suchte man fortwährend vergebens nach ihm, während welcher Zeit die Matrosen und Soldaten, ja selbst die Offiziere, die furchtbarsten Excesse begingen; betrunken trieben sie sich in den Straßen der Stadt umher, ohne Unterschied wie ohne Schonung jeden Vorübergehenden insultirend. Besonders hatten aber die armen Negerinnen, die mit eigenen und erborgten Süßigkeiten aller Art handelten, viel von diesem zügellosen Haufen zu erdulden; nicht selten zerschlugen ihnen die besoffenen Matrosen ihr niedliches Zuckerwerk oder die mit wohlriechendem Wasser gefüllten Wachsballen, womit man sich hier in der Carnivalszeit neckisch zu werfen pflegt, und weigerten sich nachher, das Zertrümmerte zu ersetzen. Die unglücklichen Sklavinnen mußten dann, wenn sie, wie es meistens der Fall war, eine strenge Herrschaft hatten, mit ihrem Rücken, und was unter dem Rücken sitzt, für die Zügellosigkeit jener rohen Bande jämmerlich büßen; denn wurde auch wirklich einmal einer dieser privilegierten Vagabunden durch die nächtlichen Patrouillen aufgegriffen und eingesteckt, so hatte dieser nicht lange zu pfeifen, bis daß er sich auch schon durch den Commandanten der Brig reclamirt und auf Befehl des furchtsamen Präsidenten der Provinz augenblicklich ausgeliefert sah. Am Bord des Schiffes erfolgte alsdann entweder eine unbedeutende, oder auch gar keine Strafe. Demnach blieb den friedlichen Einwohnern nichts übrig, als sich selbst ihrer Haut zu wehren und Gewalt durch Gewalt zu vertreiben, was denn, wie leicht zu denken, zu verschiedenen, höchst tragischen Scenen Anlaß gab.

So überfielen auch einst am hellen Tage zwölf

englische Matrosen ein schönes, vierzehnjähriges Negermädchen, das seine Waaren auf der Straße feil bot, rissen ihr, da sie sich ihren thierischen Lüsten nicht fügen wollte, den Tabuleiro *) vom Kopfe, und schlugen in der Trunkenheit Alles entzwei, was das unglückliche Geschöpf darin hatte. Flehend und weinend bat die Schwarze um Bezahlung, und versicherte, daß sie die schrecklichsten Schläge bekommen werde, wenn sie ihrem Herrn das Geld nicht bei Heller und Pfennig abliefere; aber statt aller Antwort mißhandelte sie der rohe Haufen noch auf das Gröbste und Unanständigste. Dieser empörende Austritt lockte viele Menschen herbei, die zwar alle ihrem gerechten Unwillen mit lautem Murren Lust gaben, aber die mit starken Knütteln versehenen Matrosen nicht thätlich anzugreifen wagten. Da traten auch drei Soldaten des vierzehnten, aus Bahia stammenden Jägerbataillons hinzu, und forderten in festem, determinirtem Tone die frechen Engländer auf, augenblicklich der Negerin den Betrag der zerschlagenen Waaren auszuzahlen. Anfangs lachten die Matrosen ob der Drohung; dann aber schlugen sie mit patriotischer Verbheit auf die Soldaten los, die sich demnach gezwungen sahen, der Mehrzahl zu weichen und die Flucht zu ergreifen. Sie eilten der nahen Kaserne zu, kehrten jedoch schon wenige Minuten später in doppelter Anzahl zurück, und forderten ihre Gegner zum ritterlichen Kampfe auf; sogleich stürmten die übermüthigen Söhne Britanniens mit ihren Knütteln zu der Venda heraus und fielen wüthend, nach ihrer beliebten Vornmethode, über die chevaleresken Bahianer her; aber in wenigen

*) Ein längliches, mit hölzerner, zuweilen künstlich verarbeiteter Einfassung umgebenes Brett, worauf die Schwarzen ihre Waaren herumtragen.

Augenblicken lagen schon ihrer vier, von tiefen Messer-
stichen durchbohrt, blutend am Boden, und nur durch
schnelle Flucht gelang es den übrigen, der Rachsucht
der brasilianischen Söldlinge zu entgehen. Zwei der
Verwundeten starben bald nachher, und die beiden
anderen konnten nur mit vieler Mühe, wenn nicht
geheilt, wenigstens vom Tode gerettet werden; doch
büßte der eine von diesen letztern die rechte Hand da-
bei ein, die, von einem scharfen Klingenhieb rein abge-
schnitten, als Trophäe auf dem blutgetränkten Kampf-
platze blieb. Bei der später erfolgten Untersuchung
war es unmöglich, die Mörder auszumitteln; denn
von allen Personen, die bei diesem Auftritte gegen-
wärtig gewesen, wollte Niemand zum Verräther wer-
den, da mit vollem Recht ein Jeder den übermüthi-
gen Engländern diese Züchtigung von ganzem Herzen
gönnte.

Seit dieser Zeit ward es der brittischen Schiffsmannschaft streng untersagt, je wieder das Land zu betreten; bald darauf lichtete auch die Brig ihre Anker und segelte unverrichteter Sache wieder nach Rio de Janeiro heim; der Piratenkaufmann aber kehrte ungehindert in seine Wohnung zurück, und lebt, so viel ich weiß, noch jetzt ganz ungestört in der Cidade do Desterro, im ruhigen Besitze seines kühn errungenen Raubes. Als das verhaftete Schiff zum Hafen hinaus fuhr, schlugen die gesammten Brasilianer in frommem Uberglauben Kreuz über Kreuz, und sandten ihm zu guter Letzt noch tausend Flüche und Verwünschungen nach.

Ich wohnte also, wie schon erwähnt, Anfangs wäh-
rend meines Aufenthaltes in St. Catharina in einem
sehr reizend gelegenen Landhause, und hatte überhaupt,
vielleicht zum ersten Male in Brasilien, alle Ursache,
mich recht zufrieden zu fühlen; doch sollte leider diese

Glückseligkeit nicht von langer Dauer sein. Es lagen nämlich zu jener Zeit in der Cidade do Desterro und deren Umgegend sechs Jägerbataillone, wovon wegen Mangel an Raum immer eins auf zwei Monate nach Armação dos Baleias, sieben Meilen von der Hauptstadt der Provinz, detachirt werden mußte; die Reihe traf unglücklicherweise uns kurz nach meiner Ankunft hier, — ein abscheulicher Tausch. Alles nur erdenkliche Schlechte hatten wir bereits von diesem verrufenen »Höllenchloche« gehört, aber wir sollten es noch schlechter finden, als man es uns bereits geschildert.

Da Armação auf dem Festlande liegt, so mußte man die beordneten Truppen in großen Böten über die drei- bis vierhundert Schritt breite, die Insel vom Lande trennende Estreita (Enge) setzen, und die Pferde der Offiziere nach Kräften hindurch schwimmen lassen. Mehre dieser armen Thiere erreichten nur mit der größten Anstrengung und so ermattet das jenseitige Ufer, daß sie wenigstens an diesem Tage völlig unfähig waren, ihren Reiter weiter zu tragen. Auf diese Art marschirten wir bis zu einem ganz unbedeutenden Städtchen, Namens St. Miguel, wo wir trotz des schlechten Wetters die Straßen und die Fenster mit Hunderten von Menschen angefüllt trafen; Alle wollten die fremden Truppen, die neuen, siegreichen Vaterlandsvertheidiger, von Angesicht zu Angesicht sehen. Die Soldaten quartirte man hier in eine schlechte, höchst schmutzige Scheuer ein; die Offiziere begaben sich größtentheils in das einzige elende Kaffeehaus, das in dem ganze Orte zu finden, und suchten durch Anfeuchtung des Magens die Mäße ihrer Kleidungsstücke, den zitternden Fieberfrost zu vergessen. Am andern Morgen, nachdem uns der höfliche Wirth nach löblicher Sitte gehörig geprellt, brachen wir mit

dem Frühesten wieder auf, mußten jedoch des schlechten Wetters und der steilen, gebirgigen Wege halber noch eine fast abscheulichere Nacht in einer alten, verfallenen Ziegelhütte campiren, und erreichten so erst am dritten Tage das Ziel unserer einstweiligen Bestimmung.

Es war ein trauriger, öder Anblick. Außer einigen Schwarzen, die dem Anscheine nach bereits fast Methusalems Alter erreicht haben mußten, war kein sterblicher oder unsterblicher Mensch zu sehen. Ein großes, längliches, durch eine ziemlich hohe Mauer in zwei gleiche Quarrés getrenntes Gebäude wies man uns besonders dienstfertig als Kaserne an; die Offiziere dagegen vertheilte man zu Zweien und Dreien in einige einzeln stehende Hütten, — Häuser konnte man sie nicht nennen, denn zu einem Hause gehören billigerweise Thüre und Fenster, Dach und Fach. Noch waren wir Alle so ziemlich mit baarem Gelde versehen, konnten indessen, außer etwas Kaffee und Zuckerbranntwein, nichts dafür erhalten; besonders an Brot fehlte es gänzlich. Diesem Mangel wurde jedoch späterhin abgeholfen; denn als einige pfiffige Speculanten der nächstgelegenen Orte bemerkten, daß hier etwas zu verdienen sei, kamen sie mit großen Böten von St. Catharina her und führten uns, freilich zu sehr hohen Preisen, die nöthigsten Lebensmittel zu.

Aber auch andere Uebelstände gab es, die nicht so leicht abzuwenden standen und den Landplagen Pharaonis in nichts wichen. Unzählige Ratten, Ameisen, kleine schlüpfrige Schlangen und anderes Ungeziefer ließen es in ihrer tyrannischen Wiederkäuungsperiode weder bei Tage, noch bei Nacht zu, daß man auch nur einen Augenblick ungestört der Ruhe pflegen durfte; riesige Flöhe hüpften mit solchem Uebermuthe

herum, daß die weißen Beinkleider, sobald man in die Kaserne trat, ihre Farbe bis über die Knie in Schwarz veränderten, und daß den armen Soldaten mitten in der Nacht und dem todtenähnlichen Schlummer fast nichts übrig blieb, als vor diesen stechenden Blutsaugern die Flucht zu ergreifen und sich unter freiem Himmel zu betten.

Noch eine der größten Qualen verursachten uns die mehrerwähnten Sandflöhe, die ich in keiner Gegend Brasiliens in solcher Unzahl angetroffen, als eben in diesem verwünschten Armaçã. Vergebens wandten wir alle nur erdenklichen Mittel an, uns dieser ungebetenen, unsaubern Gäste zu entledigen, aber weder häufige Einreibungen, noch die neuesten, dichtesten Stiefeln konnten vor ihrer Zudringlichkeit schützen. Noch erinnere ich mich recht wohl, daß Soldaten in einem Tage 30 bis 40 mit Eiern dieses Thieres angefüllte Säckchen, wovon jedes ein Loch von der Größe einer Erbse zurückließ, mit unsäglichem Schmerzen aus ihren Füßen auslösten, und schon Tags darauf hatte sich eine ähnliche Anzahl, besonders an den Nägeln und Fersen, eingebohrt. Nicht selten zerriß bei dem geschicktesten Herausnehmen mit einer Nadel oder einem spitzigen Federmesser die kleine, äußerst dünne Blase, und es bleibt alsdann ein Theil der Eier in der Wunde zurück, wodurch entsetzliche Geschwüre entstehen, die oft sogar den Verlust einer Zehe nach sich ziehen. Um dies zu vermeiden, öffneten Viele von uns nur die mit Teufelsfrucht überfüllten Säckchen und streuten alsdann auf gut Glück Merkur hinein, was freilich den Sandfloh, sowie dessen Eier augenblicklich tödtet, aber auch wiederum durch den häufigen Gebrauch höchst nachtheilig auf den Körper wirkt. Unbegreiflich ist es mir immer gewesen, wie dies Insekt, so klein es auch ist, durch

das beste Schuhzeug hindurch zu bringen und in zwei bis drei Tagen mehrer hundert Stück Eier zu legen vermag, wovon jedes vier bis fünf Mal größer ist, als das Thierchen selbst.

Um das Maß unserer Leiden voll zu machen, mußte uns außerdem noch die tödtlichste Langeweile quälen. Manövriren konnten wir nicht, weil es uns in diesem rings von hohen Bergen umgebenen Kessel an Raum fehlte; an Lectüre durften wir gar nicht denken, — denn wie sollte sich in diese wüste Gegend irgend ein Buch hin verirren? Spazirgänge zu Fuß unternehmen zu wollen, war wiederum viel zu beschwerlich, da alle Wege, entsetzlich rauh und steil, sich fortwährend über die Gebirge hinschlängelten. So sahen wir uns denn genöthigt, zwei Monate lang auf der Bärenhaut zu liegen, und während dieser ganzen Zeit einen Gestank und eine mephitische Ausdünstung einzuathmen, die nur zu leicht eine Pest hätten erzeugen können.

Dies Armagaõ, sonst ein Privateigenthum der Könige von Portugal und von diesen des Walfischfanges wegen hier angelegt, hatte in früheren Zeiten seinen Besitzern jährlich die runde Summe von 400,000 spanischen Piastern abgeworfen. Die geräumigen Gebäude, wo jetzt unsere Soldaten einquartirt lagen, hatten vordem den Harpunierern zur Wohnung gedient; unter dem bisherigen Fußboden befanden sich große, ausgemauerte Gewölbe, worin man den Thran so lange aufbewahrte, bis man eine hinreichende Menge zum Verschiffen gesammelt.

Es ist eine auffallende, aber bekannte Erscheinung in der Natur, daß sich die Walfische immer mehr nach dem Südpol hinziehen, weshalb bei Armagaõ statt 4 bis 500 jährlich, wie dies wohl einst der Fall gewesen, jetzt kaum noch 6 bis 8 Stück gestochen

werden, folglich sich jene Gewölbe schon lange nicht mehr gehörig füllen konnten. Auf diese Weise stand aber hier der halb versaulte Thran seit acht bis zehn Jahren her noch schubhoch, und verbreitete durch die schlecht zusammengefügtten Dielen jenen widrigen Geruch, der die Gegend ringsum verpestete; ja sogar das Bassin, in dem man die gefangenen Fische in Fäulniß übergehen ließ, um späterhin mit leichter Mühe das Fleisch von dem Fischbein mit Wasser abzuspülen, war noch immer nicht hinlänglich gereinigt, und gebar, wie ein vernachlässigter Misthaufen, die ungesundesten Dünste. Da neuerdings die Gesamteinnahme kaum noch so viel betrug, den lebenslänglichen Administrator richtig zu bezahlen, und die noch übrigen, steinalten, zu jeder Arbeit unbrauchbaren Neger zu Tode zu füttern, so scheint sich die ängstlich bedächtige Regierung gar nicht mehr um Armagaõ zu bekümmern, und fest beschlossen zu haben, diese unerziehbige Colonieplantage nach und nach ganz verfallen zu lassen.

Um uns doch wenigstens etwas zu zerstreuen und auf kurze Zeit den tausendfachen Unannehmlichkeiten in Armagaõ zu entgehen, knüpften wir mit den zahlreichen Fischern Bekanntschaft an, welche wöchentlich ein bis zwei Mal zu uns herüber kamen, um uns mit dem, was das Meer Wohlschmeckendes lieferte, zu versorgen, und versprachen ihnen am Ende gar, sie auf ihren Dörfern zu besuchen. Mit drei gleichgestimmten Freunden setzte ich mich in dieser Absicht zu Pferde und ritt einer drei Meilen von dort mir wohlbezeichneten Bucht zu (auf hiesigen Landkarten ist sie nicht zu finden), an welcher mehrere einzelne Hütten zerstreut herum lagen, die theilweise unseren neuen Bekannten zur Wohnung dienten. Des Weges unkundig und durch die steilen Gebirge aufgehalten,

die wir immerfort zu erklimmen hatten, war es beinahe Mitternacht geworden, bevor wir an Ort und Stelle anlangten. Ohne Umstände klopfen wir an die erste beste Thüre, gaben uns als deutsche Offiziere zu erkennen und baten scherzend, daß man uns entweder einlassen oder bis zu einem hier wohnhaften Fischer, den wir dabei namhaft machten, geleiten möge.

Zufällig hatten wir die Wohnung von dem Sohne jenes Mannes getroffen, nach dem wir uns so eben erkundigten, und dieser, der, wie er behauptete, von unseren Heldenthaten (ich wußte nichts davon) bereits viel vernommen, ließ jetzt nicht nach, bis wir uns entschlossen, abzustiegen und die Nacht bei ihm zu verweilen. Die junge, hochschwängere Frau mußte sogleich Fische — wie wir bald sehen werden, beinahe die einzige Nahrung dieser närrischen Menschen — kochen und braten, wie auch gehörigen Zuckerbranntwein auf den Tisch stellen; der Mann aber rannte wie unklug davon, klopfte in allen Häusern des Dorfes die Schläfer wach, benachrichtigte sie von unserer Ankunft und forderte sie auf, die Nacht in seinem Hause durchzutanzten.

Raum verlief eine halbe Stunde, so erschienen auch schon einzelne Männer, Frauen und Dirnen, alle im Nachthabit, woran viele bunte Bänder flatterten, und, wie es schien, sehr über unsern Besuch erfreut. Später kehrte auch der Hausherr in Begleitung von etwa zehn leichtsinnigen und leichtgeschürzten Frauenzimmern und einem verirrtten Spanier zurück, dem man den Kuppler und Banditen so ziemlich aus den in Mondfinsterniß schwimmenden Augen lesen konnte. Dieser letztere trug eine altfränkische, mannichfach reparirte Mandoline in der Hand, womit er nachher den

Gefang, oder besser gesagt, das Geheul der ältlichen Weiber während des Tanzes zu begleiten gedachte.

Anfangs schien die ganze Sache etwas steif und ceremoniel, nur wir Deutschen sprachen und unterhielten uns recht ungenirt mit dem manchmal nicht »schönen Geschlechte«; die Brasilianer saßen da:

„Als ob sie das Maul nicht öffnen könnten,
Und ihrem Nachbar das Wort nicht gönnten.“

Doch nachdem man diverse Flaschen Branntwein ausgeleert, war plötzlich sowohl den Männern, als den Frauen die Zunge dermaßen gelöst, daß es auch bei dem ruhigsten Beobachter den Anschein hatte, als wollten sie das Versäumte in aller Geschwindigkeit wieder nachholen. Jetzt sollte getanzt werden; der gescheiterte Spanier ward aufgefordert, sein Instrument zu stimmen, — aber, o Unglück, oder Glück! — da fehlten zwei Drittheile der geschwägigen Saiten. Im ganzen Neste schwärmen nun sogleich Boten herum, von allen alten Guitarren die halben und ganzen Saiten zusammen zu suchen, mit deren Hülfe man denn auch endlich ein Ding zusammensetzt, das beinahe den Klang eines Instrumentes besitzt. Tauchzend stellt man sich jetzt in zwei Reihen auf, und von den harmonischen Tönen jenes infernalischen Kaffeebrenners, dem Händeklatschen und dem singenden Geheul der Dämchen begleitet, beginnt der tollste, unanständigste Tanz, den ich jemals zu sehen die Ehre gehabt.

Die widrigsten Verzücungen der Muskeln, leise geflüsterte oder laut gesungene Noten nach Noten, geile, taktmäßige Berührungen und eine ekelhafte Geberdenverdeutlichung der thierischsten Begierden charakterisirten jede ihrer lüsternen, ich könnte sagen, gemeinen Bewegungen. Einer Europäerin wäre bei diesem Anblicke die Glut der Schaamröthe in das Gesicht gestiegen; unsere hübschen, fidelen Fischer-

mädchen schienen indessen durchaus nichts Anstößiges, sondern nur einen außerordentlich fesselnden Reiz und großes Vergnügen bei diesem pöbelhaften Herumspringen zu empfinden. Natürlich mußte uns mit der Zeit die Sache im höchsten Grade langweilen; denn keiner von uns fühlte sich geneigt, an dieser unsittlichen Belustigung, an dieser barbarischen Kraftanspannung Theil zu nehmen, und überdem waren wir von dem beschwerlichen Ritte sehr ermüdet; — deßhalb streckten wir uns gegen Morgen sämmtlich auf das große, im Tanzsaale befindliche Familienbette hin, und schliefen, des furchtbaren Lärmens ungeachtet, nach wenigen Minuten recht sanft ein. Die Sonne stand bereits hoch am Himmel, als man uns weckte, um Kaffee zu trinken; der wahnsinnige Skandal dauerte jedoch noch so lange fort, bis das eben so gut, wie Mittagessen, Vesper und Abendbrot in nichts als Fisch bestehende Frühstück aufgetragen ward.

Daß diese »harmlosen Naturfinder« das Wenige, was sie hatten, herzlich gern hergaben, bewiesen sie schon dadurch, daß sie uns, nachdem ein Jeder mit vieler Mühe fünf Tassen Kaffee verschluckt, durchaus auch noch die sechste aufdringen wollten. Freilich waren sowohl der Kaffee wie der Zucker, der Branntwein wie die Fische lauter Artikel, wovon ein Jeder so viel baute oder fing, als er zu seinem Unterhalte bedurfte, und wofür er folglich keine Ausgaben in baarem Gelde — was denn hier auch gänzlich mangelte — zu machen hatte; doch blieb die Gutwilligkeit, mit der sie ihr ganzes Besizthum hervorholten, immer ein sicherer Beweis, daß Gastfreundschaft ein Hauptzug in dem Charakter dieser armen, doch glücklichen Strandbewohner ist.

Trotz der Gefälligkeit dieser braven Leute, konnten wir es uns doch nicht gegenseitig verhehlen,

daß wir hier so recht aus dem Regen in die Traufe gerathen, weshalb wir uns sehnlichst nach einer Gelegenheit umsahen, unbemerkt aus dem Zimmer zu entkommen und heimlich davon zu eilen; — aber man hatte unsere Blicke bemerkt, unsere Gedanken sehr richtig errathen. Beinahe weinend bat uns der übergefällige Hausherr, nur wenigstens noch diesen Tag über in seiner geringen Hütte zu verweilen, besonders da wir seinen alten Vater, um den wir doch eigentlich hergekommen, noch nicht einmal gesprochen; die ganze Gesellschaft unterstützte sein Flehen und bedauerte sehr, daß man uns nicht sogleich mit bessern Speisen und Getränken habe aufwarten können; mehrere junge Leute erboten sich sogar auf der Stelle, in das nächste, vier Meilen weit entfernte Dorf zu eilen, um Alles herbei zu schaffen, was wir etwa noch wünschen möchten; — kurz, um uns als Christen zu bewähren, mußten wir, da die Ausrede, die Dienstpflicht rufe uns zurück, keinen Glauben fand, den heroischen Entschluß fassen, bis zum andern Tage den Nummenschanz mitzumachen. Ueberdem war man, während wir hin und her debattirten, so klug gewesen, die Pferde aus den Ställen zu ziehen und an einen andern Ort zu bringen, wodurch man uns jedes Mittel zu heimlicher Flucht abgeschnitten.

Nach dem Frühstück kam endlich der vielerwartete, sonntagsgekleidete Alte, und mit ihm noch eine ziemliche Anzahl festlich gepuhter, liebezlüsterner Dirnen. Uebermals begann der Bacchantentanz, und wie sehr wir wiederum die unthätigen Zuschauer dieser Mysterie abgeben wollten, so wurden wir jetzt durch die Fischerdamen, worunter einige sehr verlockende Undinen, selbst ausdrücklich aufgefordert, und konnten somit nicht länger anstehen, ebenfalls Antheil zu nehmen. Gar possierlich mußten wir uns sicherlich aus-

nehmen, als wir uns in kaiserlicher Uniform zwischen den halbnackten Fischer mädchen im Kreise herumdrehen, die affenartigen Bewegungen und Gesticulationen der betrunkenen Brasilianer nachahmend; aber so unbeholfen wir uns auch bei den verschiedenen Biegungen und Wendungen des Körpers benehmen mochten, so schienen doch die unermüdlich schweigenden Brasilianerinnen gar großes Gefallen daran zu finden, denn alle wollten fast zugleich mit uns tanzen. Der Spanier traktirte seine invalide Mandoline mit beispielloser Ausdauer; die Erde wurde zur See, und im Strudel des Zuckerbranntweinrausches stiegen die schilfbenehten Meerweiber auf dem Korallenwagen empor, den lüster nen Ritter zu sich auf das wollüstige Lager herab zuziehen.

Gegen elf Uhr drang der Alte heftig in uns, ihm in sein Haus zu folgen, um hier ein zweites Dejeuner einzunehmen. Zwar wußten wir schon im Voraus, daß dies abermals in Fischen und Rum und Rum und Fischen bestehen würde; doch gingen wir gern darauf ein, um wenigstens auf einige Stunden der drückenden Hitze und dem in dicken Wolken aufsteigenden Staube und Zigarrendampfe zu entgehen, der in dem engen Zimmer eine Art ägyptischer Finsterniß hervorbrachte. Kaum von dem Frühstück zurückgekehrt, deckte man auch schon im Hause unseres Wirthes den gigantischen Mittagstisch, worauf wieder wohl zwanzig verschiedene Arten von Fischen und Schalthieren, jedoch kein einziges Gemüse, und statt des Brotes nur etwas Farinhamehl zu finden. Uns Allen war es unmöglich, etwas zu genießen, was man aber nicht der Menge der bereits verzehrten Fischspeisen zuschrieb, sondern unserem delikaten Gaumen, der, wie man sagte, von Eidechsen und Rindfleisch verwöhnt sei. Die Brasilianer sind durchgängig sehr starke Esser,

und bedürfen nach einer eingenommenen Mahlzeit kaum einer halben Stunde der Verdauung, um sogleich von Neuem wieder anzufangen; dasselbe erwarteten sie von uns, und bedauerten daher fortwährend, uns nicht besser regaliren zu können. Zu unserem Schrecken ging gleich nach Tische der Sanctveitstanz und mit dem Schlage vier Uhr das entsetzliche Consumationsfest abermals los.

Unter beständigem Essen, Trinken, Schwagen, Kosen, Schwindel, Uebelfein und Tanzen trieb man diese transatlantischen Orgien fort, bis denn endlich am andern Tage die Stunde der Erlösung schlug. Ein großer Theil der in einem neuen Rausche wieder nüchtern gewordenen Gäste begleitete uns eine starke halbe Meile weit, und besonders unter dem weiblichen Personale bemerkten wir beim Abschiede gar viele, denen die dunkelgrünen Augen voll Wasser standen. Die armen Undinen! Die Männer versprachen uns alle, recht bald mit ihren Töchtern einen Gegenbesuch zu machen, riefen uns dann noch ein lautes *Deus guarda os Senhores* (Gott erhalte die Herren) nach; wir drückten den Pferden die Sporen in die Seiten und verschwanden mit Blitzesschnelle hinter den Bergen. Anfangs ritten wir schweigend und langsam weiter; Jeder hatte genug über das eben bestandene Abenteuer nachzudenken; dann aber brachen wir plötzlich, wie verabredet, in ein lautes Gelächter aus, Einer erzählte dem Andern die mit den Fischerdamen geführten Conversationen, die allerdings bisweilen lächerlich genug waren, und erst als wir wieder die Residenz der Ratten, Flöhe und Sandflöhe in Augen hatten, verging uns so ziemlich der muntere Humor, und an dessen Stelle trat das drückende Vorgefühl der Langweile.

Die ersten lebenden Wesen, deren wir bei unserer

Ankunft in Armagaõ ansichtig wurden, waren einige jener alten Neger, die, wie schon erwähnt, in einer süßen Indolenz hier das Ende ihres einsamen, einst so arbeitsvollen Lebens abwarteten. Sie hatten sich in der Mittagshize mühsam aus ihren Baracken hervorgeschleppt und in den brennenden Strahlen der Sonne gelagert, wo sie sich äußerst behaglich zu fühlen schienen, während wir, vom Schweiß triefend, uns so viel als möglich beeilten, irgend ein kühles Plätzchen aufzufinden. Nicht leicht verändert das schwarze, gekräuselte Haar der Neger, selbst bei hohem Alter, die dunkle Farbe, aber unter denen, die ich hier antraf, war auch nicht ein einziger, dessen Haupt die Jahre nicht schon gebleicht hätten. Mir fiel dies auf, und ich erkundigte mich deshalb bei einigen, wie alt sie seien; sie gaben indessen alle so verkehrte Antworten, daß ich bald bemerkte, keiner von ihnen wisse es selbst; denn so behauptete ein steinalter Mann, er sei zwanzig Jahre alt, während ein bei weitem jüngerer viel über die Hunderte hinaus sein wollte. Um die Wahrheit zu erfahren, ließ ich mir ihre Namen sagen, und wandte mich dann an den Administrator, mit der Bitte, in den Geburtsregistern dieser Sklaven nachzusehen, unter welcher Jahreszahl sie wohl das Licht der Welt erblickt; es erwies sich nun, daß der zwanzigjährige Jüngling bereits 104 Sommer durchlebt, doch war er bei weitem noch nicht der älteste der hier versammelten Schwarzen. Unter achtzig Jahren traf ich fast keinen in den Registern angezeichnet, da man die jüngeren alle, als noch zur Arbeit tauglich, auf andere kaiserliche Besitzungen geführt hatte.

Hier steht wiederum ein Doppelkreuz in meinem Tagebuche, und als ein Memento liegt ein grinzender Negerkopf darunter; das bedeutet, hier sei der rechte Ort, über das Verhältniß der Neger im Allgemeinen,

sowie besonders über die Sklaverei in Brasilien einige aufklärende Winke zu geben, um so Manches zu berichtigen, was unwissende Menschen und »Stuben-Reisebeschreiber« bereits darüber verbreiteten.

Schon in ihrem Vaterlande, Afrika, waren die meisten derjenigen Neger, die man noch immer nach Brasilien ausführt, Sklaven, und zwar theils durch Gefangennehmung im Kriege, theils durch ihre Abstammung von Kriegsgefangenen. Diese dürfen sich also glücklich schätzen, wenn sich nur ein Käufer für sie findet, der sie den barbarischen Mißhandlungen ihrer schwarzen Mitbrüder entreißt; denn es ist erwiesen, daß der freie Neger sowohl in Afrika als in Brasilien seinen Nebenmenschen gleicher Farbe bei weitem grausamer behandelt, als dies je ein Weißer zu thun im Stande ist. Natürliche Wildheit und Rohheit, gänzlicher Mangel alles bessern Gefühls, sowie die Furcht, daß es dem Sklaven einfallen könnte, sich mit dem Herrn, den die Gesichtsfarbe nicht auszeichnet, in gleichen Rang stellen zu wollen, sind die Hauptursachen, die den freien Schwarzen zu jener empörenden Härte und Tyrannei verleiten, womit er seine schwarzen Untergebenen behandelt. Nicht gar selten ist es außerdem der Fall, daß die Häuptlinge der einzelnen kleinen Stämme ihre Kriegsgefangenen tödten lassen, wie das Vieh, welches das Futter nicht mehr verdient, sobald sich Niemand findet, der diese Unglücklichen kaufen will.

Aber auch selbst Diejenigen, die durch ihre Geburt frei und durch keinen Krieg ihren Feinden in die Hände gefallen bleiben selbst in ihrem Vaterlande stets Sklaven tyrannischer Oberhäupter. Der Anführer eines Trupps oder eines Stammes hat das Recht, seinen Untergebenen so viele Abgaben aufzulegen, als nur immer in seinem Belieben steht. Faul

und träge, wie der Neger von Natur ist, hat er nicht Lust zu arbeiten; er zieht es vor, unstät, nackt und fast ohne Bedürfnisse umher zu laufen, bloß um die Mühe zu ersparen, sich Kleidung zu verfertigen, sich eine Hütte zu bauen, sich das Dasein gefällig oder bequem zu machen. Wie viel weniger wird er sich entschließen, im Schweiß seines Angesichts den Boden zu bebauen! Wo soll er nun aber etwas hernehmen, um seinem strengen Häuptling die ihm auferlegten Abgaben zu entrichten? Ein einziges Mittel bleibt ihm übrig; der Vater ergreift den Sohn, oder der Sohn den Vater, die Mutter die Tochter, der Bruder die Schwester, mit einem Worte, der Stärkere nimmt den Schwächeren aus der Familie fort und bezahlt mit ihm seine Steuern. Hat der Anführer nun eine Anzahl Sklaven beisammen, so bricht er unverzüglich aus dem Innern des Landes mit seinem ganzen Stamme auf und nähert sich der Küste, wo er seine Waare gegen allerlei Tand, als Bänder, Glasperlen, Messer, besonders aber auch gegen Brantwein und Taback, zum Tausche feil bietet. Ist der Handel abgemacht, so zieht sich der Trupp zurück, jeder erhält ein Geriniges von den eingehandelten Schätzen, welche Vertheilung sie alle so sehr beschäftigt, daß sie gefühllos mit den äußeren Zeichen thierischer Stumpfheit dabei stehen, wenn man ihre nächsten Verwandten auf die Schiffe schleppt; ein buntes Band oder ein blankes Messer erregt bei ihnen ein bei weitem größeres Interesse als das Schicksal eines geknebelten Bruders, einer weinenden Schwester.

Sobald die Neger an Bord des Sklavenschiffes ankommen, werden sie mit Fett eingerieben, theils um sie gelenkig zu erhalten, theils um der bei dieser Menschenrace so häufig vorkommenden Krätze vorzubeugen; darauf ertheilt man einem jeden, nachdem

ihm das Haar rein von dem Kopfe abgeschoren, eine rothe oder blaue wollene Mütze und ein großes Stück Flanell, worin er sich einhüllen kann, um sich gegen die Kälte zu schützen, die für den Sohn Afrikas schon empfindlich zu nennen, sobald er nur den 14. bis 15. Grad auf der südlichen Hälfte der Erdkugel erreicht hat. Ihre Nahrung auf dem Schiffe besteht hauptsächlich in Bohnen, Farinha und Reis, wovon sie zur völligen Genüge erhalten; täglich werden sie in Abtheilungen von 20 bis 30, einige Stunden lang auf das Verdeck geführt, um die frische Luft zu genießen, und überhaupt trägt man durch Räuchern und Auslüften alle mögliche Sorge, die übelriechenden Ausdünstungen dieser Menschen aus dem Schiffsraume zu vertreiben. Schon hieraus ersieht man, wie unwahr es ist, wenn gewisse Schriftsteller behaupten, daß sie gleich den Haringen eingepökelt, und während der Reise durch beständiges Hungern gequält würden. Ich will hier gar nicht einmal von Menschlichkeit reden, aber schon das eigne Interesse, das mächtigste Triebrad in der Windmühle des Erdenbaiseins, zwingt ja schon die Sklavenhändler, darauf zu sehen, ihre Waare so gesund und wohlbehalten zu Märkte zu bringen, als dies nur immer möglich; denn wenn man einen robusten, gesunden Neger mit 400 Piaßtern bezahlt, so bietet man für einen schwächlichen und kränklichen kaum 200 oder 150.

Im Hafen von Rio de Janeiro angelangt, werden sie gezählt; für jeden Kopf fällt dem Staate eine bedeutende Abgabe anheim; erst dann schafft man sie ans Land, um bei der Alfandega (dem Zolle) auf dem Sklavenmärkte zu figuriren, wo sich sogleich die von der neuen Sendung schon benachrichtigten Kauflustigen haufenweise einfinden. Wahrhaft schrecklich ist der Anblick dieser neu angekommenen Schwarzen, un-

willkürlich drängt sich dem Europäer, der noch nie etwas Aehnliches sah, ein gerechter Zweifel auf, ob diese Wesen auch wirklich unter die Classe der Menschen zu rechnen; der stiere, nichts sagende, menschenscheue Blick, die tölpelhaften, unbeholfenen Bewegungen ihrer Glieder, der weit aufgesperrte Rachen; aus dem sich nur selten ein unartificulirter Ton hervorwindet, die unbefiegbare Trägheit, mit der sie sich von ihren Sigen erheben, wenn sie die Peitsche zum Aufstehen nöthigt, die bestialische Dummheit, die nur allzu deutlich aus jeder ihrer Mienen spricht — dies Alles scheint ein lebhaftes Zeugniß für ihre thierische Abkunft geben zu wollen. Beobachtet man einen Affen und vergißt man dabei für einen Augenblick die starke Behaarung seines Körpers, so wird man in der That in Versuchung geführt, ihn eher für ein menschliches Wesen zu halten, als den Neger, den man so eben, aus seiner fernen Heimath hergeschleppt, an den herrlichen Gestaden Brasiliens an das Land setzte.

Bevor der Käufer nun seinen Handel abschließt, muß der Schwarze aufstehen, alle Gelenke, besonders aber Brust und Schaamtheile, untersucht man genau; ist dann der Sklavenhändler mit dem gemachten Gebote zufrieden, setzt man sogleich einen gerichtlichen Contract auf, wodurch der Neger oder die Negerin, so wie der letztern Kinder und Kindeskinde, dem Käufer als unbedingtes Eigenthum zugesichert werden. Hierauf folgt der Sklave seinem neuen Herrn entweder in dessen Wohnung, wenn derselbe aus der Hauptstadt gebürtig, oder auch in das Innere des Landes. Uebrigens habe ich nie gesehen, daß beim Abschiede unter den Schwarzen eine der tragischen Scenen vorgefallen wäre, von denen man so häufig fabelt; gedankenlos verlassen sie den Freund, verlassen sie den nächsten Verwandten und schlendern ohne alles Gefühl,

ohne Thränen, ohne Verzweiflung, ohne das geringste Bewußtsein geistiger Kraft, hinter ihrem Führer her. Diejenigen, die in Rio de Janeiro selbst bleiben, haben sich in der Regel eines weit glücklicheren Looses zu erfreuen, als die, welche man tief in das Innere der Provinzen auf die Plantagen führt. Denn anfangs liegt den ersteren fast gar nichts zu thun ob, indem man sich nur bemüht, ihnen die portugiesische Sprache beizubringen, die sie in der Regel auch sehr schnell lernen, da ihr träger, gedächtnißreicher Geist, zum Denken ungeschickt, sich bald nur auf diese einzige Sache, auf die Erlernung jenes Idioms, richtet; — sowie man auch während dieser Epoche ihrer Bildungsperiode darum besorgt ist, ihnen so viel als möglich ihre thierischen Bewegungen und Geberden ab- und menschlichere anzugewöhnen.

Sobald sie nun so weit gekommen, daß sie sich einigermaßen verständlich machen können, werden sie entweder zu einem Handwerker in die Lehre gegeben, oder müssen auf den Straßen durch Tragen von Lasten, als Kaffeesäcken, Wasserkrügen, Möbeln u. s. w. täglich ein Gewisses verdienen, das sie am Abend ihrem Herrn einhändigen. Wahr ist es freilich, daß häufig die Schwarzen alsdann die bestimmte Summe nicht abliefern und deßhalb oft mit barbarischer Strenge gezüchtigt werden; doch muß man hier nicht vergessen, daß fast immer die Schuld an den Sklaven selbst liegt, da diese, anstatt mit Fleiß ihre Arbeit zu versehen, das eben verdiente Geld in den Venda's verkaufen, und die stete Nothlüge, keine Gelegenheit getroffen zu haben, einige Reis mit heim zu bringen, nur deßhalb anführen, um der wohlbekannten Peitsche ihres Zuchtmeisters zu entgehen. Thun sie dagegen ihre Schuldigkeit, und betragen sie sich ordentlich, so haben sie sich meistens einer so milden Behandlung zu erfreuen,

daß nur selten ein Neger den Wunsch hegt, in seine Heimath zurückzukehren. Das beste Schicksal trifft unbedingt jene Sklaven, welche man als Bediente oder Kutscher in den Häusern ausländischer Kaufleute vorfindet, doch sind dies in der Regel Creolen, d. h. in Brasilien geborene Neger. Man zieht diese nämlich zu solchen Dienstleistungen allgemein vor, weil sie gewöhnlich mehr Klugheit und Gewandtheit besitzen, wie auch ihre Gesichter nicht so durch allerlei Einschnitte geschändet sind, als bei den geborenen Afrikanern.

Schlimmer ergeht es aber den Schwarzen, die man in das Innere des Landes auf die Plantagen bringt. Obgleich von stärkerem, robusterem Körperbau, hat doch der sogenannte *Negro novo* (neue Neger) weniger Lust zur Arbeit als der schwächere Creole, und kann nur durch die Peitsche zur Thätigkeit und zum Fleiße angehalten werden; Worte, sowohl gute wie böse, fruchten bei ihm gar nichts. Auf diesen großen Pflanzungen, unter die rigouröse Aufsicht eines Capataz gestellt, der, oft selbst ein Neger, sie nicht selten mit übertriebener Härte und Strenge behandelt, fühlen sie sich häufig im höchsten Grade unglücklich und wagen es, in die nahen Wälder zu entfliehen, von der nichtigen Hoffnungen verleitet, hier als freie Menschen, wie einst in besseren Tagen, fortleben zu können. Aber nur zu schnell fallen ihnen die Schuppen von den Augen, die Unmöglichkeit, in diesen Wildnissen ihre Existenz zu sichern, leuchtet ihnen bald ein; Mangel an Nahrung, die Wilden und die Tiger zwingen sie, sich wiederum den Wohnungen der Weißen zu nähern, und hier dauert es dann gewöhnlich nicht lange, bis sie irgend ein *Capitano do Matto* (Capitain des Waldes) *) aufgreift und ihren Herren wiederum überliefert, von denen sie

nun um so härter bestraft werden, als diese für jeden eingefangenen Neger dem Häfcher die Summe von 8000 Reis zu zahlen haben.

Wendet sich aber der Flüchtling noch, bevor man ihn aufgegriffen, sogleich an irgend einen Weißen und bittet diesen, ihn in Schutz zu nehmen und sein Fürsprecher zu sein, so bestraft der Brasilianer seinen Sklaven fast niemals, sondern entläßt ihn gewöhnlich mit ernsthafter Androhung einer desto schärfern Züchtigung für einen wiederholten Fehltritt solcher Art. Diese Einrichtung hat außerordentlich viel Gutes, denn mancher Schwarze würde schon aus Furcht vor der ihn erwartenden Strafe lieber sein Leben wagen, oder es sich vielleicht gar selbst nehmen, ehe er in die Wohnung seines grausamen Herrn zurückkäme; so aber bleibt ihm doch ein Ausweg, der Peitsche zu entgehen und den begangenen Fehler wieder gut zu machen. Ist es das erste Mal, daß er es gewagt hat, sich eigenmächtiger Weise seine Freiheit zu verschaffen, so kommt er überhaupt gewöhnlich mit einigen leichten Hieben davon, macht er indessen abermals Versuche, so wartet seiner ein schreckliches Loos; denn dann sind die Prügel es nicht allein, wodurch man ihn ohne Erbarmen züchtigt, sondern, um ihm jede fernere Möglichkeit zur Flucht abzuschneiden, läßt ihm der Herr einen etwa zwei Finger dicken Ring um den Hals schmieden, an dem sich ein eisernes, aufrecht stehendes, über den Kopf des Gemarterten hinwegragendes Kreuz befindet. Dies schauerhafte Geschmeide zieht ihm nicht allein die Verachtung aller übrigen Sklaven zu, sondern es gestattet ihm auch des Nachts nicht die erforderliche Ruhe, da es bei jeder Bewegung einen

*) Leute, die man ganz besonders zum Einfangen der entflohenen Sklaven anstellt.

schmerzhaften Druck verursacht. Entsetzlicher noch als dies sehr gewöhnliche Zwangsmittel, sind jedoch die blechernen Masken, welche man, mit einem Schlosse versehen, häufig den Negern anlegt, die sich entweder dem Trunke ergeben, oder die böse Gewohnheit nicht ablegen können, Erde zu fressen.

Es ist allerdings höchst sonderbar, daß ein Mensch nach einer so unnatürlichen Speise Gelüste tragen kann, aber in der Welt ist ja Alles Geschmackssache, und die Neger verzehren zum Theil eine röthliche, fettige Thonart mit eben dem Vergnügen, wie der Gourmand die ausgesuchtesten Leckerbissen. Schon Kinder von 2 bis 3 Jahren haben nicht selten diese üble Gewohnheit, die sie in späterem Alter nicht leicht wieder abzulegen vermögen. Die natürliche Folge jenes viehischen Genusses sind unheilbare Verstopfungen und Verhärtungen des Unterleibes, die häufig sogar einen schleunigen Tod mit sich führen; da aber kein Herr gern einen theuer gekauften Sklaven verlieren will und Schläge häufig nichts fruchten, so werden den Unglücklichen jene Masken angelegt, welche, mit einer langen, bis über das Kinn herabreichenden Nase versehen, dem Neger nicht gestatten, irgend etwas zum Munde zu führen. Der Anblick eines solchen »Mannes mit der eisernen Maske« hat etwas Abschreckendes oder Widriges, aber noch ekelhafter und jedes Gefühl empörend ist es, nicht selten in den Straßen der Hauptstadt Frauenzimmern mit dieser Larve zu begegnen. Den Zweck erreicht man freilich durch jenes Mittel, aber die Erfindung bleibt, meiner Ansicht nach, doch immer eine teuflische, denn was muß — um von den vielen hiermit verknüpften Uebelsständen nur einen zu nennen — bei der glühenden brasilianischen Hitze der Unglückliche nicht ausstehen, dem man auf diese Weise das Einathmen der frischen Luft benommen!

Eine andere Hauptuntugend, die man beinahe durchgängig bei allen Negern antrifft, ist eine unüberwindliche Sucht zum Stehlen. Begriffe von Ehrlichkeit und Rechtlichkeit scheinen ihnen durchaus zu mangeln. Diesem schändlichsten aller Laster entgegenzuwirken, gebrauchen die Brasilianer ihre alte Universalmedicin, die Peitsche; die Ausländer dagegen pflegen mit falschem Mitleidsgeföhle jeden Sonntag ihren Sklaven einiges Geld zu geben, um sie durch den eingeräumten Genuß von der Verführung zum Diebstahl zurückzuhalten. Bei dieser Gelegenheit beweist es sich dennoch, daß die Eingeborenen ihre Schwarzen bei weitem richtiger beurtheilen und klüger zu behandeln wissen, als die Fremden; denn gerade die Sklaven der letztern gelten ohne Unterschied für die größten Spitzbuben und Taugenichtse, die im ganzen Kaiserreiche existiren. Das Wenige, was sie von ihren Herren bekommen, erregt in ihren Herzen keine Dankbarkeit, sondern nur den Wunsch, noch mehr zu erhalten, und da sie das Anseheignen fremden Gutes für kein Verbrechen, sondern nur das Ertapptwerden für eine Schande halten, so kann es nicht fehlen, daß sie keine Gelegenheit, wo es etwas zu rauben oder zu stehlen giebt, unbenutzt vorbegehen lassen. Der Brasilianer handelt hier bei weitem klüger; nie giebt er seinem Sklaven baares Geld in die Hände, wohl aber an Sonn- und Feiertagen ein Stück Rauchtaback, etwas Schnupftaback und allenfalls ein Glas Zuckerbranntwein; so lernen denn die Schwarzen den Metallwerth des Geldes weniger schätzen, und trachten deßhalb auch nicht mit gleicher Eiernach dessen Erlangung.

An solchen festlichen Tagen ist es ihnen auch erlaubt, sich ungehindert der Fröhlichkeit zu überlassen. Auf besonders dazu bestimmten Plätzen in der Nähe der Städte pflegen sie sich alsdann gewöhnlich zu ver-

sammeln, um hier durch Musik und Tanz die Mühseligkeiten und Beschwerden der verflossenen Woche zu vergessen. Die Instrumente, deren sie sich bei solchen Gelegenheiten bedienen, sind in der Regel höchst einfach, doch spielen sie einige mit ziemlicher Fertigkeit. Das wichtigste von diesen besteht aus der Hälfte eines mit eisernen Stäbchen versehenen Flaschenkürbisses und tönt unter allen noch am lieblichsten. Ferner traktiren sie eine über einen Bogen ausgespannte Darmsaite und schlagen mit den Fäusten eine Art von Trommel dazu. Viel Harmonie steht allerdings von einer solchen Musik nicht zu erwarten, die Neger fühlen sich indessen ganz glücklich dabei, denn sie träumen sich Stunden lang frei und unabhängig. Weniger lobenswerth wäre, wie wir zum Theil schon gesehen, ihr Tanz zu nennen, der wahrlich mehr mit dem Faun, als mit Terpsichore zu thun hat.

Die gewöhnliche Nahrung der Sklaven in der Hauptstadt besteht in Mandioca=Mehl, Bohnen, Reis, Speck und Bananen; im Innern des Landes müssen sie sich jedoch, besonders bei den ärmeren Leuten, häufig Monate lang bloß mit Drangen und Farinha begnügen. Man sollte kaum glauben, daß bei dieser Lebensart ein Mensch gesund und kräftig bleiben könnte, besonders wenn schwere Arbeit damit verbunden, und doch sind diese Neger so rüstig und stark, als ob sie fortwährend die besten Speisen genössen. Man sieht hieraus, wie wenig der Afrikaner zu seiner Erhaltung bedarf; denn ein Deutscher, oder überhaupt ein Europäer, möchte wohl schwerlich mit Drangen und etwas Mandioca=Mehl, als einziger Nahrung, ein hohes, kräftiges Alter erreichen, wie dies wirklich bei den Schwarzen in Brasilien der Fall ist.

Eben so einfach wie die Nahrungsmittel ist auch die Kleidung der Sklaven. Ein grobes leinenes Hemd

und ein Paar eben solche Beinkleider, vermittelst eines Riemens oder Luches um den Leib befestigt, nebst einem breitkrämpigen Strohhute, der sie gegen die stechenden Strahlen der Sonne schützt, machen die ganze Bekleidung des Mannes aus. Bei großer Hitze sieht man ihn auch häufig völlig unbekleidet, höchstens mit einem Schurz versehen. Die Weiber tragen gewöhnlich ein leinenes, ärmelloses, durch einen Gurt zusammengehaltenes Hemd und ein buntes Tuch, das sie gleich einem Turban künstlich um den Kopf winden.

Die Sklavinnen aber, die von ihrer Herrschaft auf den Straßen zum Verkauf von Wasser, Süßigkeiten oder Früchten umher geschickt werden, gehen in der Regel in sehr saubern, kattunenen Kleidern, mit Leibbändern, ja häufig gar mit seidenen Halstüchern geschmückt. So oft ich auch den Brasilianern den Vorwurf der Dummheit machen mußte, so bewährt sich doch in diesem Zuge ihr Speculationsgeist; denn ein Jeder wird wohl lieber von einer rechtlich gekleideten Person etwas einkaufen — besonders gar, wenn es Eßwaaren sind, — als von einer schmutzigen Dirne, da man unwillkürlich von der Sauberkeit des Anzuges auf die Reinlichkeit der Waare schließt. Die Kinder laufen bis zu ihrem fünften oder sechsten Jahre völlig nackt einher.

Die Abstammung der aus Afrika nach Brasilien verpflanzten Neger ist äußerst verschieden, und dies trägt gewiß nicht wenig dazu bei, daß man bei dem großen Uebergewicht der Schwarzen noch nie von einem allgemeinen Aufstande gegen die Weißen gehört hat. Besonders auf den großen Plantagen, wo oft das Wechselverhältniß beider wie 50 zu 1 obwaltet, dürfte man wohl mit Recht einen Ausbruch der Art befürchten; fällt es indessen auch wirklich einmal vor, daß

sich einige Sklaven wider einen weißen Aufseher oder gar gegen den Herrn selbst zur Empörung verbinden, so darf dieser doch sicher darauf rechnen, daß sich alle Schwarzen eines andern Stammes mit ihm gegen die Unruhestifter vereinigen, und mit einer Wuth und Erbitterung gegen diese kämpfen, woraus man klar ersieht, daß diese Feindschaft sich nicht erst in dem neuen Vaterlande entsponnen, sondern wie ein Dämon angeerbter Rache den Neger schon über das Meer begleitete, und hier nur fortgesetzt wird.

Die meisten aus Afrika eingeführten Sklaven stammen von Angola, der Küste Kongo, von Mozambique, Kabininda und Benguela her. Unter allen ist der Kongo-Neger der größte, schönste und muskulöseste, aber auch seines hitzigen Temperaments und eines nie ganz zu unterdrückenden Freiheitsgefühls wegen seinem Herrn der gefährlichste. Seine Farbe ist heller, als die der meisten übrigen Schwarzen, ja fällt beinahe in das Kupferfarbene; sein Gang und seine Haltung haben etwas Edles, sein Blick scheint frei und offen, man könnte sagen stolz. Am häßlichsten ist der Neger von Mozambique. Er ist von kleinem, gedrungenem und starkem Körperbau; sein Kopf, der gewöhnlich beinahe auf der Brust ruht, hat im Verhältniß zu der Größe des Mannes eine beträchtliche Dicke, der scharfe Blick sucht beständig scheu den Boden, seine Bewegungen sind unbeholfen, sein Gang ist langsam und plump; in dem ganzen Menschen erblickt man die personificirte Dummheit; — Schläge und Mißhandlungen erträgt er mit stoischem Gleichmuth, die furchtbarsten Peitschenhiebe können ihm nur selten einen Laut des Schmerzes entlocken.

Der freie Neger zeichnet sich in seiner Tracht besonders dadurch aus, daß er seine Füße mit Schuhen oder Stiefeln bekleidet, während der Sklave barfuß

geht. Der größere Theil dieser ersteren hat seine Freiheit entweder schon seiner Geburt oder dem Testamente seines verbliebenen Herrn zu verdanken; die wenigsten haben sie sich erkaufte. Hat sich ein Schwarzer bei Lebzeiten seines Dono fortwährend gut betragen, oder ihm vielleicht gar wesentliche Dienste geleistet, so ist es gar nichts Seltenes, daß dieser ihm in seinem Vermächtnisse die Freiheit schenkt, wogegen die Familie des Verstorbenen durchaus nichts einzuwenden vermag. Er kann sich alsdann als Knecht verbinden, oder, hat er ein Handwerk gelernt, dieses betreiben; gewöhnlich aber bleibt er für ein Geringses in dem Hause, in welchem er seine Freiheit erhielt, und dient beinahe in derselben Weise wie früher, als Sklave, den Kindern seines ehemaligen Herrn. Ich weiß sogar, daß ein Neger, dem sein dankbarer Dono die Freiheit schenken wollte, dieses Anerbieten ausschlug und kniend bat, daß man ihn ferner bleiben lassen möge, was er früher gewesen, da er sich in seinem jetzigen Verhältnisse gar glücklich fühle, und außer dem Hause seines Herrn nicht wisse, wie er sein Brot verdienen solle.

Ist nun aber ein Sklave im Stande, eine gewisse, gesetzlich bestimmte Summe an seinen Herrn als Lösegeld zu entrichten, so ist dieser gezwungen, ihn frei zu geben. Dieser Fall kommt freilich äußerst selten vor, da in den wenigsten Häusern die Neger Gelegenheit haben, etwas zu erübrigen, und hin und wieder auch wohl die Dono's barbarisch genug sind, ihren Sklaven das erworbene Geld wegzunehmen, sobald sie bemerken, daß sich einer derselben vielleicht in vielen Jahren ein Summchen von 30 bis 40 Piaſtern zusammensparte. Die Gesetze verbieten solche Grausamkeiten nicht, da der Sklave, selbst das Eigenthum eines Andern, kein Eigenthumsrecht besitzen kann.

Eine Negerin, die ihrem Herrn sieben Kinder geboren, soll ebenfalls die Freiheit erhalten, doch fallen auch hier manche Ungerechtigkeiten vor, da man solche Individuen zur Stunde verkauft, sobald sie mit dem siebenten Kinde schwanger gehen.

Seit 1830 ist zwar durch einen mit Großbritannien geschlossenen Contract die Einführung der Negerklaven in Brasilien streng verboten; doch kommen noch immer ganze Schiffe voll davon an, nur mit dem Unterschiede, daß sie jetzt herein geschmuggelt werden müssen und nicht, wie früher, offen zum Hafen hineinsteuern dürfen. Die reich mit Buchten versehene Küste des Kaiserthums bietet indessen Plätze genug dar, wo diese Fahrzeuge ankern können. Die Schwarzen schiff man alsdann sogleich aus, und verbirgt sie in dem dichtesten Urwalde, wohin sich eiligst die Käufer begeben, um hier, vor jeder Entdeckung gesichert, den Handel abzuschließen. Die Engländer behaupten zwar, daß nur *humanity* und nichts als *humanity* sie vermocht habe, diesen für Brasilien äußerst harten Contract zu erzwingen; doch steht ihre Handlungsweise in Bezug auf die Sklaven in starkem Widerspruche mit dieser leeren Behauptung, so daß man mit vollem Rechte vermuthen darf, daß mehr das eigene Interesse, als irgend ein edles Gefühl sie dazu bewogen, den Sklavenhandel aufzuheben; denn wenn nur Großmuth hier ihre Schritte lenkte, so müßten sie wenigstens den Negern, die sie auf offenem Meere den piratischen Brasilianern abjagten, augenblicklich die Freiheit geben; dies ist aber nicht der Fall. Beständig kreuzen englische Kriegsschiffe an den Küsten von Afrika und Brasilien, sowie in den, beide Länder trennenden Gewässern umher, um auf die Fahrzeuge Jagd zu machen, die Neger-Transporte herüber füh-

ren, und nicht selten glückt es ihnen mit ihren Schnellseglern einen solchen Fang zu machen.

Ohne Weiteres wird sogleich der Capitain am Bord des Engländers in strenge Haft gebracht, das Schiff aber an das Schlepptau genommen und in irgend einen brasilianischen Hafen geführt, wo man es sammt Ladung für brittische Rechnung verkauft. Hierin liegt immer noch keine Ungerechtigkeit; denn ein einmal abgeschlossener Contract soll jedem einzelnen Individuum, wie viel mehr einem Monarchen, ein unverletzbares Heiligthum sein; — aber unter dem schlechten Vorwande, daß die Erhaltung der vielen, zur Unterdrückung des Sklavenhandels kreuzenden Wachtschiffe dem Staate alljährlich bedeutende Ausgaben verursachen, werden auch die armen Neger öffentlich an den Meistbietenden versteigert. Ist das edel, ist das menschlich? — Ist das die gerühmte brittische Großmuth? — Ist das der englische Nationalstolz? — Dann wahrlich freue ich mich, keiner jener insolenten Insulaner zu sein.

Zwar wird, um diese Schändlichkeit wenigstens mit dem Firniß der Billigkeit zu übertünchen, beim Verkauf der Schwarzen die Bedingung gemacht, daß sie nach sieben Jahren der Sklaverei ihre Freiheit wieder erhalten sollen; aber wie kann ein armer Neger, der sich eben von Afrika's Küste in ein Land versetzt sieht, von dessen Sprache, Sitten und Gebräuchen er durchaus keinen Begriff hat, und den man vielleicht augenblicklich hundert und mehr Meilen in das Innere des unermesslichen Landes schleppt, — wie kann er ahnen, daß ein milderndes Gesetz existirt, das ihm nach einem gewissen Zeitraume des Leidens die Wiedererlangung seines kostbarsten Gutes zusichert? Er weiß ja oft nicht einmal, wann ein Jahr beginnt und wann es aufhört; er weiß ja nicht, ob seine Ver-

käufer Engländer, Türken oder Portugiesen gewesen — er weiß nur, daß er gehorchen muß, wenn er seinen Rücken nicht unter die furchtbaren Schwingungen der Peitsche beugen will. Und sollte nun auch wirklich irgend eine mitleidige Seele ihm das freudige Geheimniß enthüllen, — wo wäre der Richter, der ihn sogleich in Schutz nähme und vor der Barbarei seines Herrn sicher stellte? Würde doch dieser lieber den Sklaven zu Tode peitschen, als sich durch Gewalt zwingen lassen, seinem erkauften Eigenthum zu entsagen. Absolute Aufhebung des Sklaventhums und des Sklavenhandels wäre der größte Eingriff in das Privatrecht, das jedem Menschen sein wohlervorbenes Eigenthum zusichert; die einzelnen Modificationen können nur die folgenden Jahrhunderte bringen.

Fünfzehntes Capitel.

Rückkehr zur Sibade do Desterro. — Exceß und Arrest. — Die Jagd und das Ungeheuer. — Die Hauptwache und ihre Märschen. — Ermordung eines deutschen Sergeanten. — Die deutsche Colonie von St. Catharina. — Einige Worte über Pfaffen und Pfaffenthum. — Wahl eines Inspectors. — Meine Verlegung nach Rio de Janeiro.

Längeweile ist die Mutter aller Laster, die Amme aller Verbrechen, die schläfrige Göttin des Tages in den Diebesmantel der Nacht gehüllt, die Bequemlichkeit, jene mächtige Erdenkönigin, als gefangene, traurig gährende Prinzessin im Zauberschlosse des Giganten, den man gemeiniglich Ueberdruß nennt; Längeweile hat im Portugiesischen dieselbe Bedeutung, wie im Deutschen, und gehört hier wie da auf die Sperrfisse eines modern singirten Olymps; — ihr zu ent-

gehen war ich viele hundert Meilen weit aus meinem Vaterlande entflohen; ich hatte sie, so zu sagen, dort als zartes, wohlanständiges, kokettes Fräulein verlassen, und traf sie in Brasilien als wohlgenährte, häuslich freche Madame wieder.

Ueberall war uns diese drückende, seelentödtende Langeweile gefolgt, — auf dem Schiffe bei gutem Winde, Calm und Orkan, in der Kaiserstadt bei frohlicher Hoffnung, bei Wein, Weib und Gesang, auf den Exercier- und Paradeplätzen bei Regen und Sonnenschein, bei Drohungen und Beförderungen, auf den Campagnen, bei Hunger, Durst, Strapazen, Lebensgefahr und Mühseligkeiten aller Art, — endlich gar im Lager, bei Unthätigkeit, Entbehrungen, Chikanen, Zwistigkeiten und unvernünftig strenger oder laxer Disciplin, — bei der Einquartirung in Armagao, bei magerer Kost, Verzweiflung, Tyrannei, Dummheit und Ungeziefer. Das war die schwer erkämpfte Frucht meiner Aufopferung von Heimath und heimathlichen Freuden, das war das Ziel, das ich mit tausend Andern errang, das Ende, wohin fast alle Auswanderer, wenn sie irgend ein edles Motiv beseelt, nur zu bald gelangen werden. Sollten vielleicht diese meine Memoiren irgend einen meiner Leser langweilen, so bedenke er, daß ich in der Wirklichkeit erlebt, was er nur im Traume empfindet, daß man in unserem somnambül trägen Decennium weder auf Schiff, noch auf Postwagen, weder in Luftballon, noch in Taucherglocke dieser allgemeinen Pest entgeht.

Endlich schlug die Stunde der Erlösung. Der zweite Monat seit unserer Detachirung nach Armagao war zwar langsam, doch zuletzt glücklich abgelaufen, der Befehl zu unserer Rückkehr nach der Cidade do Desterro bereits gegeben. Eine große Lancha (ein flaches, galeerenartiges Boot) kam zum Trans-

port unserer Bagage angerubert; jubelnd packte ein Jeder seine Habseligkeiten ein und machte sich zum Rückmarsche bereit. So ist der Mensch; schnell vergißt er überstandene Leiden, wenn ihm nur die Aussicht auf eine bessere Zukunft lächelt; — vielleicht ist dies der beste Beweis seiner göttlich thierischen Abstammung.

Unter Musik und Gesang brachen wir auf, und legten jetzt jeden Tag beinahe doppelt so viel Meilen zurück, als auf dem Hinwege; denn Jeder wünschte so schnell als möglich »die Rattenresidenz« bald nur in der fernsten Vogelperspective zu erblicken, und auf diese Weise dauerte es natürlich nicht lange, bis uns schon weit her die weißen Thürme der herrlichen Provinzialhauptstadt entgegenwinkten; allgemeiner Jubel erfüllte Offiziere und Soldaten, — gab es doch fast keinen Einzigen im ganzen Bataillone, dessen Herz sich nicht, aus dem einen oder andern Grunde, mächtig nach jener Gegend hingezogen fühlte.

Wir hatten den Gipfel einer hohen Serra erreicht, und vor uns breitete sich in deutlicheren, schärferen Umrissen an dem jenseitigen Ufer die reizende Landschaft mit der verworrenen Häusergruppe der Cibade do Desterro aus, dem Schilfneste einer Möve gleich, wo die buntgefleckten Eier zerstreut umherliegen; — da verstummte plötzlich die laute Munterkeit der Truppen; spähend schweiften Aller Blicke nach dem freundlichen Gestade hinüber, um in dem Chaos der Stadt, oder unter den romantisch gelegenen Landhäusern am Rande der kühn aufgeschichteten Berge den Tempel oder den Kasten jenes Magnets zu finden, der sie so unwiderstehlich anzog. Wohl selten hatten wir die Iris unserer Augen mit solcher Gewalt zu einer üppig entblätterten Irisstulpe angespannt, wohl selten weniger an Hitze und Durst gedacht; unermülich mit

raschen Schritten ging es vorwärts, und bald standen wir am sandigen Ufer, die Böte erwartend, die uns endlich dem ersehnten Eldorado zuführen sollten. Tauchzend nahmen die Einwohner die alten, wohlbekannten Gäste wieder auf; weiße Tücher, rothe Bänder, grüne Guirlanden wehten, und hinter den halb geöffneten Salousien blinzelte manch schwarzes Schelmauge gar freundlich auf uns herab; kaum waren wir aber in die alten Quartiere eingerückt, und, so gut dies in der Schnelligkeit thunlich, die bestäubten Kleider ein wenig abgeputzt, so verbreitete sich auch schon das ganze Bataillon, einem summenden Bienen-schwarm gleich, durch Stadt und Umgegend.

Wer hätte nicht schon einmal in seinem Leben die Freude des Wiedersehens empfunden, sei es nun mit einem Freunde, einem Verwandten oder einer Geliebten, — wer wüßte nicht, welche Wonne das Kommen mit sich bringt, wenn das Scheiden einst schwer war? Wohl manchem von uns, der bisher nur scheu es gewagt, dem Gegenstande seiner ehrfurchtsvollen Sehnsucht zu nahen, thaten sich jetzt plötzlich die Schranken der Vertraulichkeit auf; die Bahn war gebrochen, Ueberraschung, Freude, ein vielsagender, schmachtender Blick, ein elektrischer, thränenfeuchter Kuß wurden zu tieffinnigen Berräthern des über-rumpelten Herzens.

Gern verweilt man bei der Erinnerung an glücklich verfllossene Tage, gern lasse ich noch einmal die wenigen angenehm durchlebten Stunden im Geiste wieder auftauchen, die wie ein heller Blitzstrahl in einen düstern, mit tausend Gefahren und unendlichen Mühseligkeiten und Beschwerden verknüpften Zeitraum von zehn inhaltsschweren Jahren fallen; — es thut dem fieberkranken Herzen wohl, sich diese schöne Zeit zurückzurufen; es senkt jedes unangenehme Gefühl

der Vergangenheit und der Gegenwart in den stillen Lethestrom des Erdenwechsels hinab; denn auch der Drküs hat seinen Wächter, den man mit Silbermünze bestechen muß. Zu karg hatte das Fatum nicht allein mir, sondern fast allen meinen Landsleuten in Brasilien die frohen Stunden zugemessen, als daß sie sich nicht für immer meinem Gedächtnisse eingeprägt haben, nicht ewig vor meiner Seele schweben sollten. Nur der, der weit entfernt von seinem Vaterlande, seinen Angehörigen und einst glücklichen, leichtsinnig verscherzten Verhältnissen, weit von den Freunden seiner Jugend, einst edle Menschen fand, die sich bemühten, durch ihre Liebe ihm das Verlorene zu ersetzen, vermag vollkommen die Gefühle zu begreifen, die meine ganze Brust erfüllen müssen, indem ich diese Zeilen niederschreibe.

Im raschen Fluge, weit schneller als ich es wünschte, strich mir die Zeit dahin, — plötzlich war die Raupe zum Schmetterlinge, Saturn zum Apoll geworden; doch wie es auf Erden nichts Vollkommenes giebt, so sollten denn auch hier bald dunkle Wetterwolken den rosigen Himmel meiner Freude trüben. Man entschuldige mir diese angehäuften Metaphern, sie sind bei jedem Klassiker zu finden, und auch ich saß vor meiner Emigration lange genug in einer deutschen Schulklasse, auch ich kenne das ganze Klassenwesen zu gut, um mich nicht mit gutem Fug dahin rechnen zu dürfen.

Dem schon erwähnten Commandanten unseres Bataillons, Dom Luiz Manoël de Jesus, riß schon lange, seitdem jüngst sein letztes Gespinnst zerrissen, die Geduld aus, einen genügenden Grund aufzufinden, um wiederum, wie früher, alle nur erdenklichen Cabalen und Intriguen ungestraft gegen mich zu schmieden. Seine früheren Pläne waren bis jetzt alle

gescheitert; sich selbst hatte er durch öffentlich erhaltene Verweise mehrmals blamirt; dies konnte mir natürlich der rachsüchtige Lusitanier nimmer verzeihen. Der Zufall wollte indeß, daß er jetzt eine passende Gelegenheit fand, alle seine Maschinen gegen mich in Bewegung zu setzen, und sein Haß ließ den günstigen Zeitpunkt nicht vorübergehen, in welchem er mich, hinter meinem Rücken, mit seinem Giftstachel wie ein Skorpion verwunden konnte.

Ich hatte einst die Wache in der Kaserne, worin damals das 8te, 14te und 27ste Jägerbataillon einquartirt lagen. Mehrere meiner Bekannten, worunter beide Offiziere der Ronde, waren bei mir versammelt; es wurde, wie dies in den Wachtstuben gewöhnlich der Fall, gespielt, getrunken und gesprochen; da entstand plötzlich auf der Straße ein wirres Geschrei von vielen Stimmen, aus dem man deutlich die Worte *Assassino* (Menchelmord) und *Façada* (Messerstich) vernahm. Bestürzt sprang ich zur Thüre hinaus und gewahrte zu meinem Entsetzen einen Soldaten des 14ten Bataillons, einen gebornen Bahianer, der, mit einem blutigen Messer bewaffnet, sich eiligst in die nahe gelegene Kaserne flüchtete; ich verfolgte ihn heftig, doch hatte er mir bereits einen zu großen Vorsprung abgewonnen, als daß es mir möglich gewesen, ihn erreichen zu können, und schnell mischte er sich unter seine schaarenweise herbeigeströmten Landsleute, von denen ihn, trotz aller Drohungen, keiner verrathen wollte. Nach einer vergeblich angestellten Untersuchung kehrten wir sämmtlich in die Wache zurück, aber kaum hier angelangt, ertönte abermals aus der Ferne dasselbe entsetzliche Mordgeschrei. Wie durch einen Zauber Schlag herbeigeführt, wimmelte auf einmal die ganze Straße von Soldaten; Bajonette und Säbel blinkten durch die mondhelle Nacht, und mitten durch diese

Menschenmasse arbeitete sich ein großer, stämmiger Mulatte, wiederum ein Bahianer, wie ein brüllender Löwe hervor, mit Riesenkraft Feden zu Boden schleudernd, der ihm den Weg verrennen zu wollen wagte.

Während ich indeß meine Wache eiligst unter's Gewehr treten ließ, waren die beiden Offiziere der Ronde hinzugesprungen und suchten mit gezogenen Klingen den Wüthenden in seinem mörderischen Laufe zu hemmen; aber bald sah ich einen derselben mit solcher Gewalt gegen die Mauer fliegen, daß er fast besinnungslos zu Boden taumelte. Jetzt war es hohe Zeit, mit Nachdruck einzuschreiten; den Säbel in der Hand, warf ich mich dem frechen Mörder entgegen, der, ohne meine Klinge zu achten, mit einem langen, spitzen Messer auf mich eindrang; die Pflicht und die Erhaltung des eigenen Lebens ließen mir hier keine andere Wahl, — ich hieb scharf auf meinen tollkühnen Gegner ein. Aus drei tiefen Kopfwunden strömte bereits das Blut; bei jedem Hiebe taumelte der Bahianer zurück, aber immer wiederholte er, mit den fürchterlichsten Flüchen, dabei den Versuch, mir seine dolchartige Waffe in die Rippen zu stoßen; da endlich traf ich seinen entblößten Hals so glücklich, daß er zu Boden sank, das Messer fallen ließ und röchelnd um Gnade flehte. Als Arrestant mußte er in das Hospital wandern, und ich kehrte mit dem ruhigen Bewußtsein, nichts als meine Schuldigkeit gethan zu haben, in meine Wache zurück.

Ein Jeder, der den Hergang der Sache kannte, gab mir dabei vollkommen Recht, auch wurde sie, wenigstens dem Anscheine nach, nicht einmal weiter untersucht; nur mein hinterlistiger Bataillonschef, der hier die beste Gelegenheit gefunden zu haben glaubte, seiner Rachsucht freien Lauf zu lassen, fand mein Be-

nehmen bei diesem Militairercess tadelnswerth; bediente sich daher aller nur erdenklichen List und Ränke, um den commandirenden General dahin zu vermögen, heimlich ein Kriegsgericht über mich halten zu lassen; und dieser, ein schwacher, kränklicher Mann, gab seinen Einflüsterungen willig Gehör. Ohne daß ich also das Geringste wußte, ohne daß man mich öffentlich angeklagt oder verhört hätte, ward mir eines Tages, wenigstens sechs Wochen nach dem erwähnten Auftritte, »höhern Orts« bekannt gemacht, daß ich zu funfzehntägigem Arrest auf der Hauptwache verurtheilt sei. Meine schriftliche Bertheidigung, meine mündliche Bitte um ein Kriegsgericht, meine bitteren Klagen und Vorwürfe blieben unbeachtet; — gleichviel, ob mit Recht oder Unrecht, — ich mußte mich in die mir zuerkannte Strafe fügen.

Es ist eine auffallende, aber doch wahre Erscheinung, daß der Gefränkte in den Leiden seiner noch unglücklicheren Mitgenossen einen grausam schadenfrohen Trost findet, und sich noch immer in jeder resignirt hoffenden Menschenbrust der alte Jesuitensatz bewährt: *Commune naufragium dulce*. So ging es auch mir in jener Zeit trauriger Einkerkierung; denn damals schmachtete in demselben »Gemache des Sammers« ein anderer, durch lange Haft und schreckliche Mißhandlungen einem stillen Wahnsinne anheimgefallener Offizier des 27sten Bataillons bereits über Jahresfrist, ohne daß er es auch nur dahin gebracht, den wahren Grund seiner Verhaftung zu erfahren. Der Commandant, derselbe jesuitische Jesus, hatte zu seiner Arretirung den Vorwand gebraucht, daß er ein Aufwieglor der Soldaten sei, — ein Vorwand, den Jeder, der das ruhige, oft nur allzu phlegmatische Temperament des Mannes kannte, sogleich für erdichtet und lügenhaft erklärte. Alle Bemühungen seiner

Freunde, alle Bitten um ein gesetzmäßiges Verhör, — was doch auch nicht dem größten Verbrecher verweigert werden darf, blieben anderthalb Jahre lang ganz fruchtlos; seine schriftlichen Klagen und Beschwerden wurden von dem General dem Commandanten eingehändigt, und dieser wußte sich dann immer durch allerlei aus der Luft gegriffene Lügen so herauszuwinden und den unschuldigen Gefangenen dermaßen zu verläumdern, daß das Gouvernement dessen Bitten um eine gerechte Entscheidung seines Prozesses unterdrückte, und die Sache nach wie vor beim Alten bewenden ließ.

Erst lange nachdem man mich meines Arrestes entlassen, kam es bei meinem Leidensgefährten zu einer förmlichen Untersuchung; das Kriegsgericht erklärte den durch Gram und Entbehrung niedergedrückten Lieutenant völlig schuldlos und frei, überließ jedoch die wohlverdiente Bestrafung des tyrannischen Commandanten dem gleich einer indischen Pagode ewig nickenden General, der ihm als einzige Züchtigung nur einen leichten Verweis unter vier Augen gab; denn Se. Excellenz selbst hatte in diesem beliebten Baudeville mit Volksgesängen zum Theil die Rolle des Intrigants übernommen.

Dieser Arrest, sowie das fortbauernde, höchst feindselige Verhältniß, worin ich zu meinem verhafteten Bataillonschef stand, tausend wahrhaft gemeine Intriguen und Chikanen veranlaßten mich, um schleunige Versetzung nach Rio de Janeiro zu bitten, die auch einige Monate später erfolgte. Eine getreue Charakterschilderung des Herrn Luiz Manoël de Jesus, die ich flüchtig, eben nicht mit besonderer Schonung, meiner Bittschrift beigefügt, mochte wohl das Meiste dazu beigetragen haben, daß man diesmal nicht mit der gewöhnlichen Saumseligkeit zu Werke ging, sondern

den dringenden Vorstellungen des Herrn von Werthheim, damaligen Adjutanten des Kriegsministers, so gleich Gehör gab, und meinen Wunsch ohne weitere Umstände erfüllte.

Ich hatte gleich Anfangs, als ich meine Supplik, ein Meisterstück der Insolenz und der Grobheit, zur Hauptstadt des Kaiserreichs absandte, ein günstiges Resultat erwartet, und sah deshalb fast stündlich, halb ängstlich, halb erfreut, dem Ministerbefehle entgegen, wodurch ich aus den angenehmsten Familienverhältnissen gerissen und von dem Orte, der mir der liebste in ganz Brasilien geworden, vertrieben werden sollte; eben hierin aber fand ich die größte Ursache, die wenige mir noch zugemessene Zeit so gut als möglich zu benutzen. Der Dienst war der großen, hier concentrirten Truppenmenge wegen kaum der Rede werth; oft konnten wir eine ganze Woche lang die Stadt und die Umgegend durchstreifen. Die reizenden Partien, die man allenthalben auf dem von üppiger Fruchtbarkeit strotzenden Eilande antraf, zogen mich mit so magischem Zauber an, daß ich nicht selten die höchsten Gipfel der Berge erstieg, um von hier aus die romantische, sich unter meinen Füßen ausdehnende Landschaft mit schwärmerischen Blicken und den seligsten Gefühlen neuerweckter Lebenshoffnung zu betrachten. Die vielen Berge und Thäler, hunderte an den Felsen sich herabschlängelnde Sturzbäche, das dunkle, ewig währende Grün der Drangen und Limonen, der säuselnden Bäume des Waldes und der dicht verwachsenen Schlingpflanzen, das nette, reinliche Städtchen nebst dem silberglänzenden Hafen, worin stets unzählige kleinere und größere Schiffe vor Anker lagen, deren bunte Wimpel hoch durch die Lüfte flatterten, die rings von Wasser umgebene Festung St. Cruz, die hohe Gebirgsreihe der Serra geral auf dem jenseitigen Ufer,

und endlich des Oceans unermesslicher Wasserspiegel, — dies Alles gewährt einen Anblick, den kein Panorama und keine Phantasie eines Horace Vernet wiederzugeben vermag.

Es konnte demnach nicht fehlen, daß wir bei diesen Ausflügen manche flüchtige oder genaue Bekanntschaft in den Landhäusern schlossen, wozu in der Regel die lobenswerthe, jedem Reisenden in ganz Brasilien zustehende Freiheit, sich vor Hütte, Haus oder Palast Feuer und ein Glas Wasser ausbitten zu können, die erste Veranlassung gab, und dies Privilegium vermehrte die Annehmlichkeit unserer Streifereien gar sehr. Die jungen Mädchen, die sich hier lange nicht so zurückhaltend und menschenscheu, wie an vielen anderen Orten des Kaiserreiches benehmen, gaben dem Labetrunke gewöhnlich noch dadurch etwas besonderes Erquickendes, daß sie ihn eigenhändig dem Durstigen mit weicher Hand und dienstfertiger Anmuth überreichten. Häufig lud man uns auch wohl sogleich in das Haus ein, und hier bemerkte ich nie, daß die Frauenzimmer, sei es nun Damen oder Dirnen, beim Eintritt des Fremden die Flucht ergriffen, wie dies zum Beispiel in Rio de Janeiro allgemein der Fall ist; im Gegentheil pflegte gerade dann das gesammte weibliche Hauspersonal im besten Staat zu erscheinen, und suchte durch ein ungezwungen frohliches, oft witziges Geplauder den Gast so gut als möglich zu unterhalten.

Besonders lieb war es den lieblichen Bürgerinnen der Cidade do Desterro, wenn man über Europa sprach; mit der gespanntesten Aufmerksamkeit hing dann die ganze versammelte Familie am Munde des Märchenerzählers, erkundigte sich nach tausend verschiedenen Gegenständen, nach deutschen Frauen, nach deutscher Liebe, deutscher Mode, deutscher Treue, und

sah es nur höchst ungern, wenn man sich nach Verlauf von einigen Stunden schon wieder entfernen wollte; wenigstens entließ man uns gewiß nicht, bevor wir fest versprochen, bei erster Gelegenheit den Besuch zu wiederholen. Mit jedem Male stieg die zutrauliche Freundschaft dieser ungezwungenen Naturkinder immer mehr und mehr, so daß man sich bald im Kreise dieser Lieben so heimisch und so behaglich fühlte, als ob man selbst mit zur Familie gehörte, — und diese so gern, ohne Mißtrauen wie ohne Vorbehalt geknüpften Bande sollte ich nun bald gewaltsam zerreißen, um mich wieder unter das Mulattengezücht von Rio versetzt zu sehen, — ein abscheulicher Tausch, wobei mich nur der Gedanke an meinen schurkischen Commandanten zu trösten vermochte.

Außer diesen angenehmen Unterhaltungen beschäftigte uns auch wohl die Jagd, die besonders auf dem Festlande reiche Ausbeute gab. Man traf hier Rehe, Taksu, zwei sehr verschiedene Arten von Fasanen, den Tapir — zu Zeiten 4 bis 500 Pfund schwer — und tiefer in den Wäldern besonders viele wilde, sehr schmackhafte Schweine. Die Jagd ist ein königliches Vergnügen, und jeder Jäger träumt sich zum König der Welt; die Jagd war in Brasilien immer meine einzige Freude, Gefahr hatte ich oft dabei getroffen, aber Unglück nie; — die Brasilianer haben ihren Aberglauben, aber keine feste, traditionelle Mythologie; — also mußte es uns höchst auffallend sein, daß man uns hier warnte, ja nicht zu tief in das Gehölz vorzudringen, weil, wie man dreist behauptete, wir unser Leben dabei auf das Spiel setzten. Ich erkundigte mich sogleich, worin denn eigentlich die Gefahr bestehe, und erfuhr nun von mehreren Bewohnern des Festlandes, daß in dem Walde ein centaurähnliches Geschöpf lebe, das von riesenhafter Größe, dessen

untere Hälfte des Leibes aber Thier, die obere Mensch sei. Dies Wesen sollte außerdem die menschliche Stimme genau nachahmen können, und durch Töne, dem Hülferufe einer genothzüchtigten Jungfrau ähnlich, die thörichten Jäger tief in das dichteste Gebüsch verlocken, wo es sie dann necke und ängstige, reich mache, oder auch anfalle, ermorde und verzehre; — kurz, eine kanibalische Wiederholung der deutschen Rübezahlmärchen. Da diese Novellisten aber bemerkten, daß ich während der erbaulichen Erzählung eine höchst unglaubliche Miene machte, und noch dazu den gottlosen Wunsch äußerte, mit einem gut geladenen Doppelgewehre einmal mit einem solchen Monstrum zusammenzutreffen, so citirten mehre von ihnen sogleich alle ihre Heiligen kalendarischen Andenkens hervor und schwuren bei ihrem Seelenheil mir zu, das schreckliche Ungethüm schon mehrmals mit eigenen Augen gesehen zu haben.

Der Brasilianer schwört bei solchen Gelegenheiten nicht leicht falsch, am wenigsten aber wagt er den Namen seines Schutzheiligen dabei auszusprechen, wenn er nicht in seinem Wahne ganz fest von der Wahrheit seiner Aussage überzeugt ist; es muß also irgend etwas der Sache zu Grunde liegen, und wenn auch das fürchterliche Gespensterthier, das jene Leute sahen, mehr in die Mythologie, als in die Naturgeschichte gehört, so ist es doch wenigstens wahrscheinlich, daß es in dieser Gegend eine ungewöhnlich große Art Paviane giebt, die allerdings mit ihren blutgierigen, neidisch verliebten Grillen zu fürchten und zu fliehen sind; — plötzlicher Schrecken, Erstaunen und Furcht mögen nun wohl der Einbildungskraft der hiesigen Einwohner jenes absonderliche Bild vorgespiegelt haben, das ich eben so wortfarg beschrieben. Kein authentischer Reisebeschreiber erwähnt freilich, daß er in der Provinz St. Ca-

therina größere Affen, als in irgend einem andern Theile des Kaiserthums gefunden, doch kommt dies vielleicht daher, daß diese Thiere gewiß höchst selten sind und sich mit großer Schlaueit dem menschlichen Blicke zu verbergen wissen; überdem mag die hohe Serra Geral mit ihren dichten Urwäldern wohl noch manches Geschöpf umschließen, das wir noch wenig oder gar nicht kennen, und wovon wir vielleicht erst in vielen Jahren sichere Nachrichten oder auch gar ein lebendes Exemplar zu sehen bekommen werden.

Unser Dienst erlaubte uns, wie gesagt, dergleichen Ausflüge, denn außer zwei Wachen, welche durch Officiere befehligt werden mußten, hatten wir fast gar nichts zu thun. Die eine dieser Wachen war in der Caserne, die andere in dem, von dem Präsidenten der Provinz bewohnten Palais, und neben dieser lekttern befand sich das Gefängniß derjenigen Soldaten, die man schwerer Verbrechen wegen in Haft genommen.

Ein Schauer überlief mich, da zum ersten Male die Reihe mich traf, diese Wache zu beziehen, und mir der abgelöste Officier die Namenliste der Verhafteten (es mochten ihrer etwa 50 bis 60 sein) nebst einer weitläufigen Relation ihrer Verbrechen einhändigte. Oben an prangte als würdiges Haupt dieser verruchten, eingekerkerten Bande ein des Brudermordes, Kirchenraubes und der Desertion in Kriegszeiten überwiesener Soldat der Miliz; dann folgten etwa zwanzig Namen hinter einander, bei denen allen als Randglosse das furchtbare Wort assassino (Meuchelmord) stand; Desertion in Kriegszeiten war noch das unbedeutendste Vergehen, das man auf dieser »schwarzen Liste« mit einem einfachen, rothen Kreuz bezeichnet fand. Da nun aber auch hierauf die Kugel steht, so hätte man, wenn man genau dem Buchstaben des Gesetzes folgen wollte, nichts Besseres thun können, als

die ganze Hekatombe dieser Teufelsbrut verdientermaßen vor ein, mit gut geladenen Gewehren wohl versehenes Bataillon führen und alle auf einmal niederschließen zu lassen. Aber in Brasilien ging man von dem alten Prinzip, von der Logikquadratur des leicht hingemalten Täuschungskreises aus, daß man der Menschen bedürfe, und da der Todte nun doch einmal nicht mehr wieder ins Leben zu rufen, noch zum Militärdienst zu zwingen stand, so würde man, wenn man durchgängig den Mörder zu der wohlverdienten, gesetzlichen Strafe verurtheilte — wenigstens meinten dies die Richter — zwei für einen verlieren, durch welche verwickelte Regula-de-tri-Rechnung nur ein unrichtiges Facit auf den Bulletin herauskäme, und des Kaiserthums Heeresgewalt bald durch gar begreifliche Brüche und Logarithmentafeln decimirt würde. Deshalb ist auch von allen diesen schweren Verbrechern kein einziger mit der Kugel, — die doch gewiß mit in diese mathematische Gesetzesformel gehörte — ja nicht einmal mit lebenslänglichem Gefängniß bestraft. Die Deserteure kamen mit einer tüchtigen Anzahl Hiebe, die Affasino's, und selbst der Brudermörder, je nachdem sie sich besser oder schlechter zu vertheidigen wußten, mit 2- bis 10jähriger Karrenstrafe davon. Ueberall giebt es Löcher in Brasilien's wie in Germanien's Morderngeschichte; — doch ist es dort eine zerrissene Mönchskutte, hier ein zerfekter, englisch reparirter Bettlerrock.

Unter den, meiner einstweiligen Obhut übergebenen Gefangenen befanden sich auch zwei Deutsche, die in Folge eines heftigen Streites den Wirth einer einsam gelegenen Wenda durch mehrere Stiche und Hiebe mit ihren Hirschfängern ermordet hatten. Natürlich bleibt dies stets ein großes, unsühnbares Verbrechen, doch läßt es sich immer noch eher entschuldigen, als irgend eines der übrigen Arrestanten; denn vorerst wa-

ren die Beiden durch die Grobheiten jenes, aus der Provinz Cisplatina gebürtigen Mannes, eines geschwornen Feindes des gesammten Kaiserreichs und dessen Vertheidiger, ja sogar eines öffentlich bekannten Spions der Republikaner, zu dieser unglückseligen That gereizt; dann hatten sie aber auch ihren ebenfalls bewaffneten Gegner doch wenigstens von vorn angegriffen und ihm nicht auf brasilianische Weise, durch nächtliches Halbdunkel geschützt, hinter irgend einer Ecke den Dolch ins Genick gestossen.

Der eine dieser Unglücklichen, ein nicht mehr junger Sergent, büßte späterhin seinen Fehltritt schon im Kerker, ohne daß es eines Richters bedurfte, ein Urtheil über ihn zu fällen. Beim Essen geräth er nämlich mit einem stämmigen Mulatten, dem bereits Gott weiß wie viel Morde auf dem Gewissen lagen, wegen einer unbedeutenden Kleinigkeit in heftigen Zank; der Mulatte, ein hitziger, durch lange Enthalttsamkeit noch doppelt zum Wahnsinn gereizter Mensch, springt vom Tisch auf, mit den gräßlichsten Flüchen und Schimpfworten um sich werfend, die ihm der Deutsche, obgleich Gefangener, noch immer auf sein Vorrecht als Sergent pochend, denn auch doppelt und dreifach zurückgiebt. Plötzlich steigt die Wuth dieses elenden Bastards von Neger und Europäer auf das Höchste; rasend reißt er ein kurzes, zweischneidiges Messer aus dem Busen und stößt es dem Deutschen, bevor dieser nur Zeit gefunden, durch einen Seitensprung die Gefahr von sich abzuwenden, so kräftig da in den Leib, wo Rippe an Hüfte grenzt, daß der Unglückliche auf der Stelle zu Boden sinkt, und bald darauf unter entsetzlichen Schmerzen seinen Geist aufgibt.

Der Officier der Wache, ein Landsmann des Ermordeten, stürmte gleich nach diesem tragischen Vorfalle

in das Gefängniß und entwaffnete gewaltsam den mit kaltem Blute dastehenden Bösewicht; da er aber recht wohl wußte, daß bei der großen Anzahl der Verbrechen, die bereits auf dem Mulatten lasteten, dessen Strafe dieser letztern Greuelthat wegen doch nur wenig oder gar nicht geschärft werden konnte, so richtete er ihn wenigstens mit der flachen Klinge so zu, daß der Kerl Wochen lang kein Glied am Leibe zu bewegen vermochte. — Solche Auftritte sind in diesem Lande, wo das Leben eines Menschen weit leichter auf die Wage fällt, als in Deutschland das eines Hundes, ganz etwas Gewöhnliches; besonders haben die Bewohner der nördlichen Provinzen Brasiliens, die mehr mit Negeren verschmolzen, wie die der südlichen, in dem edeln Banditenhandwerk eine Fertigkeit erlangt, wodurch sie alle übrigen Nationen weit hinter sich zurücklassen. Ein geringfügiger Wortwechsel, eine unbedeutende Beleidigung, eine oft nicht einmal gegründete Eifersucht, die wahnsinnigen Folgen des Kastenthums und Nationalstolzes, sind diesem Volke hinreichende Ursachen, meuchlings selbst denjenigen umzubringen, der früher vielleicht ihr bester Freund war, aber jetzt als Dissenter von ihrer Uberglaubensreligion abweicht; dennoch wird der Richter kein Todesurtheil über einen solchen Mörder auszusprechen wagen, wohl aber gar selbst einen Schwarzen oder Mulatten dazu dinge, seinen Feind durch einen wohlgeführten Messerstich schleunigst in die Ewigkeit zu befördern.

In der Cidade do Desterro fiel es nicht schwer, diesen hinter dicken, festen Mauern, wohlverschlossenen Thüren und starken Eisengittern eingekerkerten Verbrechern jede Möglichkeit zur Flucht abzuschneiden; doch auf dem Marsche, besonders während der Nacht, war dies gewiß keine leichte Aufgabe; denn bei der größten Vorsicht, der rastlosesten Wachsamkeit, und obgleich

diese, der Freiheit beraubten Individuen, in einen Haufen zusammengebrängt, rings von Schildwachen mit geladenen Gewehren umgeben, ihre weite, beschwerliche Pilgerfahrt vollbringen mußten, kam dennoch bisweilen der Fall vor, daß einzelne von ihnen entsprangen, — ja, als wolle ihnen der Generalquartiermeister das Weglaufen ordentlich erleichtern, wurde nicht selten ein Platz ganz in der Nähe des Waldes gewählt, wo die Hauptwache sich mit den Arrestanten zu lagern Ordre erhielt. Diese Letztern verabredeten sich nun, auf ein gegebenes Zeichen zugleich plötzlich aufzuspringen und nach allen vier Winden auseinander zu jagen; die ausgestellten Posten konnten doch unmöglich alle anhalten oder niederschießen, und wenn sie daher auch einige der Fliehenden tödteten, verwundeten oder einfingen, so kam doch fast immer die Mehrzahl glücklich davon. Besonders in der Nähe der feindlichen Grenze war jeder geborgen, sobald es ihm nur glückte, das Gehölz zu erreichen, und gewöhnlich mußten dann die Subalternen für die Fehler ihrer Vorgesetzten büßen. Hätte man dagegen, statt diese Wache von der Armee abzusondern und sie in die Nähe des Waldes zu postiren, ihr einen freien Platz im Centrum des Heeres angewiesen, so wäre den Gefangenen das Entweichen doch ohne Zweifel weit schwerer geworden, als bei dieser eben so leichtsinnigen, als vernunftwidrigen Einrichtung.

An allen diesen Unordnungen war wiederum die bekannte brasilianische Trägheit und Nachlässigkeit Schuld; denn der Herr General-Quartiermeister, viel zu sehr Sklave sinnlicher Luste und thierischer Bequemlichkeit, um selbst nachzusehen, beorderte zu dieser Inspection seinen Adjutanten, der dann in der selbstgefälligen Meinung, schon dadurch dem Vaterlande unendliche Dienste geleistet zu haben, wenn er den gan-

zen Tag über zu Pferde neben dem Heere herschlen-
derte, einen Sergenten oder Corporal hinschickte, dem
es oblag, ohne die geringsten militairischen Kenntnisse,
sowohl den Wachen, als auch häufig den Vorposten
ihre Plätze anzuweisen. In einem civilisirten Staate
ist ein solches Ereigniß unerhört, in Brasilien sind
aber, wie ich im Laufe dieser Erzählung schon hundert
Mal bewiesen, noch Mirakel möglich; — und wirklich
war es ein Mirakel, wenn während des Feldzuges im
Jahre 1828 die brasilianische Armee nicht einmal durch
eigne Unvorsichtigkeit und Vernachlässigung der aller-
gewöhnlichsten Sicherheitsmittel, überfallen und gänz-
lich aufgerieben ward; denn bei der genauen, den größ-
tentheils tüchtigen Feldherren der Argentina durch ihre
zahlreichen Spione über Alles, was die kaiserliche Ar-
mee betraf, stets zustehenden Kenntniß, muß man in
der That das Glück bewundern, das mit seinem Ar-
midaschilde unermüdlich diesen leichten coup de main
abwendete, der augenblicklich den langwierigen Krieg
entschieden hätte; wahrscheinlich trug die Furcht, als-
dann nothgedrungen mit unserer Infanterie, der einzi-
gen Waffengewalt, welche sie zurückschreckte, handge-
mein zu werden, hauptsächlich das Meiste dazu bei,
daß die Republikaner so manche gute Gelegenheit, uns
vielleicht mit einem Schlage gänzlich zu vernichten,
unbenutzt vorübergehen ließen.

Schon in einem frühern Capitel dieses Werkes
fand ich Gelegenheit zu bemerken, daß man auch bei
St. Catharina eine deutsche Colonie gegründet, und
diese bedarf hier wohl einer ausführlicheren Erwähnung.
Obgleich sie bei weitem nicht von dem Umfange, wie auch
hinsichtlich der Menschenzahl und des statistischen Ge-
wichtes viel unbedeutender ist, als die von St. Leo-
polde, so würden ihre Bewohner doch wahrscheinlich
unter die wohlhabendsten Unbauer der sämtlichen Co-

lonien zu rechnen sein, wenn ihnen das Gouvernement nicht, statt ihnen im Anfange thätig beizustehen, allerlei Schwierigkeiten in den Weg gelegt hätte. Bei Anlegung von St. Leopoldo und As Torres hatte man nämlich gar nicht auf den Charakter oder die Vermögensumstände der einzelnen Individuen gesehen; — waren doch zu jener Zeit selbst Mecklenburger Zuchthäusler mit offenen Armen aufgenommen —; wodurch natürlich der erste Keim zur gänzlichen Demoralisirung eines sehr großen Theiles dieser Menschenmasse gelegt wurde; die Colonisten von St. Catharina aber hatten sämmtlich die Ueberfahrtselder an den schon oft erwähnten Seelenverkäufer Schäffer in Hamburg bezahlt und langten auch nicht ganz unbemittelt in Brasilien an. Der Aufenthalt in dem, der Hauptstadt gegenüber liegenden Armaçãõ, so wie die Betrügeereien der von der Regierung angestellten Dolmetscher des Ministers Miranda, die den Fremdlingen für einige Piafter das beste Stück Land versprochen, ohne im Stande zu sein, noch so wenig dazu beizutragen, hatten nun freilich die Geldbeutel der Deutschen wohl etwas ausgeleert, doch blieb der Mehrzahl derselben noch immer genug übrig, um die ersten nothwendigen Einrichtungen damit treffen, und allenfalls ohne fremden Beistand ihre hülfsbedürftigen Gefährten unterstützen zu können.

Die ersten Transporte dieser Colonisten gingen endlich von Rio ab; bei ihrer Ankunft in St. Catharina mochte die Zahl dieser Verblendeten, Weiber und Kinder eingerechnet, sich etwa auf 800 belaufen; alle waren für ihren Stand recht sauber und anständig gekleidet, selbst an ihrem Betragen ließ sich anfangs durchaus nichts aussetzen, obgleich bereits eine große Unzufriedenheit über getauschte Hoffnungen unter ihnen obwaltete. Gewiß mußte es doch dem Gouvernement

höchst wichtig sein, diese Menschen so schnell als möglich an den Ort ihrer künftigen Bestimmung, sieben Meilen von der Sidade do Desterro abführen und ihnen sogleich ihre Ländereien anweisen zu lassen, damit die Arbeit ungesäumt ihren Anfang nehmen könne; aber da hieß es: »die Colonien seien noch nicht abgemessen, — was doch schon seit vielen Jahren so leicht zu bewerkstelligen gewesen — man müsse sich daher so lange in der Stadt aufhalten, bis der Feldmesser hiermit fertig sei;« und zu diesem Ende räumte man ihnen ein kaiserliches Gebäude ein, wo man sie wieder, wie früherhin auf den Schiffen, ohne Unterschied oder Schonung zusammenpackte. Hier lagen diese bedauernswerthen Heimathlosen nun 6 Monate lang und verzehrten währenddem nicht allein die wenigen Hülfs-gelder, die ihnen der Staat auch nur höchst selten und unregelmäßig verabfolgte, sondern setzten auch noch das wenige eigene Vermögen zu, ohne in der Hauptsache auch nur ihrem Ziele einen Schritt näher zu kommen. Schon dies Verfahren entmuthigte Viele und verleitete sie zu übermäßigem Genuß des Zuckerbranntweins, wodurch sie ihre Sorgen und Grillen zu vertreiben hofften. Momentan mochte zwar dieses Mittel probat sein, aber es kostete sie nicht allein die letzten in Deutschland erworbenen Thaler, sondern verursachte auch allerlei Ekel erregende Krankheiten, in deren Gefolge sich sehr bald der frühere Trübsinn mit verdoppelter Kraft wieder einstellte.

Nachdem das Geld fort war, wandelten die Kleidungsstücke denselben Weg, und bald sah man den größeren Theil dieser Unglücklichen, mit Lumpen behangen, mit Pestbeulen und Löchern in Armen und Beinen, mit Krätze behaftet, Gespenstern gleich durch die Straßen schleichen und vor den Thüren Almosen betteln. Welch schmerzhaftes Gefühl mußte dieser

Schreckensanblick nicht bei den andern Deutschen erregen, die in der kaiserlichen Armee angestellt, und beinahe sämmtlich nur von ihrem kargen Solde lebend, ihren unverschuldet leidenden Landsleuten mit bloßen Wünschen wenig oder gar nicht zu helfen vermochten!

Noch bevor die sechs endlosen Monate verflossen, die man jene Colonisten unthätig in der Cidade do Desterro zu verweilen zwang, war bereits die Armuth auf einen so hohen Gipfel gestiegen, daß viele Eltern, unfähig, ihre Kinder ferner zu erhalten, sie öffentlich ausboten und die herzlichste Freude empfanden, wenn sich nur irgend Jemand meldete, der ein rüstiges Mädchen oder einen muntern Jungen für bloße Kost zu sich zu nehmen erbot. Hin und wieder adoptirten auch wohl reiche brasilianische Familien kleinere deutsche Kinder, weil ihnen die hier ungewöhnlichen blauen Augen, die blonden Haare und der weiße Teint ausnehmend wohl gefielen, doch machten sie jedesmal dabei die strenge Bedingung, daß die Eltern aller ihrer Rechte auf den armen Kleinen für ewig entsagen mußten; — ja, oftmals durften diese nicht einmal ohne besondere Erlaubniß das Haus des Vaters besuchen, denn immer fürchteten die Brasilianer, daß Mutter Natur dereinst dem verwahrlosten, halb verwaisten Kinde die Mysterie verrathen möchte, wess Ursprungs es eigentlich sei, und daß dies, durch das mächtige Gefühl der Elternliebe getrieben, es vorziehen könnte, lieber die Armuth seiner wahren Verwandten zu theilen, als in dem reichen Hause seiner Erzieher das Gnadenbrot zu essen. Diese nur zu gerechte Vermuthung gewann allerdings an Wahrscheinlichkeit, je mehr man Gelegenheit hatte, sich zu sehen, zu sprechen und im Drange des Gefühles dem Herzen freien Lauf zu lassen.

Wie hart, wie drückend mußte diesen mannichfach gequälten Colonisten eine Bedingung werden, welche

nur die höchste Noth, die tiefste Armuth sie einzugehen zwang; — wie furchterlich ihnen der Gedanke erscheinen, daß ihr Kind, auf ewig von ihnen entfernt und entfremdet, nie die Sprache seines Vaterlandes erlernen und in seltsamen, ihnen verhaßten Sitten und Gebräuchen, ja in einer andern Religion auferzogen werde! Denn obgleich es, meinen Ansichten nach, ganz gleichgültig ist, ob sich der Christ zum lutherischen, reformirten oder römisch-katholischen Glauben bekennt, so steht es doch nicht zu erwarten, daß diese in einer gewissen Beschränktheit geborenen Menschen eine solche blasphemistische Meinung mit mir theilen sollten; ohne Unterlaß mußte sie das Bewußtsein quälen, daß einer ihrer Nachkommen in einer andern Religion aufwache, als in der, welcher ihre frommen Väter huldigten, und das Vorurtheil, das selbst in den gebildeten Theilen Europa's der Protestant gegen den Katholiken, und umgekehrt dieser gegen jenen hegt, keimte bei meinen Landsleuten in Brasilien, deren Mehrzahl bei weitem aus Lutheranern bestand, nur um so stärker fort, je mehr in der That die katholischen Pfaffen durch ihr freches Betragen Anlaß dazu gaben.

Berschlämmten diese privilegirten Tagediebe nicht an wohlbesetzten Tafeln das Sündengeld, das sie von ihren Beichtkindern und andern frommen Gläubigen schamlos erpreßt, oder zogen sie nicht mit ihren, durch hölzerne oder wächserne Puppen repräsentirten Heiligen in den Straßen der Stadt umher, — so durfte man nur die Kneipen und Benda's besuchen, um sie unter dem Hesen des Volks fluchend, buhlend und zechend anzutreffen. Wahrlich, ein gutes Vorbild für den Pöbel, wenn seine durch das Gouvernement vorgesezten Religionslehrer ihm auf solche Weise den Weg zur Seligkeit, zwar nicht in jenen unbekannten Gefilden,

doch hier auf Erden, durch eignes Vorgehen, zeigen.

Nicht allein auf uns Germanier, sondern auf die Brasilianer selbst machte das skandalöse Betragen der Pfaffen einen tiefen, unauslöschbaren Eindruck, so daß allmählig alle Achtung für diese Stellvertreter des Unsichtbaren wie für die Religion selbst sank. Auf solche Weise schmolz der Gottesdienst am Ende zu einem bloßen Ceremoniel ein, das nur dazu diente, den gestohlenen Glanz und den geraubten Glitter der Kirche prahlerisch vor den Augen der bethörten Gemeinde auszubreiten, welche sich denn auch wiederum nur deshalb dabei versammelte, um sich verlobte Rendezvous zu geben, und gegenseitig die leichtfertigsten Verabredungen zu treffen. Dicht neben einander hingekniet, lag oft solch ein Pärchen, dem Scheine nach in die tiefste Andacht versunken, während die profane Heilige heimlich die schlüpfrigsten, unanständigsten Conversationen führte und hinter dem Fächer durch Nicken und Winke dem schmachtenden Liebhaber die Stunde des Stellbucheins für kommende Nacht bezeichnete.

Fielen in dem Gotteshause selbst solche Scenen vor, wie viel ärger mußte es denn bei den Processionen, der einzigen Gelegenheit außer der Kirche, wo man sich ohne Aufsehn seiner Schönen nahen durfte, noch hergehn! Man kann sich nichts Lächerlicheres ersinnen, als diese feierlichen Umzüge in den Straßen, wobei nicht selten die vergoldeten, mit Bändern und Federn reich geschmückten, hölzernen Heiligen hoch zu Rossen daher stolzirten; Prinzen, Generäle, Minister, die Mitglieder des höheren Klerus zogen dicht hinter der Goldpuppe drein; dann folgte der lange Skorpionsschweif der weniger bedeutenden Pfaffen. Mag diese unsinnige Handlung auch an und für sich ein leerer

Tand, eine spekulative Sinnenverlockung, eine unnütze Geld- und Zeitverschwendung sein, so bleibt es doch immer eine Schuldigkeit der geringsten Diener der Kirche, sich bei solchen Gelegenheiten mit Würde und, wenigstens dem Aeußern nach, andächtig zu zeigen; aber gerade diese letztern waren es zuerst, die durch ihr freches Benehmen den ganzen Aufzug zu einem Puppenspiel und die Gläubigen unglaublich machten; denn mit unverschämten Blicken, mit der gar zu pantomimischen Miene alter Bekanntschaft und Vertraulichkeit wagte es dann die Clerisey zu den Balkonsfenstern der vornehmsten Damen aufzublicken, ja durch allerlei Gestikulationen und hingeworfene Kußhände die unschuldigsten Mädchen, die neugierig fromm von oben herabschauten, in die äußerste Verlegenheit zu setzen und in das Innere ihrer Gemächer zurückzutreiben. Dann erfolgte gewöhnlich ein so herzliches Gelächter, daß sich die wohlgenährten Kuttenträger, die Livreebediener des Himmelreichs, vor Kiesel den Wanst halten mußten.

Wenn solche Excesse in den größeren Städten ungestraft dahingingen, stand auf dem Lande, im Innern des Kaiserreichs, wohl noch weit weniger Decenz zu erwarten, weil von vorne her jegliche Inspection fehlte. Hier, wo man die Pfarrstellen und Vicariate fast nur durch rohe, ungebildete Eingeborne besetzte, welche sich außerdem alle, mehr oder weniger, mit ihrer Gemeinde in Familienverbindungen befanden, was ihnen natürlich den Zutritt in die Häuser ihrer Beichtkinder sehr erleichterte, hatten sie volle Gelegenheit, ihren geilen Begierden ungestörter fröhnen, wie auch schädlicher und einflußreicher auf ihre Umgebungen einwirken zu können. Daher kam es denn auch, daß man nicht selten bei einem wohlehrwürdigen Geistlichen fünf, sechs und mehr Kinder unter dem Titelblatte oder Inhalts-

verzeichnisse von Verwandten oder Findlingen umherlaufen sah, die aber meistens ihr Dasein einem Verbrechen verdankten, das selbst die nächsten Bande des Blutes nicht unverschont ließ. Wie mancher Eheimmel ward durch die Intriguen und Cabalen dieser geschorenen Tartüffe in eine wahre Hölle verwandelt, — wie viele tausend unschuldige Mädchen, die sich in frommer, naiver Andacht an ihren Padre wandten, um Ablass für die vermeintlichen Sünden zu erhalten, mußten aus dem Munde dieser Wölfe im Schafspelze Sachen hören, Sachen sehen, wovon ihr unverdorbenes Herz kaum je etwas geahnet!

Eben durch die Beichte, durch diese verrucht scharfsinnige Einrichtung, die schon so viel Unheil in der Welt gestiftet, gelangten die Pfaffen bald zur genauen Bekanntschaft mit den geheimsten Verhältnissen jedes Hauses ihres Sprengels, und konnten ungestört erst in aller Stille ihre Pläne schmieden und reiflich überlegen, bevor sie mit mathematisch theologischer Bosheit zur endlichen Ausführung schritten. Von dem flammenden Zorne des Himmels und den ewigen Qualen des Fegefeuers eingeschüchtert, verrieth die Gattin den Mann, die Tochter die Mutter, die Braut den Geliebten, und Alle erkaufte lieber mit Schande und Unehre eine nichtige Absolution, als daß sie den Fluch der göttlichen Gerichtsboten auf sich laden wollten. Der Teufel ist nicht langmüthig; er citirt nur ein Mal, und läßt sich nur ein Mal citiren; sein Schattenbild steht überall an der Wand, wo der Aberglaube Hütten baute, und nicht immer fürchtet er sich vor einem Tintenfasse.

So wohnte in St. Francisco de Paula eine mir persönlich bekannte Dame, wegen ihrer Schönheit eben so berühmt, als durch ihren tugendhaften Lebenswandel hochgeachtet. Der Vicario dieses Ortes, ein Mann

von etwa funfzig Jahren, scharfer Physiognomie und fast riesiger Natur, war der geschworene Feind ihres Hauses, und hatte bereits mehrmals Gelegenheit gesucht, ihr oder ihrer Familie Schaden zuzufügen und die Liebliche in den Augen der Mitbürger herabzusetzen. Allein die Achtung, in der sie stand, war zu allgemein und zu groß; alle Mühe des intriganten Pfaffen blieb lange Zeit vergebens; man erklärte sich den Haß des Ruttenträgers durch fehlgeschlagene Versuche auf die Tugend des schönen Weibes, und mochte wohl dabei den Nagel auf den Kopf getroffen haben. Alljährlich pflegte diese Dame einmal zur Beichte zu gehen, und auch jetzt wollte sie die ihr nothwendig dünkende, heilige Handlung verrichten. Bei ihrem Eintritt in die Kirche waren ziemlich viele Menschen versammelt; sie näherte sich indessen unbefangen dem Beichtstuhle und kniete vor dem verruchten Vicario nieder, ihm ihre eingebildeten Sünden zu gestehen. Dieser schien unter tausend Bekreuzigungen mehre verfängliche Fragen an sie zu richten, wobei ihm sichtbar mit jedem Augenblicke das dicke Blut stärker zu Kopfe stieg, bis daß er das Aussehen eines Puters im Monat Mai erhielt; die Unterredung dauerte indeß so ungewöhnlich lange und eifrig fort, daß es den Anwesenden unbegreiflich schien, wie die anerkannt brave Frau so viele Geheimnisse auf dem Herzen haben könne. Endlich schüttelte diese einige Male heftig das schöne, lockige Haupt; — da sprang der Pfaffe in die Höhe, sein Gesicht nahm die unangenehme Cardinalfarbe der gekochten Krebse an, und mit vernehmlicher Stimme rief er: »Senhora, Ihre Sünden sind so groß, daß ich Ihnen keine Absolution ertheilen kann!« — Alles Blut schien bei diesem Donnerworte in den Adern der Entsetzten erstarrt; Todtenblässe überzog das herrliche Madonnenantlitz; an allen

Gliedern zitternd, erhob sie sich langsam von dem gestickten Kniepolster, und schwankte, einer Ohnmacht nahe, durch die bestürzte Menge zur Kirchenthür hinaus.

Nie hat Donna Vincenza eingestanden, was jener eingefleischte Teufel mit ihr zu verhandeln gedachte; das Ehrgefühl mußte ihr dies wohl verbieten; — aber arg, sehr arg war es gewiß; denn selbst den Gatten bat sie mit Thränen trostloser, schuldbeufter Verzweiflung, ihr das furchtbare Geheimniß nicht gewaltsam entreißen zu wollen. Die wegen dieses anstößigen Vorfalles von vielen Seiten nach Rio de Janeiro eingesandten Klagen blieben entweder ganz ohne Wirkung, oder höchstens erhielt der Vicario einen schriftlichen Verweis; wenigstens erfuhr in St. Francisco de Paula Niemand, daß irgend eine Strafe über ihn verhängt worden.

Nach sechs im entsetzlichsten Jammer und Elend verlebten Monaten zeigte man also endlich jedem Colonisten von St. Catharina ein Stück Land zur Urbarmachung an; aber jetzt fehlte es den meisten dieser Irrgeleiteten nicht allein an Geld, um sich bei ihrer schweren Arbeit die nöthigen Nahrungsmittel zu verschaffen, sondern viele hatten sich auch schon gezwungen gesehen, ihr Acker- oder Handwerksgeräth zu verkaufen; erst nach langen Bitten, Klagen, Drohungen und Vorstellungen entschloß sich der Präsident, dem die Sorge und die Oberaufsicht über diese neue, wichtige Anpflanzung oblag, wieder einmal etwas von den rückständigen Hülfsgeldern auszahlen zu lassen. Schon damals empfanden jene Heimathlosen schmerzlich, wie nachtheilig ihr gezwungener Aufenthalt in der Cidade do Desterro auch für die Folge auf ihr weiteres Fortkommen wirkte; denn, hatten sie mit gutem Fug darauf gerechnet, daß die Unterstützun-

gen der Regierung, von dem Tage des Beginuens ihrer Arbeit an gerechnet, zwei volle Jahre fortbauern würden, so waren ja jetzt schon sechs Monate dahin geschwunden, für welche sie die Subsidien bereits empfangen, ohne daß sie auf den Ländereien irgend etwas hätten bestellen können.

Diese Aussicht schlug die Gemüther völlig darnieder. Mehre der Wohlhabenderen wären wohl gern in ihr fernes Vaterland zurückgekehrt, denn dazu reichte die Baarschaft vielleicht noch hin; aber die Furcht vor dem Gespötte ihrer Landsleute, zu denen sie, als einst Begüterte, jetzt mit leeren Händen zurückkehrten, und das unangenehme Gefühl, ihr ehemaliges Besizthum in fremden Händen zu sehen, ohne mit irgend einem Grad von Gewißheit die geringste Hoffnung zu hegen, es jemals wieder zu erlangen, hielt sie gewaltsam in dem ihnen bereits bis in den Tod verhaßten Lande zurück. Ein Verbannter vermag nie ein glücklicher Bürger zu werden.

So kam es, daß viele der Aermern doch noch zuerst kräftig die Hand ans Werk legten; denn, wollten sie nicht geradezu verhungern, mußten sie aus eigenem Antriebe noch doppelt und dreifach so viel vor sich bringen, wie der Negerflave unter der Peitsche; aber um sich doch einigermaßen gegen die drückende Sonnenhize zu schützen, entkleideten sie sich, des Klima's und seiner schädlichen Folgen ungewohnt, bei der Arbeit fast ganz, die unzähligen Moskiten und andere Ungezieferlegionen nicht achtend, die ihren nackten Körper förmlich belagerten. Mit Beulen und Schwülen bedeckt, von der Anstrengung des Tages bis zum Tode ermattet, kehrten sie nun Abends in ihre ärmlichen Hütten zurück, wo ihrer dann, als einzige Stärkung, ein Teller voll schwarzer, oftmals ohne Fett, bloß in Wasser abgekochter Bohnen wartete.

Das waren die Freuden des hochgepriesenen Suez-
welenlandes, des amerikanischen Palästina's, des neuen
historischen Eldorado's; so sollten sie die unermesslichen
Reichthümer erwerben, die, nach der heiligen Versiche-
rung gewissenloser Seelenverkäufer, dort des kühnen
Eigenthümers gewärtig, auf den Straßen herum-
lagen; auch wurden sogar die ihnen in Hamburg
oder Bremen gemachten schriftlichen Versprechungen
nur theilweise gehalten. So erhielten sie weder das
versprochene Vieh, noch die erste Aussaat, und ihre
Hütten mußten sie selbst oder wenigstens auf eigene
Kosten erbauen; die Vertheilung der Ländereien ge-
schah willkürlich, ohne Rücksicht auf die Anzahl der
Köpfe in den einzelnen Familien; der Eine erhielt
steinigen oder sandigen Boden, der Andere gar ein
Stück Urwald.

Ein zweiter großer Uebelstand lag darin, daß
durch die Regierung noch kein Inspector angestellt
war, weshalb denn auch Niemand eigentlich wußte,
wem es zustehe, vorkommende Streitigkeiten unter den
Colonisten durch einen Nachspruch zu schlichten. Wo
kein Richter ist, sucht natürlich ein Jeder sich selbst
bestens Recht zu verschaffen, — und so konnte es
denn nicht fehlen, daß durch die so oft gerügte Nach-
lässigkeit des kaiserlichen Gouvernements bald blutige
Händel und Streitigkeiten unter diesen wenigen Deut-
schen vorfielen, von denen man doch gewiß hätte er-
warten sollen, daß gleiche Schicksale, Sprache und
Sitten sie recht eng unter einander verbinden müßten.

Dieser letztere Mangel erforderte schleunige Ab-
hülfe; der Präsident sah sich deshalb nach einem
Manne um, dem er diesen wichtigen Posten anver-
trauen dürfe. Die Wahl schien schwer; denn gewiß
konnte man nur einen Menschen dazu gebrauchen,
dessen Ruf makellos, dessen Gerechtigkeitsliebe allge-

mein anerkannt, und dessen Ehrlichkeit erprobt war. Die portugiesischen Inspectoren der übrigen Colonien verdienten, besonders was den letzten Punkt anbelangt, nicht eben die besten Zeugnisse, auch konnten sie sich mit den Colonisten nicht gehörig, und nie durch freundschaftliche Unterredung verständlich machen; — man kam also auf die vernünftige Idee, dies beschwerliche Amt einem gebornen Deutschen zu übertragen. Sicherlich meinte der Präsident der Provinz es recht gut, als er diesen heroischen Entschluß faßte, auch jubelten alle Colonisten laut, sobald sie erfuhren, daß man einen tüchtigen, brauchbaren Mann aus dem Kreise ihrer in Brasilien anwesenden Landsleute zu wählen beabsichtige, den sie als ihren Vorgesetzten erster Instanz und Richter in kleineren Zwistigkeiten anzuerkennen hätten. Die Frage lautete jetzt nur noch dahin: wo derjenige in St. Catharina anzutreffen sei, der alle die oben erwähnten Eigenschaften in sich vereinige.

Man suchte und suchte; unter den Offizieren befand sich keiner, der seine vermeint glorreiche Carriere aufzugeben gedachte, um diese nicht ganz besonders gut besoldete Stelle zu übernehmen; den Colonisten fehlte es sämmtlich an den erforderlichen Kenntnissen, und deutsche Kaufleute gab es in St. Catharina gar nicht, — sondern höchstens ein paar Schwefelsteckenhändler, die ebenfalls von nichts, als ihrem hölzernen Handwerk wußten. So zerbrach man sich lange den Kopf, und da man, trotz aller Geistesanstrengung, doch nicht auf's Reine gelangte, wandte man sich endlich an den Commandanten des 27sten Jägerbataillons, Luiz Manoël de Jesus, von dem man erwartete, daß er als Chef einer deutschen Truppenabtheilung den Charakter meiner Landsleute am besten kenne.

Nun hatte aber etwa um diese Zeit ein Lieute-

nant unseres Corps, den in Hildesheim Jesuiten erzogen, als großer Meister der Verstellungskunst, durch manche verrätherische Rathschläge und fein gesponnene Intriguengewebe sich die Liebe seines Chefs in hohem Grade erworben, — welcher Cabalen wegen er auch von seinen Kameraden angeklagt, gestürzt und von der Regierung kassirt worden war. Schon als diese, dem Commandanten, Herrn von Tezus, ganz unbegreifliche und unerklärbare, doch höchst erfreuliche Ordre in der Cidade do Desterro ankam, hatte er seinem Favoriten das Versprechen gegeben, ihn niemals verlassen und, so viel es in seinen Kräften stehe, thätig unterstützen zu wollen. Jetzt schien ihm der erwünschte Zeitpunkt gekommen, auf eclatante Weise das leichtsinnig verpfändete Wort zu lösen, und demnach schlug er dies Subject, das, seinen Jesuitismus abgerechnet, noch für einen heimlichen Säufer und einen abgefeimten Betrüger galt, zum Zahlmeister und Oberaufseher der Colonie von St. Catharina vor. Der Präsident wußte zwar, daß man diesem Menschen erst kurz vorher, ohne Erklärung aller weiteren Gründe, den Abschied aus Militärdiensten in das Haus geschickt, zeigte sich aber schwach genug, den Lobeserhebungen des Commandanten Glauben beizumessen, und bestätigte den begünstigten Candidaten, ohne weitere Erkundigungen über ihn einzuziehen, in einem Posten, den der schlechteste aller Colonisten, wenn auch nicht mit derselben Klugheit, doch gewiß mit mehr Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit verwaltet hätte.

Dies war also der Mann, dem man in so mancher Hinsicht das Wohl und Wehe von achthundert Pflanzern in die Hände gab, der ihre Prozesse schlichtete und die Subsidien vertheilen sollte. Ich hatte mit ihm einige Jahre in demselben Bataillon gedient, und lernte so seinen Charakter ziemlich genau

kennen; daher darf ich wohl dreist behaupten, daß zwei bis drei Piaſter ſchon hinreichten, ihn für eine der ſtreitigen Parteien zu gewinnen, — hatte er doch früher ſchon, ohne durch Geld oder Gut beſtochen zu ſein, Sachen bezeugt, von denen er gar nichts wußte, und nichts wiſſen konnte. Dieſer Menſch iſt der einzige Jeſuit, mit dem ich je in meinem Leben durch meine Dienſtverhältniſſe in nähere Berührung kam; aber wahrhaftig, wenn alle die ſaubern Brüder der babylonischen Geſellſchaft Jeſu auf dieſen arten, ſo ſollte jeder rechtliche Mann das Schwert ergreifen, um ſie von dem Erdball zu vertilgen, und ihre Klöſter in Flammen aufgehen zu laſſen.

Den Antritt ſeines Amtes feierte der zum Inſpector metamorphoſirte, abgedankte Lieutenant ſchon durch eine Heldenthät, die ihm von vorn her den Haß ſämmtlicher Colonisten zuzog. Ein armer Bauer ſtellte nämlich den ſchwindſüchtigen Heuchler wegen einer Ungerechtigkeit, wahrſcheinlich in Betreff vorenthaltener Gelder, vielleicht etwas derb zur Rede, und dieß empörte den Hochmuth jenes verzogenen Zöglingſ eines deutſchen Jeſuitercollegiums ſo ſehr, daß er in voller Wuth die roſtige Klinge zog und dem Wehrloſen den Daumen der rechten Hand abhieb. Wer hätte wohl einem infam kaſſirten Männlein ſolche Courage zugetraut, auf deſſen Klinge früher die Worte ſtanden: »Du ſollſt nicht tödten!« Aber er war betrunken.

Vielleicht wäre es dem kleinen Tyrannen in der That gelungen, durch ſolche und ähnliche Beweiſe ſeiner Tapferkeit die unerfahrenen Pflanzler dermaßen einzuschüchtern, daß Niemand mehr gewagt, ſich ſeiner Autorität zu widerſetzen; aber da zog leider plötzlich für ſeinen Protektor, den Präſidenten der Provinz, und mithin auch für ihn, eine gewitterschwangere

Wolke am ewig trüben Firmamente des Hofes zu Rio de Janeiro auf. Der illustrissimo et excellentissimo Senhor Presidente sah sich Knall und Fall nach der Hauptstadt berufen, um wegen der ihm anvertrauten Verwaltung, sowohl der Gerechtigkeit, als auch der öffentlichen Kassen in der Provinz St. Catharina, auf Heller und Pfennig Rechenschaft zu geben. Mit dessen wohlverdientem Sturze sanken auch seine Günstlinge, worunter vor Allen unser jesuitischer Favorit. Hatte man früherhin auf der Colonie bei der Wahl eines deutschen Inspectors gejubelt, so war die Freude jetzt grenzenlos, als man seine schmachvolle Absetzung erfuhr.

Dies Interregnum vaterländischer Despotie erfreute sich also keines langen Bestandes; schon nach drei Monaten mußte der verzagte Wütherich das Feld räumen und in einer fernen Gegend einen sichern Zufluchtsort suchen; denn das Glück lächelte ihm nicht so unverschämt hold, wie seinem Ordensbruder in Paraguay, dem berühmten Majestätsdoctor Francia, der ohne andere Hülfsmittel, als die der Klugheit und der Zeitumstände, ein großes, bedeutendes Reich an sich riß, und auf den Trümmern der Jesuitentheokratie einen neuen, gewaltigen Staat gründete, — während dieser Despot in Miniatur nicht einmal seine Macht über 800 Köpfe, wovon Dreiviertel Weiber und Kinder, festzustellen vermochte. Von diesem Joche waren die Colonisten nun zwar erlöst, aber mit der Erlösung mußte auch die frühere Unordnung wieder eintreten.

Da reiste endlich ein anderer Präsident von der Hauptstadt nach St. Catharina ab, und von Neuem belebten sich die erloschenen Hoffnungen der heimathlosen Fremdlinge. Er brachte Geld für das Militair, Geld für die Pflanzter mit, genoß den Ruf eines

rechtschaffenen und einsichtsvollen Mannes, und war überdem dafür bekannt, daß er gern half, wo es nur in seinen Kräften stand. Aber eben an diesen Kräften fehlte es. Die mitgebrachten spanischen und brasilianischen Piaſter mußten ſo ſchnell als möglich unter die Truppen vertheilt werden, damit man wenigſtens dieſe damals ſehr bedeutende Force, die mit den Waffen in der Hand den Autoritäten gegenüber ſtand, von Exceſſen, wie die in Rio de Janeiro und St. Francisco de Paula verübten, abhielt; ſomit blieb denn wiederum für die armen Colonisten wenig oder gar nichts von jenen Subſidien übrig. An die Ernennung eines andern Inſpectors konnte man auch nicht ſogleich denken, indem ſich der Präſident gleich bei ſeiner Ankunft dermaßen mit Forderungen und Bittſchriften überladen ſah, daß ihm kaum Zeit blieb, durch ein kurzes Ja oder Nein eine Reſolution auf alle die Suppliken zu geben, die ſich in wenigen Wochen zu ganzen Ballen im Palais anhäuften. Wurde nun der erſte Staatsbeamte der Provinz St. Catharina von Seiten der Brazilianer auf dieſe übertriebene Weiſe mit Bitten beſtürmt, ſo ermangelten die deutſchen Pflanzer nicht, durch ihre Prozeßwuth ihm ebenfalls unſägliche Arbeiten auf den Hals zubürden; denn oft waren bei dieſen einige Schuh Landes in dieſem ungeheuren Reiche, wo es doch gewiß nicht an Terrain fehlte, hinreichender Grund, den Nachbar gerichtlich zu beſorgen.

Es ſcheint beinahe in dem Nationalcharakter der Deutſchen feſt begründet zu liegen, daß ſie ſich ungemein gern in Rechtshandel miſchen; woher es denn auch wohl kommt, daß in der Welt nirgends ſo viele, und mitunter ſo gute Advocaten zu finden, als eben bei uns. Ob dieſes für das allgemeine Beſte vortheilhaft, ob es nachtheilig iſt, will ich dahin geſtellt ſein

lassen; so viel bleibt aber gewiß, daß man in Frankreich — denn von Brasilien will ich nicht reden — einen Juristen antrifft, wenn in Deutschland in einem gleich großen Dertchen wenigstens ihrer vier existiren; und trotz dieses großen, hinsichtlich der Anzahl von Rechtsgelehrten obwaltenden Unterschiedes, werden dort alle Klagen eben so schnell und noch schneller entschieden, als hier; folglich müssen deren jedenfalls weniger vorkommen, wie bei uns. Aus welchem Grunde? wird man hier fragen; — sollte man denn in Frankreich weniger sanguinischen Temperaments sein, als in Deutschland? Keineswegs; — aber dort fällt durch einen löblichen Nationalstolz die Zahl der Injurienprozesse weg, ohne welche hier zu Lande gar mancher Advocat ein schlechtes Auskommen fände. Entschlossenheit und Raschheit sind hervorstechende Züge im Charakter des Franzosen; ihm scheint es viel zu langsam, sich an eine Behörde zu wenden und seine Angelegenheiten dem Schnecken gange der Justiz zu überlassen; so schnell als möglich muß der Streit entschieden, die Beleidigung gerächt werden; Pistolen, Degen oder im Nothfall die Fäuste vertreten ihm jeden Richter, weil sie in wenigen Minuten das Urtheil fällen; — dort möchten also mehr Chirurgen, hier mehr Juristen nöthig sein.

Als endlich der neue Präsident einsah, daß er trotz seines guten Willens für die Colonie doch nur sehr wenig zu thun vermöge, kümmerte er sich am Ende gar nicht mehr darum, und ließ wieder Alles den alten Schlendrian fortgehen, — und da ich meinen guten Landsleuten in der Provinz St. Catharina auch nicht thätig helfen kann, so kehre ich zur Erzählung meiner eigenen Erlebnisse zurück, und erwähne nur noch, daß für die Zukunft weder das Kaiserthum, noch die Pflanzler sich große Vortheile von dieser Co-

lonie versprechen dürfen; denn wo man den Grund auf lockern Sand legte, wird das Gebäude gewiß nicht von Dauer sein.

Nach einigen Monaten des Hoffens und Harrens, während welcher Zeit ich bald mit froher Sehnsucht, bald mit trübsinniger Aengstlichkeit dem Befehle, der mich nach Rio de Janeiro rufen sollte, entgegen gesehen, erfuhr ich erst durch Briefe und Zeitungen, und dann durch eine Spezialordre des Kriegsministeriums, daß mein Wunsch erfüllt und meine Versetzung bestimmt sei. Ich sollte nur noch in der Cidade do Desterro die Ankunft des zweiten deutschen Grenadierbataillons abwarten, das man damals von Pernambuco hieher verlegte, um dann nebst einem andern Offizier und 60 Soldaten auf denselben Fahrzeugen zur Hauptstadt abzugehen, womit das erwähnte Bataillon nach St. Catharina kommen müsse.

Erwartungsvoll stand ich von diesem Tage an oft ganze Stunden lang am Fenster, unverwandten Blickes nach dem störrigen Telegraphen hinauf starrend, der den Neugierigen die Ankunft der Schiffe schon halbe Tage lang vorher verkündet, — aber meine Geduld sollte erst noch etwas auf die Probe gestellt werden; so fleißig auch die Schenkel des Fernschreibers arbeiteten, immer noch wollte er kein brasilianisches Transportschiff signalisiren. Da lief endlich die sichere Nachricht ein, daß das Bataillon in Pernambuco, seit mehr denn einer Woche eingeschifft, vielleicht schon jetzt vor dem Hafen von St. Catharina ankere. Nun schien es hohe Zeit, den Anfang mit einer Arbeit zu machen, wozu ich mich in meinem ganzen Leben immer nur höchst ungern entschlossen, nämlich eine Anzahl von Congévisiten in Galla abzustatten. Die stets repetirten Worte: wie sehr man bedaure, daß

ich die schöne Insel verlassen wolle, wurden mir um so lästiger, je weniger ich ein Freund von Wiederholungen bin. Aus dem Munde eines hübschen Mädchens klingt zwar so etwas recht lieblich, und willig läßt man es sich zehn Mal hinter einander sagen, wenn ein Kuß bestätigt, was das Wort andeutet; dieselben Versicherungen aber, von den Großmüttern, Gevatterinnen und alten Tanten gegeben, gewinnen mit der Zeit etwas erschrecklich Langweiliges. Leider ist dies nun einmal so im gesellschaftlichen Leben; will man ein freundliches Wörtchen von der Tochter erhalten, so darf man sich nicht scheuen, den Alten ein Compliment zu machen.

Eines Abends, als ich mich auch so im Kreise einer mir sehr lieben, unvergeßlichen Familie befand, und eben wieder das alte Jeremiadencapitel von der nahen Abreise nach Rio de Janeiro verhandelte, erscholl plötzlich aus weiter Ferne der dumpfe Wirbel der Trommeln. Dies mußte das anmarschirende zweite Grenadierbataillon sein; denn in der Stadt lagen nur Jäger, — die folglich Hornisten, und keine Tambours hatten. Ohne weitem Abschied zu nehmen, war ich mit einem Sage zur Thür hinaus, und eilte wie wahnsinnig dem immer näher kommenden kriegerrischen Rufe entgegen, um auf der Stelle Gewißheit zu erlangen.

Sie waren es; ich erkannte die alten Kameraden aus Rio de Janeiro wieder. Mit wahrer, herzlicher Innigkeit feierten wir die Scene des ersten Wiedersehens; eine Umarmung, ein herzlicher, treuer Händedruck versiegelte nach guter, derb deutscher Art den Bund der Freundschaft auf's Neue. Kaum waren den Soldaten die Quartiere angewiesen, als ihre Offiziere sich auch schon durch uns förmlich entführt

sahen; jeder wollte einen Collegen, einen Freund oder einen Landsmann beherbergen und bewirthen; das Gouvernement brauchte diesmal nicht für Wohnungen zu sorgen.

Ich griff sogleich nach einem Duzbruder, dem Lieutenant Soltau, der, wie ich, in Braunschweig geboren und erzogen, mir am nächsten stand, und führte ihn im Triumphe in meine Junggesellen-Wohnung ein, welche, hoch auf einem Berge gelegen, die reizendste Aussicht über Stadt und Hafen gewährte. Erst nachdem sich die Herzen durch Erzählung der lezt erlebten Abenteuer und Tagesbegebenheiten ein wenig Luft gemacht, fiel es mir ein, daß es nun doch wohl Zeit sei, den Freund auf einige Augenblicke allein zu lassen, damit er es sich ungestört bequem machen, ich aber meinen noch schuldigen Abschied bei der erwähnten Familie nehmen könne. Also stieg ich die sanfte Anhöhe hinunter, und näherte mich wiederum dem bewußten Hause mit klopfender Brust. Noch ziemlich weit von meinem einstweiligen Ziele entfernt, tönte mir schon Gesang entgegen, und Gesang ist gewöhnlich ein Vorbote der Freude. Dies begriff ich in meiner Satyrmelancholie zu gut, und der schwarze Dämon des Mißtrauens flüsterte mir unbewußt ins Ohr: »Vielleicht ist deine Abreise diesen Leuten sehr willkommen.« Wie schnell waren jedoch die krausen Falten der Stirne geschlichtet, als ich beim Nähertreten die Worte und den Sinn des Liedes vernahm! Es war ein Lebewohl, ein Lebewohl auf ewig, in gutem portugiesischem Dialekt und mit reiner Stimme vorgetragen. Schwerer denn je fiel es mir jetzt auf's Herz, daß ich St. Catharina verlassen sollte, und ohne eigentlich zu wissen, welche Centnerlast es auf meine Brust wälzte, entschlüpfen mir die eben gestohlenen Worte:

„Sind es meine eignen Thränen,
Die ich leise rinnen hör' ?
Oder gehst du, Liebe, wirklich
Weinend neben mir einher?“

„Doch wenn ich den Sieg genieße,
Fehlt das Beste mir dabei.
Ist es die verschwund'ne süße,
Blöde Zugeseselei?“

„Satan sah dem zu und lachte:
Ei, der Herr copirt sich selber!
Nach dem Bilde seiner Dämonen
Macht er noch am Ende Kälber.“

Rasch trat ich in das Haus, wo man mich freudig empfing; man fragte und erfuhr, daß wirklich das längst erwartete Bataillon angekommen, und meine Abreise, wie ein zudringlicher Better, dicht vor der Thüre sei. »Nun, so müssen wir uns nicht die letzten Augenblicke durch unzeitige Trauer verbittern,« rief die ganze Familie, und forderte einstimmig die melancholische Sängerin, Donna Theodosia XI. *), dazu auf, irgend ein munteres Stückchen zu singen. Sie sang, aber sie sang eine wild dithyrambische Arie, die mir das Abschiednehmen noch unendlich erschwerte; denn wenngleich die Melodie sehr von der heimathlichen Tonkunst abwich, so war der Text doch ungefähr derselbe, wie in dem bekannten deutschen Liede:

„Im Arm der Liebe ruht sich's wohl!“

Sa wohl, dachte ich, nirgends auf der Welt besser; aber: »es kann ja nicht immer so bleiben.« Was halfen hier alle meine Wünsche? Die strenge Dienstpflicht rief mich von hinnen; in aller Eile wollte die wenige Habe zusammengepackt, ein schneller, thränen-

*) Hier steht nur die römische Zahl, damit man die Nummer meiner Königinnen nicht vergißt.

voller Abschied genommen, und jede Anstalt zu einer baldigen Abreise getroffen sein.

Bald darauf kam der bestimmte Befehl zu unserer Einschiffung; sechzig der besten Soldaten des 27sten Jägerbataillons wurden schnell ausgesucht, den erst seit Kurzem aus Europa angekommenen Rekruten des deutschen Füsilierbataillons als Muster zu dienen. Luiz Manoël de Jezus, der hochmüthige, zweideutig doppelzüngige Portugiese, fiel jetzt plötzlich, wie ein furchtsamer Comödiant, aus seiner früher gespielten Rolle; der gegen Erd' und Himmel Unheil brütende Gigant, der stets in der egoistischen Meinung gestanden, seine Untergebenen durchaus willkürlich und despotisch behandeln zu dürfen, schmolz, wie Faust von den Geistern gefangen, auf ein Mal zum kleinen, spinnenartigen Zwerglein zusammen, das bittend, flehend und füßekreuzend die begangenen Fehler gut zu machen strebte, weil er wohl wußte, daß wir geraden Weges zur Kaiserstadt abreisten, wo es nicht an Gelegenheit fehlte, ihm einen bösen Streich zu spielen. Das Auge mit gleißnerischen Krokodilsthänen gefüllt, begleitete er uns mit der rauschenden Janitscharenmusik des Bataillons bis an Bord der Schiffe, wo unserer bereits die Kameraden harreten, nahm nochmals einen sehr rührenden Abschied, drückte dann seinen abgeschabten, ausgedienten *Chapeau à trois cornes*, unter dem schon seit langen Jahren viel mehr als drei Hörner fröhlich hervorstachelten, tief in das geschminkte Gesicht, und machte sich eiligst aus dem Staube.

Der Staub bildet überall Firmament und Fata Morgana, wo es an Luft, Zug, Frühling und Wasferhosen fehlt; — Brasilien ist die Kustkammer des Staubes.

Sechzehntes Capitel.

Reise nach Rio de Janeiro. — Die Surujúba und das Leben darauf. — Der englische Prediger in Bota fogo. — Brittischer Stolz. — Barbacena's Villa. — Das Treiben der deutschen Soldaten in Praia vermelha. — Der heirathslustige Kaiser und seine zweite Ehe. — Amalie Beauharnois.

Wiederum hatte ich mich also dem salzigen Elemente, dem Schutze des Meergottes anvertraut, ohne rufen zu dürfen: »Quos ego!« — und erwartete nun mit immer steigender Unruhe, daß das Signal zum Lichten der Anker ertönte. Ich vermochte den Anblick des lieblichen, gleich einer verführerischen Syrene dicht vor mir liegenden Städtchens nicht länger zu ertragen; denn eine unsichtbare Macht schien mich gewaltsam von dem Schiffe hinwegreißen und wider meinen Willen dem theuren Eilande abermals zuführen zu wollen. Nur mit Anstrengung erwehrte ich mich der aufwallenden Gefühle meines Herzens, und unterdrückte den Wunsch, heimlich noch einmal das Land und Donna Theodosia zu besuchen. Was wäre mir auch damit gedient gewesen? — geschieden mußte ja doch sein, und dann war das Lebewohl vielleicht noch weit trauriger, weit schwerer, weit schmerzlicher; — Trennung muß sein, aber Abschied nicht.

Ich blieb also ruhig am Bord; doch wollten sich die Augen während der langen Nacht kaum auf einige Minuten schließen; denn, wie der Mondsüchtige nicht in seinem Schlafzimmer verweilt, und das höchste Dach des Hauses dem weichen Bette vorzieht, so konnte auch ich nicht in der Kajüte länger aushalten; ich stürzte auf das Verdeck, um noch einmal, in stillen Betrachtungen über die lebt verlebten glücklichen Monate, die herrliche, ins Unendliche ausgedehnte Landschaft zu überschauen.

Die Nacht war hell und klar, des Mondes silberne Scheibe blickte so freundlich, schuldberauscht vom blauen, unbewölkten Himmel hernieder, daß ich deutlich jedes Häuschen in der Stadt unterschied. »Also noch einmal, und dann vielleicht in diesem Leben nie wieder, soll ich dich sehen, anmuthige Insel, Garten von Brasilien!« dachte ich bei mir, und dankte im Stillen dem glänzenden Gestirn, daß es mir zu guter Letzt mein verlorenes Paradies so hell erleuchtete.

Allmählich röthete sich im Osten der Horizont; ein Kanonenschuß donnerte durch die Lüfte, den nahen Anbruch des Tages verkündend; hundertfach prallte das Echo von den gigantischen Bergmassen zurück, und einige Secunden später tauchte die Spenderin alles Lichtes und Lebens, in ihren Purpurmantel gehüllt, aus den Fluthen des unendlichen Oceans auf. Der ganze Himmel schien plötzlich in Flammen zu glühen, der Rand der Gebirge strahlte in goldenem Widerschein; das rege Leben in der nahen Stadt, sowie in den dunkeln, sie umgebenden Wäldern, verkündete, daß sich die Schläfer so eben den Armen des Scheintodes entwunden. Auch auf unserem Schiffe war Alles in Bewegung, die Bote wurden aufgewunden und alle Anstalten zum Lichten der Anker gemacht; denn noch denselben Morgen sollte die Fahrt vor sich gehen. Ein zweiter Kanonenschuß gab endlich das Signal zur Abreise; weiter und weiter entfernten sich Stadt und Land, Haus und Hügel; je näher der Ausfahrt des Hafens, desto stärker schwoll der Wind an, und desto undeutlicher zeigten sich die grauen Umrisse der tausend verschiedenen Gegenstände; mehr und mehr entschwand die Insel den spähenden Blicken, bis sie endlich ganz in den schäumenden Wellstrom versank.

Da saß ich nun wieder in einem in Seewasser eingepöckelten, kolossalen Kasten, die »Turujoba« genannt, und schwamm abermals, ein irrender Ulysses, auf dem unsichern Elemente herum. Warum hier eine lange Odyssee? Mein erstes und mir auch wohl am nächsten liegendes Geschäft bestand in der Befichtigung der Gegenstände und Wesen, die mich auf meiner Reise umgeben sollten. Tritt man doch, sobald man den Fuß an Bord eines Schiffes gesetzt, in ein ganz anderes, fremdes Leben hinein, und muß es doch jedem Menschen die erste Sorge sein, sobald er seine Lage verändert sieht, sich mit seiner neuen Situation so gut als möglich bekannt zu machen. Besonders ist dies auf dem Meere nothwendig, wo man nicht selten mit ungebildeten, rohen Seeleuten zusammen trifft, von denen der Passagier, wenn er auch seine Fahrt in guten, vollwichtigen Louisd'or bezahlt, sich doch immer auf eine gewisse Art abhängig macht, und wo man, einmal im Segeln begriffen, dem tollkühnen Fuhrmanne kein »Halt!« mehr zurufen kann. Der Wunsch, sich mitzutheilen, mit den wenigen uns umgebenden Gefährten für die Reise in Harmonie zu leben, macht, daß wir lieber die oft übertrieben tölpelhaften Aeußerungen eines Capitains oder Steuer-mannes unbeachtet lassen, und gern die bittere Pille verschlucken, um nur nicht in die unangenehmsten Händel zu gerathen. Was hülfte es auch, sich mit einem Manne zu streiten, der, so lange das Fahrzeug auf dem Meere schwankt, als souverainer Herr darauf dominirt, und der dem Passagier bei jeder Gelegenheit die Worte: »Ich bin König auf meinem Schiffe!« — wie der Apotheker dem mit Kopfschmerz geplagten Bauer seinen Spiritus salis ammoniaci — unter die Nase hält?

Mein erstes Augenmerk war auf das Schiff selbst

gerichtet; ich untersuchte, so viel ich davon verstand, dessen Brauchbarkeit und innere Einrichtung. Weder die eine, noch die andere entsprach meinen Erwartungen; denn das unförmliche Gebäude, ein Astermodell der Arche Noahs, schien in sehr zerbrechlichem Zustande und, seiner Bauart nach, ein schlechter Segler zu sein; auch hatte man, trotz des bedeutenden Umfanges, kaum für die nothwendigsten Bequemlichkeiten gesorgt. Den Schiffsoffizieren waren kleine, erbärmliche Löcher angewiesen, wo kaum das Bette Platz fand, und die eher einem Kleiderschranke, als der Kajüte eines Gentleman glichen. Das waren an und für sich schon nicht die tröstlichsten Entdeckungen; doch blieb mir noch immer Vieles zu bemerken übrig, woraus ich bald ersah, daß die ganze Reise mit tausend Unannehmlichkeiten verknüpft sein würde.

Es liegt im menschlichen Charakter, daß man gern von der Schale auf den Kern schließt; — nach dem saubern Anzuge einer Dame beurtheilt man nur gar zu oft die innere Einrichtung ihres Haushaltes; ein vollkommen logischer Schluß, wenn er sich auch im alltäglichen Leben nicht immer verwirklicht! Diesmal aber irrte ich mich nicht in meinen Folgerungen; denn wie das Schiff, so die Besatzung. Schmutz und Unordnung stachen allenthalben hervor, zwei Dinge, die man wohl nirgends sorgfältiger vermeiden mußte, als auf einem Kriegs- oder Transportschiffe. Ein Engländer oder Holländer — die beide so außerordentlich viel auf Reinlichkeit und gute Mannszucht am Bord halten — würde sich mit Entsetzen von diesem Anblicke hinweg gewandt, oder höchstens mit der Miene mitleidigen Hohnes die ausgehungerten, zerlumpten Gestalten betrachtet haben, die hier mit unerschütterlicher Festigkeit dem Toben eines Orkans

und dem stürmenden Drange der Wogen Trotz bieten sollten.

Der Capitain, ein Mann hoch in den Sechzigern, war seiner Meinung nach der erste Seemann seiner Zeit, und schien nichts mehr zu bedauern, als daß Nelson bereits von der großen Wasserbühne abgetreten, weil es ihm nun an Gelegenheit fehle, dem brittischen Helden sein persönliches Uebergewicht zu zeigen; die Schiffsoffiziere versicherten aber, daß er ein Dummkopf erster Klasse sei, der von der Nautik so viel verstehe, als der Esel vom Lautenschlagen; und daß jene in ihrem Berichte nicht so ganz Unrecht haben mochten, erfah ich sogleich, als ich Einiges aus der Biographie ihres altersschwachen Commandanten erfuhr.

Er hatte weder eine ordentliche Marineschule besucht, noch früher auf irgend einem Kriegsschiffe gedient, sondern war nur auf kleinen, mit Speck, alten Brettern u. dgl. beladenen Kauffahrteischiffen von einem Hafen des Kaiserreichs zum andern gefahren, — Reisen, die man allenfalls ohne Octant und Compaß, ohne Unfall zurücklegt, da die Küste beständig im Gesichte bleibt. Von Rio grande bis Rio de Janeiro war überdem seine weiteste Strecke gewesen; eine Strecke, wo keine Felsen oder Bänke zu befürchten.

Vor dem Hafen von Santos hatte er einst ein zufälliges, ihm gewiß nicht erfreuliches Rencontre mit dem feindlichen General Brown gehabt, und dieser feste Seeabenteurer, dem auch die kleineren Fahrzeuge einer Heze werth dünkten, machte unverzüglich Jagd auf ihn. In der größten Seelenangst gab der Capitain seinen Leuten Befehl, die einzige an Bord befindliche Kanone auf den furchtbaren Haifisch abzufeuern, der bereits aus unbedeutender Entfernung seine Verderben drohenden Zähne wies; die Kugel traf und

richtete einige Verwüstung in dem Tauwerk des Verfolgers an. Ob dieser unerwartete Widerstand zu überraschend kam, oder ob sonst irgend eine Unordnung auf dem feindlichen Schiffe vorfiel, kann ich nicht verrathen, — kurz, unser Capitain gewann Zeit genug, um glücklich in den Hafen von Santos hineinzuschlüpfen. Hier wurde die unerhörte Helbenthat tausendfach vergrößert, gehörig ausposaunt, und die gläubigen Seelen des genannten Städtchens ließen zu Ehren der tapfern Mannschaft einige Pfund Pulver verplagen. Klüglich benutzte unser glücklicher Schiffer diese Gelegenheit, sich auch in Rio de Janeiro einen Namen mit Goldbuchstaben zu verschaffen; er ließ sich durch mehre der vornehmsten Einwohner ein Attestat ausfertigen, worin diese bezeugten, daß er: durch die Geißel der brasilianischen Marine, den Admiral Brown, angegriffen, sich mit diesem eine Zeit lang herumgeschlagen, und gegen ihn so geschickt und so glücklich manövriert habe, bis es ihm gelungen, dem Feinde beträchtlichen Schaden zuzufügen, und trotz des heftigen Feuers der Argentinier, ungefährdet in den Hafen von Santos einzulaufen. Diesmal hatten die Offiziere gewiß Unrecht, wenn sie ihren Capitain einen Dummkopf nannten; denn, mit diesem Atteste versehen, begab sich derselbe nach Rio de Janeiro, wo ihn der Kaiser in einem Anfälle von Großmuth sogleich zum Capitain der Turujuba ernannte. Liebte doch Dom Pedro überhaupt, bisweilen Menschen aus dem Staube hervorzuziehen und sie plötzlich auf hohe Posten im Staate zu stellen; vielleicht hatte er sich auch hierin den großen Kaiser der Franzosen zum Muster genommen, der, ohne Unterschied der Person, nur das Verdienst belohnte; — wäre er nur dem erhabenen Vorbilde doch auch in so mancher andern Hinsicht gefolgt!

Nicht viel Rühmlicheres kann ich über den ersten Lieutenant dieser Arche Noahs sagen. Geschickter war er allerdings, als der Capitain, aber dabei ein Grobian sonder Gleichen, und Intrigant von Profession. Seine Untergebenen haßten und scheuten ihn wie die Erbsünde; doch wagte keiner, sein anmaßendens Betragen offen zu tadeln, oder auch nur auf die unziemlichen Zurechtweisungen und derben Matrosenflüche des Vorgesetzten etwas zu erwidern; denn sogar der alte Capitain, der ihn über die Maßen fürchtete, lag so demüthig fromm unter seinen Klauen, wie ein vom Geier gepacktes Lämmchen, daß man sich durch ihn keine Satisfaction versprechen durfte. Die übrigen Offiziere waren hingegen junge, unerfahrene Leute, denen der Schlaf über Alles zu gehen schien; — sobald es der Dienst irgend erlaubte, lagen sie auf ihren Betten, rauchten Papierzigarren, spielten die Viola oder schnarchten um die Wette. Nur selten sah man einige von ihnen beisammen, und auch dann war die Unterhaltung gewöhnlich so abgeschmackt und fade, daß selbst dem Argus seine hundert Augen allmählich dabei zugefallen wären. Hätte sich nicht glücklicherweise ein anderer Deutscher, der Capitain von Carro, mit mir am Bord befunden, so hätte mich die Langeweile getödtet; denn diesem Ehrenmanne, sowie mir und einigen brasilianischen Landoffizieren, war die sogenannte Praça d'Armas (Waffenplatz), die geräumigste Kajüte im Schiffe, zum Aufenthalt angewiesen. Hier würde es doch wenigstens nicht an Platz gefehlt haben, unsere schmalen Matrasen auf dem Fußboden auszubreiten, wenn man nicht unverschämt genug gewesen, eine solche Menge altes Geráth hinein zu stellen, daß kaum so viel Raum übrig blieb, wo ein Mensch bequem sitzen, geschweige denn liegen konnte. Dies war indeß noch immer nicht das größte Uebel; ein

pestilenzialischer Gestank verjagte uns ebenfalls von hier, so daß wir es vorzogen, die Nächte im Freien auf dem Verdecke zuzubringen.

Ein anderes, dicht an das unsrige stoßendes Local occupirten sechs bis acht Frauen, die mit den an Bord befindlichen brasilianischen Landoffizieren verheirathet sein wollten. Großentheils hatten diese nie das offene Meer erblickt, besaßen folglich früher gar keinen Begriff von den sich furchtbar aufthürmenden Wassermassen und der heftig schwankenden Bewegung eines Schiffes, das trotz seiner Größe und plumpen Bauart durch Andrang der schäumenden Wellen wie eine Feder im Winde umherflog. Es konnte nicht fehlen, daß sich bei den meisten dieser seufzenden Donnas sogleich die Seekrankheit in hohem Grade einstellte, und da uns von ihnen nur eine einfache Glasthüre schied, so hatte unser Aufenthaltsort im Bauche des Turujuba noch das Unangenehme, daß wir, durch die ächzenden Gurgeltöne, die unsere schönen Begleiterinnen in ihrer Herzensangst rastlos ausstießen, von ihren stets wiederkehrenden vomitivischen Aufwallungen benachrichtigt, am Ende selbst übel zu Muthe wurden. Amor spielte diesen Damen hier einen bösen Streich; entschlossen waren sie ihren Anbetern gefolgt, muthig hatten sie mit ihnen den Fuß an Bord gesetzt, um Freud' und Leid, Gefahren und selbst — den Tod mit ihnen zu theilen; aber jetzt trat der kritische Zeitpunkt ein, wo ihre Standhaftigkeit ins Fegefeuer einer ultrakatholischen Götterdämmerung gerathen sollte; und schnell trug die Seekrankheit den Sieg über die Liebe davon.

Die transatlantischen Heldinnen nannten sich selbst albern und dumm, ein so gefährvolles, beschwerliches Unternehmen begonnen zu haben, und wünschten sich sehnlichst in ihre heimathlichen Hütten zurück, wo ihnen keine Gefahr und kein Uebelwerden drohe, —

wo ihnen beständig eine Sklavin zur Seite stand, der gnädigen Herrin ein Glas Wasser oder ein Täßchen Chokolade zu verabreichen, und wo nach einem mit Nichtsthun selig verbrachten Tage ein wohl gemachtes Bette, oder auch wohl ein schmachsender, parfümirter Liebhaber ihrer wartete.

„Frommer Stab, o hätt' ich nimmer
Mit dem Schwerte dich vertauscht!“

dachte jetzt wohl manche von ihnen, aber leider für diesmal zu spät; denn, wie gesagt, einmal in See, giebt es keinen Schwager, der seine Pferde wieder umlenken will. Quos ego, quos ego! Neptun nachtwandelt.

Viele dieser Amphibienfrauen hatte die Göttin der Fruchtbarkeit, die von jeher überall ihr segensreiches Füllhorn so verschwenderisch über Brasilien ausgoß, nun aber auch bereits mit einem halben Duzend Sproßlingen versehen; die, wie die Orgelpfeifen, von dreiviertel bis sechs Jahren auf einander folgten. Diese junge Brut vermehrte natürlich ihre unangenehme Lage nicht wenig; denn erstens fehlte es in dem engen Locale so sehr an Raum, daß eine Familie ihre Betten für sich allein nicht behaupten durfte, sondern Alles durch einander auf den über den Fußboden ausgebreiteten Matragen ein unbequemes Plätzchen suchen mußte; und zweitens — gab es da beständig etwas zu waschen und zu reinigen, was ebenfalls nicht ohne große Schwierigkeiten zu verwirklichen stand.

Die Herren Ehemänner in spe, größtentheils aus Pernambuco gebürtig, und folglich weit von ihrer Heimath entfernt, hatten für ihre eigene und ihrer Familie Bedienung meistens keine Sklaven, sondern nur einen Burschen aus ihrer Compagnie, der sich nun wohl, wie sich's gehört, seines Herrn Stiefel und Röcke zu

reinigen erbötig zeigte, sich aber höflichst bedankte, die unsaubern Geschichten, womit ihn Madame erfreuen wollte, hinwegzutragen. Dies gab natürlich zu den lächerlichsten und skandalösesten Auftritten Anlaß. So gut der Lieutenant seinen Untergebenen im Dienste etwas befehlen kann, glaubte nun die Frau Pseudolieutenantin den Soldaten zwingen zu können, ihr und ihrer Kinder Nachtgeschirr zu säubern. Mit Schimpfen und Schreien suchten obgedachte Damen oftmals den Soldnern das odiose Gefäß aufzudringen, die aber dergleichen ehrenvolle Anträge mit soldatischer Freimüthigkeit und mit den kräftigsten Ausdrücken zurückwiesen, sich wenig darum kümmernd, ob Madame vielleicht in nächster Minute vor Schaam und Aerger Krämpfe bekäme. Die Männer aber, denen es klar genug einleuchtete, daß man keinen Militair zu so erniedrigenden und unreinlichen Geschäften zwingen könne, pflegten sich bei solchen punischen Kriegen ganz mauschenstill aus der lockern Affaire zu ziehen, und ließen der theuren Ehehälfte, — oder Eheachtel — oder Eheschachtel, — die Sorge, den schmutzigen Streit auszufechten. Das gewöhnliche Resultat dieser Zwistigkeiten blieb indeß, daß sich Madame entschließen mußte, selbst auf das Verdeck zu steigen und eigenhändig die widrige Arbeit zu verrichten; — eine Beschäftigung, die für eine Offizierfrau oder Offiziermaitresse um so empörender war, als sie sich dabei den Augen der Umstehenden nicht zu entziehen vermochte.

Um aber diesen armen Geschöpfen »des gebärenden Geschlechtes« das Seefahren auf einmal gänzlich zu verleiden, überfiel uns auf der Höhe von Santos ein heftiger Sturm, der das halb vermoderte Schiff dermaßen in Bewegung setzte, daß in der Kajüte Koffer, Stühle, Tische, Medizingläser, Nachttöpfe bunt über einander stürzten, und man sich auf dem Ver-

decke genöthigt sah, die Taue und Masten zu umklammern, um nicht durch einen plötzlichen Stoß über Bord geworfen zu werden. War demnach die Lage der irrenden Damen schon früher mehr als unangenehm gewesen, gestaltete sie sich jetzt erst so unerträglich, daß man ihnen beim eigenen Uebelsein allgemeines Bedauern schenkte. Das laute Weinen und Schluchzen, das aus dem benachbarten Zimmer nicht selten in unsere Ohren drang, galt als sicherer Beweis von dem beklagenswerthen Zustande, worin sich die unglücklichen Nixen, von der Masse ihrer Schwungkraft beraubt, befinden mußten. Jeder bemitleidete sie, aber leider konnte ihnen Niemand helfen. Das Concert nahm kein Ende; mich trieb, trotz Sturm und Regen, diese »wilde Jagd« auf das Verdeck, wo ich mich lieber bei Tag und Nacht bis auf die Haut durchnässen lassen, als den ewigen Jammer meiner Nachbarinnen unten im Trocknen anhören wollte.

Einige Pernambukaner, denen das Spitzbubengenie meistens schon angeboren, benutzten die auf der Surujuba herrschende Unordnung, um unseren deutschen Soldaten das wenige, mit Strapazen, Hunger und Elend aller Art während der Campagne ersparte Geld zu entwenden. Es kam dem Offizier, der das Commando über diese Leute führte, eines Tages Anzeige davon, und hier hatte ich wieder einmal Gelegenheit, über die Art und Weise zu erstaunen, wie man in Brasilien das Recht zu verwalten pflegt.

Die sämtlichen Pernambukaner mußten sich sogleich versammeln und wurden durch ihren Chef, unter Bedrohung von 50 Stockschlägen per Mann, aufgefordert, den Thäter augenblicklich unter sich auszumitteln und bei Vornamen zu nennen. Alle schwiegen; denn zum Theil konnten, theils aber auch woll-

ten sie ihre Kameraden und Landsleute nicht verrathen.

Nun ließ der Offizier einen seiner Soldaten, den er bereits aus früheren Zeiten als Dieb kannte, hervorziehen und diesem ohne Umstände die versprochenen Funfzig aufzählen. Dieser betheuerte jedoch, daß er unschuldig sei, und blieb dem Anscheine nach bei allen Schmerzen ziemlich unempfindlich. Jetzt folgte ein Zweiter, dem man ohne Rücksicht dieselbe Dosis zuerkannte; — auch dieser läugnete hartnäckig. Der dritte, ein schwächlicher, nervenschwacher Mensch, wurde hervorgezogen; unbarmherzig hieb man auf ihn los; doch bevor noch der zehnte Stockschlag fiel, gestand er schluchzend ein, daß er Theilnehmer des Raubes gewesen, und nannte den zuerst Bestraften, sowie fünf oder sechs andere Pernambukaner als Helfershelfer. Diese läugneten aber sämmtlich, und so begann die Arbeit von Neuem, *da capo, da capo*, bis man endlich Allen die gesammte entwandte Summe, so zu sagen, — Pfennig bei Pfennig — aus dem Rücken herausgeprügelt hatte. Doch war dies noch nicht der Beschluß der unerhört barbarischen Scene; denn noch lange nicht damit zufrieden, das gestohlene Geld wieder an den Eigenthümer gebracht zu haben, bestimmte der Offizier jetzt erst nach eigenem Gutdünken die Anzahl der Hiebe, die jeder der Diebe empfangen sollte; ja der zweite, den er offenbar unschuldig bestraft, tröstete er damit, daß vielleicht irgend eins seiner früher begangenen Vergehen ignorirt worden sei, er also die eben empfangenen funfzig Stockschläge dafür in Anrechnung bringen möge.

Probat war dieses Mittel gewiß, um den Theilnehmern jenes Raubes auf die Spur zu kommen, gerecht aber und menschlich wird es nicht einmal der rohe Botocude in den brasilianischen Urwäldern nennen.

Von welchem unmenschlichen Systeme muß man nicht überhaupt in einem Lande ausgehen, wo einem Subalternoffizier die Macht in Händen liegt, ohne eine, in gehöriger Form eingeleitete Untersuchung seinen Untergebenen 50 bis 100 und noch mehr Hiebe aufzählen zu lassen! Wie ist es möglich, daß in der abgöttischen Brust eines Menschen auch nur ein Fünkchen von Ehrgefühl fortglimmen kann, der, unter die Zucht- ruthe eines kleinen, tyrannischen Despoten gestellt, sich in dessen Launen bei jeder Gelegenheit mit sklavischer Furcht fügen muß? — wie kann man sich auf dem Schlachtfelde Muth und Ausdauer von Söldnern versprechen, die nur gewohnt sind, dem Stocke zu gehorchen, und weder Vaterland, Heimath noch Freiheit kennen? Mit der Knute wird wahrlich der tapfere Soldat, *le brave des braves*, nicht gebildet; — wo keine Ambition, wo keine Aufmunterung herrscht, kann es auch nimmermehr einen Helden geben.

Nachdem wir uns so in diesen unangenehmen Verhältnissen mehre Tage lang auf des Weltmeers unendlicher Fläche umhergetrieben, legte sich endlich der heftige Wind; die Sonne durchbrach den dunkeln Schleier der Wolken und blickte zum ersten Male wieder freundlich auf uns herab. Der schläfrige Capitain benutzte alsobald den günstigen Augenblick, um mit Compaß und Senkblei zu erforschen, in welcher Gegend wir uns eigentlich befänden. Schon schien der Hafen von Rio de Janeiro nicht mehr fern, noch heute sollten wir nach der Versicherung des einsylbigen Lieutenants die brasilianische Küste mit ihren zum Himmel anragenden Gebirgsreihen wiedersehen; ein Jeder freute sich im Voraus darauf, besonders zerschmolzen die Damen in hoffnungsreicher Wonne, um bald aus diesem vomitivischen Elende erlöst zu sein; Alles versammelte sich auf dem Verdecke und starrte

mit unverwandtem Auge nach Westen, woher uns der Erlösungsstern dieses martervollen Zustandes entgegenlächeln mußte.

Aber erst spät Nachmittags erblickten wir in weiter Ferne die dunkeln, nebeligen Umrisse des Festlandes, und schon brach der Abend vollends ein, als zuletzt das unförmliche Gebilde des »schlafenden Riesen« nah vor dem Hafen der kaiserlichen Hauptstadt aus den Gewässern auftauchte. Die Gavias, die das Antlitz dieser kolossalen Menschenfigur bilden, waren vom goldenen Widerschein der untergehenden Sonne bunt erleuchtet; deutlicher, ausdrucksvoller hatte ich nie diesen grausenerregenden, steinernen Kopf gesehen; die tiefen Furchen und Risse, die vielleicht einst eine antediluvianische Erdrevolution in diesen gigantischen Felsen eingrub, erschienen klar, wie die festen, unerschütterlichen Züge in dem Gesichte eines ernstesten, nachdenkenden Mannes.

Allmählich erlosch der röthliche Glanz am Saume des fernen, hochzeitlich gekleideten Gebirges; dichte Finsterniß lagerte sich auf die Gegend, und der dräuende Riese, der Jahrtausende lang als Obhut vor Rio dahin gestreckt ruht, verschwand in wenigen Secunden dem spähenden Auge.

So nahe den grotesken Felsen und Klippen, von nächtlichem Dunkel unheimlich umgeben, schien unserm Veteranencapitain, sowie der gesammten Schiffsmannschaft, doch das Herz etwas hoch in die Halsbinde zu steigen; ängstlich blickten Alle in die Gegend hin, wo auf einer kleinen Insel der Leuchthurm steht, den lobenswerthe Vorsicht den hier einlaufenden Schiffen zum Warner und Wegweiser bestimmte. Aber noch immer brannte dort kein Lämpchen, kein verschwindendes und sich allmählich wieder entzündendes Feuer bezeichnete uns den Cours, den wir zu nehmen hatten,

um ohne Unfall das Ziel unserer Reise zu erreichen. Aus Ungewißheit und Furcht, der Küste vielleicht schon zu nahe gekommen zu sein, wollte man eben das Schiff wenden und wieder in See stechen, als uns ein tröstendes, bald in hoher Lohe aufgehendes Flämmchen benachrichtigte, daß der Wächter auf dem Thurme endlich seine Bärenhaut verlassen.

»Gott sei gedankt!« sprach der Capitain mit einem schweren Seufzer, »daß das alte Faulthier da oben, endlich von den Todten erstanden, uns eine gebenedeite Höllenkerze ansteckt! wir hätten uns schwerlich ohne Teufelspuf bei diesen Klippen hindurchwinden, und die offne See wieder erreichen können.« Schon spät in der Nacht fuhren wir zwischen dem Zuckerhut und der Festung St. Cruz hindurch und warfen endlich bei Villegagnon Anker.

Da war ich nun abermals in der Hauptstadt des Kaiserthums, ungewiß, ob ich zu meinem Vortheil oder Nachtheil handelte, indem ich freiwillig das schöne St. Catharina dagegen vertauschte. In Gedanken vertieft, wandelte ich unstät auf dem Verdeck umher, unverwandt das Auge nach Rio gerichtet, wo noch tausend bläuliche Lichter flimmerten, und wo sich vielleicht um diese Zeit eben so viel Verliebte zärtliche Rendezvous gaben, als verkappte Banditen in den Straßen umher schlichen. Prachtvoll und majestätisch zeigte sich am Horizont der Mond; deutlicher traten die Kirchen, das Arsenal, das Palais und mehrere andere bedeutende Gebäude aus dem Dunkel hervor; — niemand hatte mehr Ruhe im öden Schiffsraume; jeder wünschte, wo möglich, noch in dieser Nacht das Land zu betreten; selbst den bahianischen Damen schien vor Freude und Erwartung die Seekrankheit plötzlich vergangen. Der jetzt völlig benebelte Capitain, nur froh, daß er glücklich ins Sichere gekommen, ließ trotz seines Geizes

sogleich Punsch in übergroßen Rápfen aufstischen und mußte offenbar auf einmal die verlorne Bravour im gefahrlosen Hafen wieder gefunden haben.

Am folgenden Morgen erhielt ich den Auftrag, dem Commandanten des Arsenal's der Marine officielle Nachricht von unserer Ankunft zu geben, und Böte zur Ausschiffung der Truppen zu requiriren; doch kaum war dies Geschäft vollendet, so eilte ich auch zur Stadt hinaus, nach Praia vermelha hin, wo damals das einzige, noch in der Provinz Rio de Janeiro garnisonirende deutsche Bataillon einquartirt lag und wo schon seit längerer Zeit viele alte Bekannte und Cameraden meiner harrten.

Der Commandant dieser starken Festung und dieser schwachen Truppen war der Oberst Schwalbach, ein Mann, der sich zur Zeit, als Dom Miguel den portugiesischen Thron usurpirte, als Chef einer bedeutenden Abtheilung Constitutioneller durch Unererschrockenheit und Umsicht hervorthat, und dessen Name während dieses wahnsinnigen Bruderkrieges in allen Journalen Europa's auf die rühmlichste Weise prangte. Nicht mehr jung, aber von starkem, kräftigem Körperbau, war er trotz seines Alters noch immer ein rüstiger Soldat und ein unternehmender Kopf zu nennen. Die Neger-Revolution in St. Domingo, sowie der Guerillakrieg gegen Frankreich in der Peninsula, hatten freilich dem martialischen Gesichte tiefe Furchen eingegraben, aber weder das Feuer seines Geistes noch die Kraft seiner Muskeln zu lähmen vermocht.

Höflich und herzlich empfing mich mein zukünftiger Commandant und schien sich recht innig zu freuen, sechzig deutsche Soldaten, die sich bereits in den Feldzügen gegen die Argentina durch Muth und Tapferkeit ausgezeichnet, seinem Bataillon einverleibt zu wissen. Das liebevolle Benehmen des Obersten wie auch die

freudevolle Aufnahme, die mir von Seiten meiner Cameraden zukam, trösteten mich schnell über den Verlust meiner angenehmen Verhältnisse in St. Catharina; die Freundschaft der eignen Landsleute war mir, wie leicht zu denken, lieber und wichtiger, als die Anhänglichkeit der doch immer fremden Bewohner jener üppigen Insel. Es ging mir damals wie vielen tausend andern Menschen, die, indem sie ihre Lage verändern, sie auch unbedingt zu verbessern meinen; der erste Eindruck war ohne Zweifel angenehm überraschend, ich schloß zu voreilig hieraus auf die Folge.

Die allgemein in den Quartieren herrschende Unordnung, die Nachlässigkeit, womit man den Dienst betrieb, erweckte zuerst bei mir heftige Zweifel an der so oft gelobten Tüchtigkeit des Obersten Schwalbach, der sich allerdings als ein sehr brauchbarer Militair im Felde bewährt hatte, aber keineswegs zum Garnisondienste geschaffen schien. Im Officiercorps herrschten außerdem die niedrigsten Intriguen, die durch einige in diesem Bataillone angestellte Portugiesen eingeführt und leider — sei es zu unserer eigenen Schmach gesagt — durch einen großen Theil der Deutschen eifrigst fortgesetzt und verdoppelt wurden.

Bei dem Mangel an Lektüre, oder an jeder andern geistigen Beschäftigung, konnte in diesem traurigen Aufenthaltssorte die drückendste Langweile nicht lange ausbleiben, die man außerdem nicht einmal durch einen Spaziergang zu tödten sich im Stande sah; denn die nächste Umgebung von Praia vermelha ist eben so traurig als die öde Festung selbst. Nur das Bedürfnis, endlich einmal, fern von diesem Wohnsitz des Ungeziefers aller Art, die frische Luft einathmen zu dürfen, trieb mich bisweilen dazu, am öden Strande des Meeres bis über die Schenkel im Sande umher

zu waten, um dem Spiele der Wellen und den munteren Sprüngen der Fische zuzusehen.

Theils zum Zeitvertreib, theils zur Erhaltung der Gesundheit nahm ich häufig Seebäder, welche die von der großen Hitze erschlafften Glieder wiederum stärkten und erfrischten, sowie auch die Haut gegen die dort so gewöhnlichen Ausschläge kräftig schützten. Der herrliche Badeplatz dicht neben dem Fort war demnach allerdings als eine große Annehmlichkeit zu betrachten; aber es war auch die einzige. Einige sogenannte Gärten fand man wohl hier und da am sandigen Ufer, die man jedoch, nachdem man sie schlecht angelegt, noch schlechter im Stande hielt; — waren ja die Besitzer ohne Ausnahme Brasilianer, denen Flora's liebliche Kinder stets gleichgültig, und die Schönheiten der Natur keiner Beachtung werth schienen. Hatte aber auch vielleicht einst ein Europäer hier mit Fleiß und Mühe einige schöne Anlagen gemacht und unter Brasiliens prachtvollen Gewächsen die herrlichsten ausgewählt und mühevoll hierher verpflanzt, so welkten diese doch jetzt, durch das üppig wuchernde Unkraut darnieder gehalten, langsam und entkräftet dahin. Abgestorben, farblos lagen sie da, wie die Blutgedanken freisinniger Männer, die durch Despotismus und Jesuitismus zu ewigem Kerker verdammt, der Sonne Licht auf immer entsagen und ihren hohen Geist wie ihre bitteren Klagen nur feuchten Wänden und abgestumpften Kerkerknechten mittheilen dürfen.

Rechtliche, anständige Wohnungen gewährte man an dieser Praia (Strand) gar nicht; nur hin und wieder blickten einige schlechte Kneipen (Benda's) hervor, aus denen sich mancher unserer Soldaten für baares Geld den martervollsten Tod holte. Der junge Rum, welcher durch den Zusatz von Pimente (einer Pfefferart, die so scharf ist, daß der Poivre de Cayenne auf

der Zunge lieblich dagegen erscheint), durch Kautaback und Vitriol noch hundert Procent an Schädlichkeit und Gift gewann, und den diese Menschen oft in nüchterner Raserei auf die unmäßigste Weise genossen, streckte gar manchen jungen und gesunden Mann, den — vielleicht einst die schönste Hoffnung seiner Eltern und Verwandten — der Seelenverkäufer Schaffer schändlich verleitet hatte, nach Brasilien auszuwandern, binnen wenigen Wochen in entsetzlicher Asthenie auf die Bahre hin. Unerfüllt gebliebene Versprechungen, betrogene Hoffnungen und die Erinnerung an verlassene Freunde, an das verrathene Vaterland mußten natürlich die schmerzlichsten Gefühle in dem Herzen dieser irre geleiteten Wesen erwecken, die, statt des erwarteten Eldorado, ein Praia vermelha vorfanden, wo ihnen die Fuchtel eines Corporals das Despoten-Exercitium ohne Unterlaß einbläute. Um nun jeglichen Gedanken an die stets theure Heimath in der Geburt zu ersticken, überließen sie sich zum Theil rücksichtslos dem Genuß dieses Agoa ardente, das freilich für den Augenblick die Sinne betäubte und eine Art wüthender Zufriedenheit — anders weiß ich diesen physisch-moralisch taumelnden Zustand nicht zu nennen — hervorbrachte, aber auch zugleich wie ein schleichendes Gift ihnen in das innerste Mark der Gebeine drang und allmählich Nerven und Geist dermaßen abspannte, daß sie in kurzer Zeit gleich jenen Schatten umhergingen, denen das gelbe Fieber, wie ein scheußlicher Vampyr, das letzte Blut aus den Adern sog.

Kaum war dann am andern Tage der benebelnde Pandoradunst verflogen, kaum kehrte ruhige Besinnung bei diesen Unglücklichen zurück, so stellte sich auch, wie ein mahnender Geist, die Erinnerung an frühere glücklichere Tage, und in ihrem Gefolge manche Neue, mancher Schmerz und trübe Mißmuth mit verdoppelter

Kraft wieder ein. Diese Gefühle zu unterdrücken, trank man von Neuem, bis der Rausch den Ekel und der Ekel den Rausch vertrieb, ja, bis endlich eine entscheidende Krisis eintrat, die gewöhnlich dem Leben dieser Glenden ein schnelles Ende machte. Die Besseren, oder vielmehr diejenigen unter ihnen, die ein gewisses Ehrgefühl noch nicht gänzlich aufgegeben, jagten ohne Bedenken sich eine Kugel durch den Kopf; die weniger Entschlossenen starben allmählich mehr und mehr ab, bis sie endlich in einem Hospitale auf das jammervollste umkamen; ja, man darf dreist annehmen, daß in einem Zeitraume von ungefähr zwei Jahren viermal mehr Deutsche durch den allzu häufigen Besuch dieser Benda's schmachvoll in die Gruft sanken, als ihrer in den Feldzügen gegen die Argentina ehrenvoll fielen. Das Todtschießen aus Schwermuth gedieh zur förmlichen Modekrankheit, wogegen zuletzt alle angewandten Mittel erfolglos blieben. Den Brasilianern war die Möglichkeit, daß ein Mensch, im vollen Besitze seines Verstandes, sich mit eigener Hand das Leben, »der Güter höchstes«, nehmen könne, so wunderbar unerklärlich, daß man selbst auf dem Generalquartier die Berichte über die stets hinter einander folgenden Selbstentleibungen mit unglaublichem Staunen durchlas und häufig auf die Vermuthung verfiel, der Meuchelmord möge, als ein viel natürlicheres Vergehen, unter den Ausländern doch wohl nicht so unerhört sein, als diese bei jeder Gelegenheit es versicherten.

Um der Wahrheit desto gewisser auf die Spur zu kommen, befahl das ungeduldige Gouvernement, weitläufige Untersuchungen über die wahre Veranlassung zu halten, die den Todten bewogen, gewaltsamer Weise die Seele von den Fesseln des Körpers zu entbinden. Da nun aber der Verblichene diese Frage nicht wohl mehr in eigener Person zu beantworten vermochte, so

verhörte man in aller Kürze dessen Kameraden als vollgültige Zeugen, und diese sagten in der Regel einstimmig aus, daß die schändliche Behandlung, die man im Allgemeinen den brasilianisch-deutschen Soldaten zukommen lasse, sowie die schönen, ihnen in Hamburg gemachten und in Rio de Janeiro unerfüllt gebliebenen Hoffnungen einzig und allein Schuld an dem so häufig vorkommenden, ehrenvollen Verbrechen des Selbstmordes seien.

Bewundert hörten die hochgelahrten Herren der Untersuchungscommission diese Erklärungen an und begriffen nicht, wie es meinen Landsleuten in dem schönen Brasilien so schlecht gefallen könne — wie ihnen ihre Lage so drückend sei; daß indessen kein meuchlings, auf echt brasilianische Art, angebrachter Messerstich dem Leben dieser unschuldigen Opfer des Geizes und der Tyrannei ein so frühes Ziel gesetzt, davon zeugte meistens das an den Wänden tropfenweise herumhängende Gehirn, sowie die den Porzellanscherven nicht unähnlichen Schädelstücke, welche die Kraft des Pulvers oder Wassers über dreißig Schritt weit umhergeschleudert. Wer wäre wohl bei solchen Scenen gleichgültig geblieben? wer hätte nicht gesucht, einen Anblick zu meiden, der selbst den rohesten Kanibalen erschüttern mußte?

Zu meinem alleinigen Troste lag Bota fogo noch nahe genug, daß ich häufig dahin lustwandeln, und hier durch Anschauung der üppig reizenden Gegend den Geist wieder erheitern konnte. Mehrere meiner Kameraden folgten meinem Beispiele, und es dauerte nicht lange, so fand man im Triano — dem Wirthshause eines wackern Franzosen, der in manchen Campagnen der dreifarbigten Fahne seines unsterblichen Kaisers gefolgt war — jeden Nachmittag eine Anzahl deutscher Officiere versammelt, die bei gefüllten Bechern und heiterm Gespräch, Praia vermelha sammt allen Intriguen

und übrigen Unannehmlichkeiten des hiesigen Aufenthalts vergaßen.

Damals war Bota fogo noch in vollem Glanze; ein großer Theil der ausländischen Gesandten, die ersten Kaufleute und verschiedene reiche Privatpersonen hatten hier ihren Wohnsitz aufgeschlagen, und lebten fern von dem Getümmel der Hauptstadt, von den Meisterwerken der Natur umringt, im ungestörten Genuße eines halb ländlichen, halb städtischen Daseins. Besonders an Sonn- und Festtagen traf man am Gestade der romantischen Bucht so viele Spaziergänger zu Fuß, zu Pferde und zu Wagen an, daß man sich auf eine der lebhaftesten europäischen Promenaden hinversezt wähnte.

Auch der Seelenhirt der englischen Gemeinde in Rio de Janeiro hatte sich hier sein Domicilium ausgewählt. Der gute Mann besaß ohne Zweifel Geschmack; er bewohnte unstreitig eins der schönsten Gebäude in Bota fogo, führte einen Tisch wie der erste brittische Lord und lebte überhaupt herrlich und in Freuden; — Schade nur, daß die geringe Einnahme den übertriebenen Aufwand nicht erlaubte. Sechs bis acht liebenswürdige Töchterlein zierten, statt erotischer Gewächse, die Fenster seines kleinen Palastes, und trugen nicht wenig dazu bei, die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden nach diesem geistlichen Feentempel hinzulenken. Für einige erkatholische Portugiesen und Brasilianer blieb es freilich ein obdöser Anblick, in dem Hause eines Religionslehrers so viele junge, ewig köfettirende Frauenzimmer sehen zu müssen; uns protestantische Deutsche ergöhten aber die lieblichen Erscheinungen gar sehr, und dreist nahmen wir als beordnete Schildwachen unsern point de vue auf die spiegelblanken Gläscheiben, durch welche uns die schalkhaften Mädchengesichter sehnsüchtig anlächelten.

Hütete demnach der gutmüthige Hirte die Heerde des eigenen Hauses nicht sorgfältig genug, wie viel weniger that er es denn mit der weit größeren — mit der gesammten englischen Gemeinde in Brasiliens kaiserlicher Hauptstadt? Das transsubstanziirte Probiren der verschiedenen Weinsorten und der feinsten Leckereien füllte ja die Stunden des Tages so vollkommen aus, daß ihm kaum Zeit genug übrig blieb, Sonnabends die kurze Predigt anzufertigen, die am Sonntage gehalten werden sollte; und natürlich mußten in seinem Finanzwesen allmählich solche Bruchrechnungen vorkommen, daß selbst der geschickteste Arithmetiker bei deren Lösung den Kopf verloren hätte. Gläubiger drangen wie ein Bergstrom zur Frühlingszeit von allen Seiten herbei und forderten die seit Jahren rückständige Zahlung. Da war nun, wenn auch nicht Holland, doch England in Noth; — Adieu Portwein und Madeira! Die Cariocca (Wasserleitung) ersetzte jetzt das Nectarfluidum, das, aus dem Saft der portugiesischen Trauben gepreßt, früher auf der Tafel unsers Gourmands in geschliffenen Krystallflaschen so trozig paradierte.

Beständig durch Citationen vor Gericht incommodirt, und allenthalben von den Schergen der Polizei verfolgt, wußte endlich der arme Priester, der allen Anglikanismus zum Teufel wünschte, nicht mehr, wohin er sich in dieser Verlegenheit wenden sollte, als plötzlich wieder ein Hoffnungsstrahl in das Dunkel dieses kirchlich finanziellen Chaos fiel. Der brittische Nationalstolz fühlte sich durch die Stadtgespräche beleidigt, die wie ein Lauffeuer über die Schuldenlast jenes Venerable in Rio de Janeiro umherliefen; — das durfte nicht sein; hier mußte jedenfalls geholfen werden, und sollte es auch auf Kosten des eigenen Beutels geschehen; unmöglich konnten die Engländer ihren englischen Prediger, ihr Ansehen, ihre Religion im Stiche

lassen. Die Speculation erwachte, Aktionaire traten zusammen, eine Subscription cirkulirte, und bald war eine Geldsumme unterzeichnet, die reichlich genügte, den frommen Gentleman-Vicar dieser verzweiflungsvollen Lage zu entreißen. Nicht allein die Gläubiger sahen sich sämmtlich befriedigt, sondern es blieb auch noch ein hübsches Restchen übrig, das vollauf hinreichte, einige Zeit lang die Ausgaben zu bestreiten, welche eine so verschwenderisch geführte Lebensart nothwendig verursachte. Das war doch mehr als Grandezza, das war echt brittische Freigebigkeit. Das Londoner Parlament hat noch nicht das Wort *Liberality* vergessen.

Wie es allen Leuten in der Welt ergeht, daß sich Jeder nach Veränderung sehnt, so ging es auch mir; Bota fogo mit seiner romantischen Gegend und der gastfreundlichen Wohnung des einzigen in Rio lebenden protestantischen Geistlichen, — besonders aber des Letzteren hübsche, blond liebessüchtige Töchter — hatten mich zwar unwiderstehlich angezogen, konnten mich aber keineswegs für immer fesseln. Veränderung ist dem Menschen eben so nothwendig wie den Fischen das Wasser, den Salamandern das Feuer; — auch ich mußte einmal eine Abwechselung meiner Spaziergänge auffuchen.

Der botanische Garten, wie schon öfter erwähnt, eine der romantischsten Promenaden in der Nähe der Residenz, lag freilich nicht sehr entfernt; doch da ich leider kein Cuvier, weit weniger ein Linné bin, so mochte ich auch hierhin nicht täglich meinen Wanderstab setzen. Da blieb allenfalls noch der Weg bis zur Hauptstadt übrig, der manches Sehenswerthe darbot. Lebendige Hecken und geschmackvoll eingerichtete Gebäude schmückten die breite Chaussee, die an der Gloria und dem Passeio publico vorbei, bis Rio de Janeiro hinführt.

Da wandelte ich denn auf und ab, und fand nichts Neues weiter als das alte, neu ausgeputzte Haus des Marquez de Barbacena, des würdigen Knappen eines unklugen Imperador's, den ein moderner Cervantes wahrlich einmal besingen mußte. Jetzt war der alte Marquis in Ungnade gefallen, weil er seines Kaisers Zutrauen gemißbraucht, und bei einer in England gemachten Anleihe mehr sein eignes Interesse, als den Vortheil des Vaterlandes im Auge gehabt.

Barbacena war der Mann, der, wo er auftrat, gewaltig imponirte, der die große Kunst von Grund aus kannte, den Leuten sein eignes Ich einzupumpfen, der durch sein schönes Aeußere jeden Menschen unwiderstehlich für sich hinriß; und eben diesen Vorzügen hatte er es vielleicht allein zu verdanken, daß ihn Dom Pedro zum General, Minister und Factotum der kaiserlich brasilianischen Staats- und Hauswirthschaft ernannte. In früheren Zeiten der begünstigte Liebling seines Herrn, hatte er von diesem den schweren Auftrag erhalten, als Brautwerber die verschiedenen Länder der Europa's zu durchreisen, um hier irgend eine Dame fürstlichen Geblütes zu bewegen, den leeren Platz der unsterblichen Leopoldine von Oestreich in Rio de Janeiro auszufüllen. Bei allen christlichen Höfen der alten Welt ward angeklopft und angefragt; aber da fand sich kaum ein unbedeutendes Fräulein, viel weniger also eine Prinzessin, die den Bund der Ehe mit Brasiliens kaiserlicher Majestät hätte abschließen wollen.

In Italien fehlt es doch gewiß nicht an weiblichen Personen, die den Namen einer königlichen Hoheit führen dürfen und folglich, hinsichtlich der Titulaturen, für den Rang einer Monarchin geschaffen scheinen, welche das Castratenreich beherrschen sollte, das im Jahre 1500 Alvarez Cabral entdeckte; aber auch hier

blieben alle Bemühungen vergeblich, und unverrichteter Sache mußte das zum Empfange der neuen Kaiserin nach Genua abgesandte Kriegsschiff nach Rio de Janeiro zurückkehren. Barbacena war also der einzige, der in dieser großen Verlegenheit Rath zu schaffen wußte. Er reiste nach München und warb hier um die die liebliche Tochter des chevaleresken Eugen Beauharnois, des Stieffohns des großen Franzosenkaisers. Seine Werbung ging glücklich von statten, der bairische Hof willigte in diese Verbindung ein, und Amalie — des amerikanischen Kaisers zweite Frau *) — sagte nicht nein, weil sie bereits in Dom Pedro I. sterblich verliebt war, bevor sie ihn noch in natura gesehen.

Der Marquis hatte ihr nämlich das Portrait des majestätischen Freiers überreicht, wobei der Maler wahrscheinlich nichts an Schmeicheleien gespart; außerdem war Pedro an sich schon ein schöner, kräftiger Mann, — dies Gemälde eroberte das bildschöne, lebenswürdige, unbefangene Mädchen. Ach, wie oft habe ich bei Audienzen die runde, wohlgeformte Hand geküßt, welche Amalie am Traualtere dem brasilianischen Monarchen für immer überreichte, — und jedes-

*) Es wäre hier wohl nicht unpassend, über Dom Pedro's Nachkommenschaft ein erläuterndes Wort zu reden, da meine deutschen Leser wohl wenig damit bekannt sein mögen. Der Kaiser hinterließ einen Sohn, den jetzigen Kaiser Dom Pedro II. (geb. d. 2. December 1823), Leopoldine's Lieblingskind, und vier Prinzessinnen, nämlich: die portugiesische Königin Maria da Gloria, die sich kürzlich den napoleonischen Fürsten von Leuchtenberg zum Gemahl erwählte; Donna Januaria Maria (geb. 11. März 1822), welche Portugal vergebens reclamirt; Donna Paula Marianna (geb. 15. Febr. 1823) und Donna Francisca Carolina dos Azevedos (geb. 2. August 1824). Also ist Dom Pedro II., das jüngste der brasilianischen Kaiserkinder, jetzt kaum 10 Jahr alt.

mal durchzuckte mich dabei ein schmerzliches Gefühl, denn ich erinnerte mich, wie viel Gutes und Schönes sich hier mit Unwürdigem gepaart sah. Barbacena hatte hierdurch seinem eigensinnigen Souverain einen unschätzbaren Dienst geleistet; triumphirend führte er das erjagte Hochwild den brasilianischen Urwäldern zu. Das gesammte Kaiserreich schaute erwartungsvoll der Ankunft der Stellvertreterin Leopoldinens entgegen; Paradekleider wurden angeschafft, den Schneidern in Rio brannte die Nadel in der Hand.

Endlich kam sie, die lang ersehnte, göttliche Frau; der Donner der Kanonen verkündete von allen im Hafen gelegenen Forts die Ankunft der Beherrscherin Brasiliens; sie kam in ihrem vollen Glanze, ausgerüstet mit allen Vorzügen, welche Stellung, Jugend, Unschuld und Schönheit dem weiblichen Geschlechte zu verleihen vermögen. Ganz Rio jubelte; man erbaute Ehrenpforten, die tausend und wieder Tausende von spanischen Piastern kosteten; — wer konnte auch bei einem so freudigen Ereigniß Geldausgaben scheuen!

Vor allen anderen, dort ansässigen Fremden zeichneten sich aber die Franzosen durch ein geschmackvoll erbautes Denkmal aus, das sie zur Feier dieser glücklichen Begebenheit ohne Geiz und ohne kleinliche Rücksicht aufführten. Wahrlich schien es kein Wunder, wenn eben sie am eifrigsten darauf bedacht waren, den Empfang Amaliens so glänzend als möglich zu machen; denn sie betrachteten die liebliche Tochter ihres Eugen als eine theure Landsmännin, — kam diese auch jetzt nicht aus dem fröhlichen Frankreich, sondern aus dem ernstesten Baiern her.

In die Farben der Unschuld und der Liebe gekleidet, zeigte sich die Herrscherin zum ersten Male ihren jauchzenden Unterthanen; — es war ein Triumphzug, bei dem sie alle Herzen gewann, ehe man ihren

Charakter noch kannte. Das rebellische Brasilien schien sich noch einmal beruhigen zu wollen; die republikanisch Gesinnten verschluckten noch einmal das furchtbare Wort: »*Em baixo o Imperio!*« (Nieder mit dem Kaiserthum!) und folgten wie zahme Lämmer der Alles erobernden Fahne, dem weißen, mit Rosenguirlanden reich geschmückten Kleide der neuen Kaiserin. Niemand mochte wohl damals in Rio de Janeiro ahnen, daß Dom Pedro's Sturz schon so nahe vor der Thüre sei.

Aber schon lagerten sich unheildrohende Wetterwolken um den kaiserlichen Thron, schon brüllte von fernher der Donner, schon zuckten die Blitze, die den Tyrannen zu Boden schleudern sollten. Die Faction war in voller Thätigkeit, während der betäubte Tiger schlief; nur eine Amalie konnte die revolutionäre Stimmung für eine Zeit lang besiegen; aber sie war zu schwach, den furchtbar heranrollenden Fluthen einen festen Damm zu setzen.

Nicht in der Hauptstadt allein, sondern auch in der Provinz Minas geraës hatte sich der politische Horizont in einen dichten, nebeligen Schleier gehüllt. Indianer, Brasilianer, Mulatten, Neger, Portugiesen begriffen die herannahende Gefahr; nur Du, Pedro, Du dachtest nicht daran! Statt Deine Truppen, besonders die Ausländer, so viel als möglich in Rio zu concentriren, ließest Du Dich durch verrätherische Minister und Offiziere verleiten, sie in die verschiedenen Provinzen des Reiches zu vertheilen, und gabst auf diese Weise Deinen Feinden selbst das Schwert in die Hand. Lima, derselbe Mann, der einst Dein Liebling war und jetzt Brasiliens wahrer Regent ist, — Lima und Deine geringe Umsicht haben Dich gestürzt.

Siebzehntes Capitel.

Unruhen in Rio de Janeiro. — Reise des Kaisers in die Provinz Minas geraës. — Intriquen der Deputirten-Kammer. — Lima. — Barbacena. — Montezuma. — Scenen vor der Revolution. — Auflösung der ausländischen Truppen.

Die Weltgeschichte ist ein abenteuerlicher, riesiger Tempel, durch Menschenthath und Menschenwort dem unsterblichen Gotte zur Ehre errichtet; die Chroniken dagegen — und bis hierher ist dies Buch fast nur als eine Memoiren-Chronik zu betrachten — sind die hohen Colonnaden, welche die Wölbung der Kirche tragen, sowie die Tagesereignisse, durch das Alter zu Traditionen und Sagen verklärt, die herrlichen Gemälde bilden, die den Altar zieren. In der Geschichte erblicken wir Vorwelt und Gegenwart in ihrer einfachen Größe, in ihren vollen, perspectivisch concentrirten Verhältnissen; die ganze Natur, das ganze Menschengeschlecht sehen wir handelnd und leidend vor uns aufsteigen, und fast erliegen wir unter dem Totaleindrucke so gewaltiger Wahrheiten; denn: »die Weltgeschichte ist das Weltgericht«. Die Chroniken aber — das Wort Memoire ist nur ein moderner Ausdruck dafür — erzählen einfach, anspruchslos und detaillirt die Begebnisse der Stunden, des Tages, der Jahrhunderte; wir erschauen aus ihnen, wann und wie jene Saat ausgestreut wurde, die jetzt segensreiche oder giftige Früchte trägt, — wann die Sonne ihr gelächelt, wann ihr Ungewitter oder Orkan genahet. Deutlich tauchen flüchtige Gestalten vor uns an der Fläche des Spiegels auf; die Individualität des Beschauers braucht sich hier nicht, wie in der Historie, zu verläugnen; — die Memoiren sind nichts, und wollen nichts sein, als simple

Singvögel, — buntfarbige Stieglitze, die bald im tiefsten Gebüsch, bald im Staube, bald auf den höchsten Zweigen der Platanen ihre geschwägigen Lieder ertönen lassen. Die Chronik ist das Weltverhör.

Das ist die Chronik und die Weltgeschichte; — jene ein wohlbestelltes Gärtchen mit Blumen, Vögeln, Gras, Kartoffeln und anderen Küchengewächsen; auch giebt es darin eine Laube, worin es sich so schön leben und erzählen läßt, denn Sonne und Mond gehören halb mit zum Garten; diese aber, die Geschichte, die scharfsinnig concentrirte Weltchronik, — ein Urwald ist sie mit Eichen und Palmen, mit dem hohen Himmel und dem tiefen Meere, mit Bienen und Honig, mit Laub und Lauben, mit Gotteswort und Menschenthath.

Hier schwingt sich der Stieglitz auf einen hohen, wenn auch nicht grünen, Zweig, und die Memoiren gehören zur Weltgeschichte. Dom Pedro wurde gestürzt, und das Kaiserthum genas eines Kaiserleins.

Revolutionen machen einen Hauptabschnitt in der Geschichte jedes Landes; deßhalb mußte auch hier ein neues Capitel beginnen, das allmählich den Schleier lüftet, der bisher das Gorgonengesicht des brasilianischen Volksaufstandes, der südamerikanischen Aristokratismus-Explosion erhellte. Es soll gezeigt werden, wie eine meuterische Masse, unter dem Deckmantel serviler Höflichkeit, langsam, aber sicher, ihre Pläne zum Umsturz eines Kaiserreichs verfolgend, endlich die Fahne der Empörung aufpflanzte, welche bald weithin über alle Provinzen Brasiliens flatterte; es soll nachgewiesen werden, wie ein zagender Aristokratenbund die Fäden einer fleißigen Demokratenspinne sich zur Hülle und zur Ehrenkleidung webte, wie die Republik als todt's Kind zur Welt kam, wie die Gerechtigkeit,

die in den ersten Akten des vorliegenden Schauspiels die Hauptrolle spielte, am Schlusse von der Bühne abtrat, und, wie ein naseweiser Harlekin mit seiner Peitsche, die Tragödie in ein komisches Vaudeville verwandelte; — es soll gesagt werden, wie Lima, der Jesuit, Lima der Judas, seinem Kaiser den Eid der Treue leistete, hielt und brach; wie eine Revolution, die von Anfang an mehr gerecht als kräftig, mehr lächerlich in ihrer Geschichte, als ernst in ihren Folgen war, allmählich, gleich einer Schlange, aus dem Laubenei kroch. Das Unwetter zieht heran; — Dom Pedro, jetzt ist es Zeit, hohe Zeit, einen raschen Entschluß zu fassen! oder die Blitzpferde zerstampfen den usurpirten Thron, von welchem Du einst den eigenen Vater vertreiben halfst. Wache auf, Langschläfer! Zu den Waffen, zu den Waffen! Du selbst, Dein Land, Dein Weib, Deine unmündigen Kinder, Alles, Alles schwebt in Gefahr! Pedro, sei Dom, Pedro vergiß nicht, daß Du Herrscher bist! — Aber Pedro war hört nicht.

Eine allgemeine Gährung fing um diese Zeit an, wie ein Erdbeben (Lissabon spielte hier thätig mit) die Hauptstadt zu erschüttern; schon sprühten hier und da einzelne leuchtende Funken aus dem schlecht gedämpften Aschenhügel hervor; schon wagten einige speculative Journalisten, mit einer Freimüthigkeit über die Person des Kaisers selbst und über eine Veränderung der bisher stattgehabten Verfassung zu sprechen, die jedem vernünftigen Beobachter als der erste Vorbote einer unheilswangeren Epoche erschien; scham- und werthlose Karikaturen, Meisterwerke englischer und nordamerikanischer Fabriken, zu Spottpreisen verkauft, klebten an allen Fenstern; sogar die kaiserlichen Schauspieler sparten auf den Brettern nichts an Allusionen

auf Pedro-Napoleon und das Seculum der Usurpation, des Erkönigthums.

Der Conde do Rio parde, damaliger Kriegsminister, dem besonders, als gebornem Portugiesen, bei diesen Bewegungen unheimlich zu Muth ward, suchte endlich, dem träumenden Kaiser über den wahren Zustand seiner schlecht geführten Regierung und über »die höchst bedrohlichen, höchst populären Jongleurkünste« der Deputirten-Kammer die Augen zu öffnen, den Staar des wahnsinnigsten Despotismus zu stechen; er bewies ihm, wie unendlich viel daran gelegen sei, daß sich die kaiserliche Majestät einmal den Bewohnern der übrigen Provinzen des Reiches zeige, und hier die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen suche.

Dieser Schritt war auch gewiß im höchsten Grade nöthig; denn schon rottirten sich in der Provinz Minas geraës starke Bande zusammen, die sich, durch ihre Abgeordneten aufgehetzt, in der Hoffnung, eine Gouvernements-Veränderung müsse ihre eigene Lage verbessern, bereit erklärten, für die Zwecke einiger Ehrgeizpropheten und Mysticismus-Missionaire Leben und Blut auf das Spiel zu setzen.

Alles hing jetzt davon ab, die Mineiros durch Leutseligkeit und Prunk zu bestechen; Rio de Janeiro vermochte nicht, sich gegen die Kräfte zu stemmen, welche jene Provinz, wenn sie nur wollte, jeden Augenblick, wie eine Hydra mit unsterblichen Köpfen und Zungen, entwickeln konnte. Eine Reise des kaiserlichen Paares in diese Gegenden schien dem Conde das sicherste Mittel zu sein, die Gemüther auf einige Zeit zu besänftigen, und Dom Pedro, der, ohnehin bei jeder Gelegenheit zaghaft, sich in seiner Hauptstadt dermaßen von Feinden umringt sah, daß sich kaum noch ein anderer anständiger Ausweg zeigte, ging freudig

auf diesen Vorschlag ein. Alle Anstalten wurden getroffen, die hohen Häupter mit der ihrem Stande angemessenen Pracht zu umgeben; der Schimmer der Brillanten, der Glanz des Goldes, der Klang des Silbers, das herablassende Gnadenwort des Souverains, Alles blendet so leicht die Augen des Pöbels; und hier wollte man ja nichts als blenden, nichts als einen Aufschub gewinnen. Eine nicht unbedeutende Anzahl Diener, eine Menge Pferde und Maulthiere sollten theils tragend, theils getragen, dem Triumphzuge folgen; — kurz, der pfiffige Vorschlag des ängstlich auf sich selbst bedachten Kriegsministers schien ohne weitere Schwierigkeit in Ausführung zu gehen.

Schon hofften die Anhänger Dom Pedro's, daß dieser Spazirritt hinreichend sei, das schwache Volk zu gewinnen, das man dann später die Geißel des Absolutismus um desto kräftiger fühlen zu lassen gedachte. Aber der brasilianische Kaiser war kein römischer Cäsar, dem es ziemte, das alte *Veni, vidi, vici* herzubonnern, und stand auch kein Brutus oder Cassius hier an der Spitze der Verschworenen, so gab es doch zwei andere Feinde, die fast noch schwerer zu besiegen waren — Nationalgeist und Freiheitsfönn.

Da trat plötzlich die Deputirten-Kammer mit ihrem ganzen Egoismus auf; sie gebot dem Kaiser, in der Hauptstadt zu bleiben, »weil die jetzige, in Rio allgemein herrschende republikanische Stimmung seine persönliche Gegenwart zum Schutze der Constitution durchaus nothwendig mache«.

Dom Pedro fühlte sich durch eine so anmaßende Forderung beleidigt; er zeigte, wie ein kiffiger Hund, die blutigen Zähne, er betheuerte bei allen Heiligen des Himmels und der Hölle, in die Minas geraes reisen zu wollen, und sollte es das Leben von vielen Hunderten kosten; — er erklärte, daß die Constitution,

die er beschworen, dem Monarchen nicht verwehre, die verschiedenen Provinzen seines Kaiserthums zu bereisen, — und diesmal hatte er insoweit Recht; denn das verbietet, selbst nach dem Buchstaben genommen, kein Artikel der brasilianischen Staatsverfassung. Müßte man es doch auch in Wahrheit einen barbarischen Unsinn nennen, dem Beherrscher eines Reiches nicht erlauben zu wollen, selbst das Land in Augenschein zu nehmen, das er regieren soll.

Die Cortes gaben sich alle nur ersinnliche Mühe, durch Intriguen und Cabalen jeder Art den Kaiser von diesem Entschlusse abzubringen; aber er hatte einmal gesagt: »Ich will!« und damit war es entschieden, daß er reisen würde. Besser wäre es zwar für ihn gewesen, er hätte hier nicht so fest auf seinem Willen bestanden; denn seine Gegenwart schreckte doch manchen der Großen zurück, offen den Conspirirten beizutreten.

Der Tag der Abreise kam also heran; — auf dem Vorhofe der kaiserlichen Quinta zu St. Christovão wimmelte es von Menschen und Thieren, allerlei Geschlechts und allerlei Racen. Da sah man Deutsche und Engländer, Neger und Mulatten, Indier und Italiener, alle beschäftigt, die schweren Sättel auf die Maulesel zu laden, welche stampfend und mürrisch die Bürde erwarteten, die ihren wohlgeformten Rücken bald in den Höcker des Kameels umwandeln sollte; — ungeduldig schlug der eine links, der andere rechts aus, schleuderte die ungewohnte Last auf die Seite, und jagte unaufhaltsam in die blaue Ferne hinein. Zahllose Diener rannten dahinter her, theils das scheue Thier wieder einzufangen, theils die einzelnen Stücke der zerstreuten kaiserlichen Bagage wieder zu sammeln; hier lag denn eine Schachtel, da eine Kiste, dort ein Herrenhut, dort ein Damenstrumpfband, Ketten,

Spangen, Schminkböschchen, Tabatieren; — Alles beim Abwerfen durch die Füße der Esel zerschmettert. Simson, raffe Dich auf! — es giebt hier Eselskinnbacken und Philister genug! Aber Simson träumt. — Unzähliges Volk, das herbeiströmte, den Abzug des kaiserlichen Paars mit anzusehen, begleitete mit lautem Jubel die Flucht der muthigen Bestien, — ein närrischer Carnevalscherz, eine sonderbare Satyre!

Wieder andere dieser Thiere stemmten sich, ihre Eselsnatur weniger verläugnend, den fühlbaren Ermahnungen starker, knotiger Peitschen zum Trotz, gegen die Forderungen der Führer muthig an, und weigerten sich yahnend, auch nur einen Schritt vom Flecke zu weichen; selbst der Zuruf Dom Pedro's, der oben an den Quintafenster den Abzug der saumseligen Caravane erwartete, verhallte fruchtlos an den gespitzten, tauben Ohren; sein donnerndes »Toca esto Diabo!« (Hau' diesen Teufel!) wurde mit stets verdoppelter Kraft befolgt, — aber vergeblich; — mehrere der Langohren fußten einmal so fest am heimathlichen Boden, daß selbst die Qualen der Hölle sie nicht zum Fortschreiten gebracht hätten. Der Befehl, sie niederzustecken, durfte nicht in Erfüllung gehen; denn die Stallmeister wußten zu gut, welche Belohnung ihnen durch einen solchen Dienstleister bevorstehe; kurz, das Eselsgeschlecht erreichte theilweise seinen Zweck; die Mehrzahl der anwesenden, vierfüßigen Rebellen führte man in die Ställe zurück, und brachte statt ihrer andere herbei, die für die trohige Faulheit ihrer Kameraden blutig büßen mußten. Dies war der Anfang der Revolution; das ist die Allegorie-Idee des Ganzen.

Endlich schien die lächerliche Scene beendet, die Thiere waren beladen, der Zug setzte sich in Bewegung und verschwand bald hinter den hohen, grünen

Hecken der kaiserlichen Quinta. Ein Trupp goldgalonirter Diener höheren Ranges paradirte, den Souverain auf dem Vorhofe erwartend. Er kam; die finstere, mürrische Miene, der drohende, befehlende Blick bewiesen, daß er's sein mußte; an seiner Hand schwebte die schöne Amalie daher. Mit ungestümer Eile hob er sie in den Sattel; sie dankte ihm freundlich, mit der einnehmenden Liebenswürdigkeit, die ihre Grazien-gestalt immer umgab.

Endlich warf sich auch Dom Pedro auf seinen braunen Engländer, rief in rauhem Tone der Gattin noch einige Worte zu und ritt, ohne sich weiter um die Umgebung zu kümmern, im raschen Trabe davon. Langsam folgte ihm die napoleonische Kaiserin, nachdem sie vorerst durch einen holdseligen und herablassenden Gruß mit der Hand dem Volke ein Lebewohl gesagt; — aber, da erscholl schon jenes rauschende »Viva!« nicht mehr, das sonst nirgends ausblieb, wo das hohe Paar sich zusammen zeigte.

Das war wiederum ein böses Zeichen, das war wieder ein Beweis, welche schwüle, gewitterverkündende Luft die Atmosphäre der Hauptstadt vergiftete. Kaum wurde das freundliche Adeos der hohen Fürstin mit einer Entblößung des Hauptes erwidert.

Ruhig hatten die Deputirten die Anstalten und endlich die Abreise selbst mit angesehen; ihre Projecte, den Monarchen in Rio zu fesseln, und es ihm auf diese Weise unmöglich zu machen, in der Provinz Minas geraës Verbindungen anzuknüpfen, welche ihrem Uebermuthe verderblich werden mußten, schienen vollkommen gescheitert. Der Kaiser hatte seinen Willen durchgesetzt und ihnen noch einmal gezeigt, daß er alleiniger, regierender Herr des brasilianischen Kaiserthums sei und immerdar sein wolle; aber eben die Ruhe, womit man ihn ziehen ließ, bewies nur zu deutlich,

daß man schon längst andere Entwürfe, andere Pläne zu seinem Untergange geschmiedet.

War Dom Pedro weit von der Hauptstadt entfernt, so hatte man hier nur um so leichtern Spielraum, so standen die ohnehin aufgeregten Gemüther desto eher zu gewinnen, und wahrscheinlich konnte man nur desto schneller und sicherer den ihn erwartenden, jetzt schon unvermeidlichen Untergang vorbereiten. Umsichtig genug sorgten die Cortes auch dafür, daß er seine Zwecke bei den Mineiros fast gänzlich verfehlen mußte; sie suchten das Volk dieser Provinz mit allerlei theils gegründeten, theils ungegründeten, durch Abgesandte von Rio de Janeiro aus, verbreiteten Gerüchten dermaßen gegen seinen Monarchen einzunehmen, daß hier an eine Wiederkehr zur Pflicht kaum noch zu denken, viel weniger aber zu hoffen war, daß es sich je entschließen würde, auf Kosten der Constitution etwas für ihn zu unternehmen.

Ein höhnisch lächelnder Tartüffe, sah Lima, der vor den Augen immer der Freund und hinter dem Rücken der heimliche Feind des Kaisers blieb, seinem folgamen Protector nach, und dachte bei sich: »Gehe nur hin, du Fuchs, in die Falle, an welcher ich selbst als erster Zimmermann arbeitete.«

Dieser Parasit, den sammt seiner ganzen Familie Dom Pedro's Gunst aus niederem Staube auf einen der höchsten Posten im Reiche gestellt, wagte es damals, nach der Versicherung vieler angesehenen Brasilianer, den tollkühnen Gedanken zu hegen, wenn auch nicht das gesammte Kaiserthum, doch einen schönen Theil desselben für sich und seinen männlichen Stamm usurpiren zu wollen. Dank- oder Pflichtgefühl durfte man natürlich von einem Manne nicht erwarten, dessen brutaler Egoismus sich schon deshalb jeder Schul-

digkeit entbunden glaubte, »weil er ein gebornes Landeskind, Pedro aber ein Ausländer war«.

Von diesem so wahnsinnig erneuerten Constitutionsprincip gingen und gehen nun freilich noch jetzt im Allgemeinen die Brasilianer aus; denn selbst die in Brasilien gebornen Kinder portugiesischer Eltern glauben in patriotischem Indigenalwahne, jenen nur wenig oder gar nicht verpflichtet zu sein. Furchtbare Beweise von dieser kaum glaublichen Wahrheit gab die Revolution des 7ten Aprils. Ohne Schaam erklärten die Söhne den Vätern, daß sie sehr wohl damit zufrieden sein würden, wenn diese in ihr Vaterland zurückkehren wollten, sobald man ihnen nur ihr Antheil am Vermögen ausbezahle; — ja, ich hörte einst einen jungen Mann sagen: »Wenn ich wüßte, daß mein Vater ein Pedristo *) sei, so wäre ich, mit dem Beistande aller Heiligen, der erste, qui the cortasse a pescoca (der ihm die Gurgel abschnitte).« — Das sind doch wahrhaft liebevoll kindliche Gefühle, — das ist eine erspriessliche Politik! Die portugiesischen Väter erkannten durch die schmerzhafteste Erfahrung, mit wie großer Liebe die theuren Sproßlinge an ihnen hingen, nahmen denn freilich auch kein Blatt vor den Mund, und wohl hundert Mal hörte ich den europäischen Papa seinem transatlantischen Söhnlein den Ehrentitel *Filho da puta de hum Brasileiro* (brasilianisches S....kind) zurufen. Dies allein ist, meiner Meinung nach, hinreichend, ein sprechendes Bild von dem innern Leben der excentrischen Familien zu geben, wo sich Portugiesen und Brasilianer in aufsteigender Linie gepaart finden.

Lima also, der verrätherische, heimtückische, hinter-

*) Dieser Ausdruck bezeichnet Diejenigen, welche zum Vortheil Dom Pedro's gegen die Constitution arbeiteten.

terlistige Scheinheilige, — Lima der Wurm, den Dom Pedro's Gnade zum Ungeheuer mit dräuenden Zähnen verwandelte, — Lima der Hohepriester des selbsterschaffenen Gözen, das zu früh zur Welt gekommene fünfbeinige Kalb einer alten Apisreligion, verrieth seinen Meister und Herrn, bevor der Hahn noch gekräht.

Zu welchem niedern Interesse, zu welchen schändlichen Zwecken wurde hier das Wort Patriotismus benutzt! Derselbe Mann, der nur für seine habstüchtige Individualität handelte, durfte wenige Monate später seinen Landsleuten zurufen: »Was ich that, geschah aus Liebe zu Euch und unserem Vaterlande!« — Scheu nur, und behutsam, wie die buntgesprenkelten Schlangen seines Vaterlandes, die, langsam im Grase fort kriechend, dem menschlichen Fußtritt ausweichen, hatte Lima bis jetzt seine Pläne für die Zukunft verfolgt. Er stand bereits seit langer Zeit mit dem größten Theile der Deputirten in geheimer Verbindung; allein, wie mit einer eisernen Maske bedeckt, waren die echten Züge seines heimtückischen Gesichts bisher sowohl dem Kaiser, als dem, in mancher Hinsicht etwas beschränkten Grafen von Rio parde fremd geblieben. Jetzt, da der Kaiser bereits ziemlich entfernt, und eine schnelle Rückkehr desselben nicht zu erwarten war, trat er dreister, frecher, jedoch immer noch so auf, daß ihm für den Nothfall ein sicherer Rückzug offen stand. Damals war er Gouverneur der Provinz Rio de Janeiro, und als solcher Chef der sämtlichen, in diesem Theile des Kaiserreiches befindlichen Truppen; demnach lag ihm zunächst daran, sich die Liebe seiner Untergebenen zu erwerben, und er sparte wahrlich keine Mühe, Mittel als Silber-, Zweck als Kupfergeld auszugeben.

Bei einigen brasilianischen Jägerbataillonen gelang ihm sein Vorhaben so ziemlich; weniger Eindruck aber

mußte seine Ueberredungsgabe auf die reitende Artillerie, die Ehrengarde und das Kaiserbataillon, die bessern und ausgewählteren Corps der Armee, gemacht haben; denn diese erinnerten sich noch am Tage der Vertreibung Dom Pedro's ihres einmal geschworenen Eides, und verließen ihren Herrscher und Vater erst dann, als er selbst, wie weiland der weinende Aeneas, das Hasenpanier ergriff. Daß er sich an das einzige, damals in der Hauptstadt anwesende deutsche Bataillon mit seiner verlockenden Syrenenstimme nicht wandte, bedarf wohl keiner Versicherung; es wäre ja an und für sich der größte Unsinn von der Welt gewesen, Soldaten ihre Pflicht vergessen machen zu wollen, die damals noch mit unwandelbarer Treue an Dom Pedro hingen, und ihn in diesem fremden Lande als ihren einzigen Schutzherrn ansahen. Ueberdem hatten wir bereits einen weit richtigern Begriff über die wahren Gesinnungen des Generals Lima, als der Kriegsminister und die Majestät selbst, und um so weniger Hoffnung waltete ob, diese zwar an Zahl nicht bedeutende, aber von Muth und Liebe zu ihrem Monarchen beseelte Schaar für die Pläne einer im Dunkeln brütenden Faction gewinnen zu können.

Immer enger und enger zog sich allmählich das Band zusammen, wodurch sich die Verschworenen (meistens Deputirte) verknüpft sahen, das Band, welches nun bald dem Kaiser die Kehle zuschnüren sollte. Heimliche, nächtliche Zusammenkünfte fanden statt, wo »die Ritter des Nebels«, die Buben eines aristokratisch-republikanischen Solospiels, unter dem Vorwande, daß man sich über das Wohl und Wehe des Staats berathschlage, die schwärzesten Pläne zum Untergange des Kaisers schmiedeten. Ich nenne diese Pläne schon deshalb schwarz, weil man nicht die Aufrechthaltung der Constitution bei solchen Zusammen-

künftigen beabsichtigte, sondern im Trüben »Haifische mit Häringen zu fangen«, und bei einer Staatsumwälzung einen höhern Rang, einen Orden oder klingende Münze zu erhaschen hoffte.

Manche unter den Häuptern der Leute, die hier im Dunkel der Nacht ihre Versammlungen eines lichtscheuen Behmgerichtes hielten, spornte auch wohl die Rache an, ein Unternehmen zu beginnen, welches trotz der Abwesenheit des Kaisers, noch immer halzbrechend genug zu nennen. Unter diesen Letztern zeichnete sich unser ehemaliger, auf eine schimpfliche Weise von seinem Commando abgerufener General en Chef, der vielgenannte Marquez de Barbacena, aus. Seitdem in Ungnade gefallen, seitdem keine Hoffnung mehr vorhanden schien, daß er je wieder den Auftrag erhalten werde, für Brasilien wucherische Anleihen in England zu machen, bei welcher Gelegenheit er seine unermesslichen Güter noch vermehren könnte; seitdem es er für ihn keine Generalstitel und keine Orden mehr gab, hatte er dem früher vielgeliebten Kaiser ewigen Haß zugeschworen. Es war ihm voller Ernst mit diesem Schwur, — davon zeugte die nie gekannte Freigebigkeit des sonst so geizigen Mannes; er sparte nichts, weder Einfluß, Chikane, noch Mammon, um alles verlaufene Gesindel zusammen zu treiben und für seine Pläne zu gewinnen; — die schönen, blanken spanischen Piaster flogen wie Kupferpfennige in alle Winkel der Hauptstadt, und natürlich gab es schmutzige Fäuste genug, sie aufzusammeln.

Einen Theil der Conspirirten, und zwar bei weitem den größeren, trieb also Hab- oder Ehrsucht, an der Verschwörung Theil zu nehmen, einen andern unbefriedigtes Rachegefühl, und einen dritten, den kleinsten endlich, wahre Vaterlandsliebe. Unter den Ersteren zeichnete sich Lima, unter den Zweiten Bar-

bacena aus, und zu dem letzten, unbedingt dem bessern Theile, mußte man den eben so unternehmenden, als einsichtsvollen Deputirten Montezuma rechnen. Dieser Mann hatte schon in früheren Zeiten für das Interesse Brasiliens sein Vermögen und selbst seine Freiheit auf das Spiel gesetzt, ohne daß er die Aussicht gehabt hätte, durch solche Aufopferungen sich einen andern Dank, als die Liebe seiner Landsleute zu erwerben.

Montezuma war ein eifriger Republikaner, und ging von der fixen Idee aus, daß Brasilien nicht glücklich sein könne, so lange es den Titel einer Monarchie führe. Das liberale Nordamerika schwebte ihm immer vor Augen, er wollte seinem Vaterlande eine ähnliche Verfassung geben; — Schade nur, daß der gute Mann nicht bedachte, wie sehr verschieden beide Länder und deren Bewohner von einander sind. Als Nordamerika das Joch englischer Tyrannei abschüttelte, war es völlig reif, ein selbstständiges, freies Reich zu bilden; es stand bereits auf einer Stufe der Cultur, die mancher europäische Staat noch lange nicht erreichte; — in den Adern dieses Volkes rollte, wenn auch nicht in seiner vollen Reinheit, doch immer noch das glühende Blut eigenthümlicher Nationen, welche die Natur in ihrem Schöpfungsübermuthe weit kräftiger ausrüstete, als jene Engländer, Deutsche und Franzosen, von denen doch die jetzige Generation im transatlantischen Kaiserreiche größtentheils abstammt; — Wissenschaften und Künste hatten bereits ihren Thron hier aufgeschlagen, den kein englischer Cabinet-befehl mehr umzustürzen vermochte.

Aber wie viel anders in Brasilien? Welche Weise konnte Montezuma aufstellen, daß sein Vaterland für die Verfassung, die er ihm zu geben wünschte, schon weit genug vorgerückt sei? Diese Abkömmlinge

von Portugiesen (und das waren noch die nobelsten), von Indiern und Negern aller nur erdenklichen afrikanischen Rassen durfte sich doch nicht einem Volke gleichstellen wollen, dessen Industrie heut zu Tage einen Grad erlangte, der die ganze Welt in Erstaunen setzt. Der brave Montezuma würde wahrlich in der Rolle Washington's schlecht debütirt haben, wenn ihm ein günstiges Fatum diese, in Folge seiner gelungenen Projecte, auch wirklich zugetheilt.

Brasilien lag immer noch gefangen in den Ketten des Aberglaubens und des Katholicismus; es war noch viel zu schwach, das matte, unsichere Haupt zu erheben, es bedurfte noch eines Herrschers, — aber dieser Herrscher mußte kein Peter sein, sondern ein Monarch, der Verstand genug besaß, den unendlichen Mängeln seines Reiches abzuhelpen und, wenn es Noth that, kräftig durchzugreifen. Ein anderer Friedrich der Zweite mußte hier auftreten, der, durch eine starke militairische Macht unterstützt, zuerst diesen Mulattenbanden den Zügel des Gesetzes angelegt, und dann sich mit Eifer der ausländischen Colonisten angenommen hätte; denn diese Leute brachten nicht allein ihre Arme zur Bebauung des unbenutzt daliegenden Bodens, sondern auch europäische Cultur und Künste mit.

Das Alles hatte Montezuma übersehen. Von einem überspannten Freiheitschwindel ergriffen, blieb ihm nicht gehörige Zeit zu überlegen übrig, ob ein Land unter einer monarchischen Regierung nicht ebenfalls frei und glücklich sein könne; Brasilien sollte und mußte, seinen Ansichten nach, eine Republik sein. Er hatte einst den alten Lafayette in Paris gesehen, und glaubte schon dann ganz im Sinne dieses großen Mannes zu handeln, wenn er nur in seinem Vaterlande Alles umstürzte, ohne ans Aufbauen zu denken;

dennoch blieb er, wie gesagt, unter den Verbündeten allen einer der Bessern, weil seine tollkühnen Handlungen kein Privatinteresse, sondern nur reine, ungeschminkte Vaterlandsliebe leitete.

Was es für Leute waren, mit denen er sich damals zum Sturze Dom Pedro's verband, und aus welchen Gründen diese Antheil an der Verschwörung nahmen, mußte ihm unter solchen Umständen völlig gleich sein, wenn er nur seinen Zweck erreichte; daß er indessen die meisten dieser Heuchler durchschaute, davon zeugten seine donnernden Reden in der Deputirten-Kammer, worin er besonders einen gewissen Evariste — einen Wolf im Schafspelze — auf das Heftigste angriff.

Um die Abwesenheit des Kaisers nun schnell und entscheidend zu benutzen, suchte man mit Geldbestechungen, dem gewöhnlichsten Universalmittel, das gemeine Volk zu gewinnen, einen Haufen Mulatten aufzuwiegeln, welcher des Nachts mit dem Geschrei: »Viva a liberdade americana!« (Es lebe die amerikanische Freiheit!) und wohl selbst »Viva a republica!« (Es lebe die Republik!) durch die Straßen der Hauptstadt zog. Mit Knütteln und Messern bewaffnet, oftmals in Banden von 30 bis 50 Individuen, spotteten sie der Drohungen der furchtsamen Polizei, welcher man überdem den Befehl ertheilte, keine voreilige Strenge anzuwenden. Niemand war des Abends mehr auf der Straße seiner Ehre, seines Lebens sicher; den ersten besten Bürger, der friedlich den Heimweg zu seiner Wohnung suchte, umringten diese Wütheriche und fragten mit erhobenen Stöcken oder Dolchen: »Quem viva?« (Wer lebt?) Wehe dem Unglücklichen, der antwortete: »Dom Pedro primeiro!« — er wäre augenblicklich ein Opfer des Todes geworden. Man drang in die Vendas ein, forderte

ungestüm Wein, Caraga, Zigarren und Befriedigung der Sinnenlust; zuletzt zog dann die halb betrunkene Bande wieder weiter, ohne dem armen Wirth das Geringste zu bezahlen. Am meisten traf dies Loos aber die Portugiesen; denn diesen hatte man den Tod hundertfach zugeschworen, weil sie für natürliche Anhänger des Kaisers galten, und man auch bei ihnen noch, wohl nicht ohne Grund, das meiste Geld zu finden vermuthete.

Schon jetzt ward der Prolog zu dem großen Trauerspiele gesprochen, welches nun bald beginnen sollte. Ich nenne die Revolution des 7. Aprils selbst kein Trauerspiel; denn sie ist eigentlich nur als eine Hasenjagd zu betrachten, wo der furchtsame Dom Pedro, von gut abgerichteten Hunden gehekt, davon lief, ohne daß die Schützen nöthig gehabt hätten, ihre Gewehre abzufeuern; wohl aber waren die Folgen und die unzählbaren vorhergehenden und nachkommenden Ermordungen tragischen Inhaltes genug. Keinen Morgen beschien mehr die Sonne die Straßen der Hauptstadt, ohne sie vom Blute der Erschlagenen geröthet zu sehen.

Hier nur in aller Kürze einige solcher Scenen, die ungefähr einen Begriff von der Bosheit und Niederträchtigkeit geben können, womit diese Bastarde des Tages und der Nacht gegen die in Rio anwesenden Europäer verfahren.

Ein junger Portugiese, der einzige hoffnungsvolle Sohn liebender Eltern, hatte sich eines Tages in einer fröhlichen Gesellschaft etwas verspätet, und kehrte erst gegen 11 Uhr Abends in seine Wohnung zurück. Als er nun auf dem Heimwege in die Rua St. Jozé, eine etwas enge und dunkle Straße, gelangte, tritt ihm plötzlich ein stämmiger Mulatte mit dem Geschrei: »Quem viva!« entgegen. Der junge, vom Portwein

belebte und etwas benebelte Mann, der in der Dunkelheit nicht sogleich den Fragenden zu erkennen vermag, und in der Meinung steht, daß ihn eine Patrouille *) anrufe, antwortet ruhig: »Amigo!« (Freund). Rasch tritt jener sodann auf ihn zu und wiederholt mit aufgehobenem Knüttel seine ungebürliche Frage. Der Portugiese erkennt seinen Irrthum und begreift jetzt, in welchem Sinne das verhängnißvolle Wort zu nehmen; da er sich aber nicht verpflichtet fühlt, einem einzelnen Bagabunden sein politisches Glaubensbekenntniß abzugeben, so erhebt er ebenfalls muthvoll seinen Spazierstock, und fordert den Mulatten mit wenigen, ernstern Worten auf, ihn ruhig seiner Wege ziehen zu lassen. Doch der brasilianische Sansculotte schlägt augenblicklich auf ihn los, und im Nu sind beide handgemein geworden. Die Gewandtheit des jungen Mannes balancirt die überlegene Kraft seines Gegners, und der Kampf scheint zweifelhaft; — da stürzen zwei Andere aus ihrem Hinterhalte hervor, und von fünf meuchelmörderischen Messerstichen durchbohrt, sinkt der unglückliche Jüngling blutend und leblos zu Boden. Hierauf nehmen die patriotischen Mörder ihrem gräßlich verstümmelten Schlachtopfer noch die wenige Barschaft, Hut und Uhr ab, und wandern dann mit den Worten: »Hum Filho do reino de menos!« (ein Kind des Königreichs weniger) sehr ruhig und gelassen von dannen.

Dieser ganze scheußliche Auftritt fiel dicht unter den Fenstern eines angesehenen Bürgers vor, der am andern Tage, noch voller Schrecken, den Hergang der Sache erzählte. Er war selbst ein Brasilianer, und

*) *Quem viva* heißt eigentlich „Wer lebt!“ oder „Wer soll leben?“ doch wird es von Patrouillen wie im Deutschen das „Wer da?“ gebraucht.

verwünschte die Mörder, hatte jedoch nicht Muth genug besessen, dem unglücklichen Hülfbedürftigen Beistand zu leisten; — sowie man denn überhaupt in Rio de Janeiro von dem Grundsatz ausgeht, auf der Stelle Thüren und Fenster zu schließen, sobald der Ruf: »Mord!« ertönt; wodurch die schwarzen Verbrechen dieser räuberischen Nachtvögel nur um so leichter in das tiefste Dunkel gehüllt werden.

Aber nicht genug, daß Mordthaten aus Raubsucht oder Haß gegen die Portugiesen vorkamen; nein, oftmals diente der Ausdruck: »Das ist ein Pedristo!« nur zum Deckmantel, um frühere Beleidigungen zu rächen, oder einem beglückten Nebenbuhler die verliebten Aeuglein zuzudrücken.

Eine Dame edler Geburt in Rio, eine nur sehr mittelmäßige Schönheit, die, Gott weiß, auf welcher berühmten oder berühmigten Schule, die Kunst, der Männer Herzen zu berücken, von Grund aus studirt hatte, zählte zu ihrem ansehnlichen Heere von Unbetern auch einen Portugiesen, den sie vor allen andern auszuzeichnen schien. Ein Schwarm junger Brasilianer, meistens alle eben so reich an Ahnen, als arm an Lebensgütern, schmachtete schon seit langer Zeit vergebens zu den Füßen der stolzen Leucadia; doch unser Lusitanier, obgleich weder jung, noch schön, wohl aber reicher, als seine sämtlichen Nebenbuhler, lief ihnen allen durch zahlreiche, prächtige Geschenke den Rang ab. Gern hätte man ihm nun wohl die Hauptrolle, das heißt die des Zahlmeisters, überlassen, wenn man nur bei Gelegenheit als Nebenperson zuweilen einmal hätte mitfiguriren dürfen, aber der Portugiese war zu eigensinnig und eifersüchtig dazu; er gebot seiner leichtsinnigen Dulcinea, künftighin die häufigen und kostspieligen Besuche so viel als möglich aus dem Hause zu entfernen. Die Dame opponirte

sich heftig, diesem grausamen Befehle zu gehorchen; der Liebhaber blieb fest bei seinem Willen, selbst die Thränen und endlich die Krämpfe, womit sich die Schöne befallen wähnte, konnten den Starrsinn des ungalanten Haustyrannen nicht beugen. Was war zu thun? — sollte sie dem wenig delikaten Manne den Abschied geben, und sich irgend einem jener süßen Troubadours in die Arme werfen, welche bisher das Haus belagerten, als ob an der Eroberung des Castells so viel gelegen wäre, wie einst an dem Besitze des Capitols zu Rom, oder der Festung von Troja? Ja, das wollte sie; — unter diesen zahlreichen Anbetern mußte doch gewiß einer sein, der ihr empfindsames Herz zu besitzen verdiene. Sie ließ augenblicklich die ganze Freierarmee Revue passiren, und siehe, da fanden sich mehr denn zwanzig, die alle, was die äußern Vorzüge betraf, weit mehr eine so brillante Eroberung, wie sie, gemacht zu haben verdienten.

Aber — aber, jetzt fiel ihr erst ein, daß zur Unterhaltung ihres Puges und eines unordentlich geführten Haushaltes vor Allem auch Geld erforderlich sei, und dieses Geld — woher es nehmen? Die zwanzig Auserkornen mußten also noch einmal im langsamen Parademarsch an ihrem Gedächtnisse vorbei defiliren, und — o des Schreckens! — da war auch nicht ein Einziger, der etwas Anderes, als Schulden besaß. — Was konnte sie nun weiter thun, als den Lusitanier beibehalten, der ihr jetzt durch seine wahnsinnige Strenge nicht mehr wie ein Liebhaber, sondern wie ein Barbar erschien, dessen Befehle man befolgen muß, um nicht etwa gar die gewichtige Karbatsche fühlen, oder vor Hunger umkommen zu müssen. Wenn man denn auch bei solchen Angelegenheiten nur der eisernen Nothwendigkeit gehorcht, so geschieht es wahrlich mit finstern Groll, und besonders bei einer Südländerin

drängt sich dann auch das kochende Blut mit ungebändigter Rachsucht und ängstlicher Qual zum Herzen.

So ging es auch unserer Leucadia; sie schwur mit tausend Thränen, sich an ihrem Liebhaber zu rächen, gleichviel auf welche Weise. Während sie nun gegen den bevorzugten Portugiesen noch immer dieselbe Liebe und Anhänglichkeit heuchelte, wie früher, verrieth sie ihren übrigen Verehrern, daß sie den Befehl habe, ihnen in Zukunft den Eintritt in das Haus zu verbieten. Die erwünschte Wirkung blieb nicht aus; die Brasilianer schimpften und fluchten, ja, versprachen sogar, bei erster Gelegenheit dem ungeschliffenen Ausländer eine Lehre zu geben, woran er ewig denken solle. Leucadia ahnete vielleicht damals nicht, von welchen traurigen Folgen ihre hinterlistige Aeufferung sein könne; sie glaubte vielleicht, daß man dem verliebten Portugiesen nur gehörig den Rock am Leibe ausklopfen werde, und dies war ja eben ihr Wunsch; aber daß man nach seinem Leben trachten würde, daran hatte sie wohl schwerlich gedacht. Der Mensch denkt, Gott lenkt; — die Brasilianer verabredeten sich sogleich, ihrem Nebenbuhler bei seinen nächtlichen Wanderungen zu der Geliebten aufzulauern, und ihm durch einige Fagadas das Lebenslicht auszublasen.

Ohne etwas Urges zu vermuthen, geht also eines Abends der begünstigte Liebhaber dem Hause seiner Theuren zu, nicht ahnend, welches Schicksal ihn auf diesem Wege ereilen soll. Der helle Mondschein, der Feind aller nächtlich schwarzen Thaten, beleuchtet die Straßen der Hauptstadt und wiegt ihn in noch größere Sicherheit, so daß er selbst die eilenden Schritte nicht beachtet, die rasch seiner Spur folgend, immer näher hinter ihm erschallen. Da ertönt plötzlich das verrätherische »Quem viva!« und zu gleicher

Zeit durchzuckt ihn ein heftiger Schmerz. Ein Dolch-
stich hatte ihn an der linken Schulter getroffen.

Rasch und gewandt dreht sich der Lusitanier um, erhebt seinen Knotenstock, und mit einem einzigen, kräftigen Schläge streckt er den heimtückischen Banditen zu Boden; doch in demselben Augenblicke dringt ein ganzer Trupp anderer Vermummter auf ihn ein; vergebens sucht er sich noch einen Augenblick zu vertheidigen, schon strömt das Blut aus drei tiefen Wunden; da ergreift er die Flucht und erreicht glücklich das Haus seiner Geliebten. Voll Entsetzen schreit diese bei dem Anblicke des mit Blut übergossenen Menschen laut auf; sie hat nicht die Besinnung, schnell die Thüre zu verschließen, und als sie endlich das Opfer ihrer Intrigue erkennt, ist es zu spät; — denn schon sind die Mörder eingedrungen, schon haben mehrere gut gezielte Stiche das innerste Leben des Unglücklichen getroffen.

Laut schluchzend wirft sie sich über den Sterbenden hin, in brennenden Küssen saugt sie gierig sein Herzblut, — ein Vampyr der Rache, des gekränkten Ehrgefühls, der wiedererwachenden Liebe; dieser stößt sie mit krampfhafter Anstrengung von sich zurück, — er hat die Stimme des einen Mörders erkannt, er hat noch Besinnung genug, den ganzen Zusammenhang dieser schändlichen Cabale zu errathen; — ein schrecklicher Fluch über die ungetreue Geliebte ist das letzte Wort, das sich seinen bebenden Lippen entwindet. Der Familie des Ermordeten fehlte es weder an Kraft, noch Willen, das jus taglionis zu üben; sie scheute keine Geldausgaben, den Urhebern dieser schändlichen That auf die Spur zu kommen, aber alle Mühe blieb vergebens; die reuige Laiß, welche für ihr eigenes Leben zitterte, bekannte nichts, — und da dergleichen Ermordungen damals schon fast täglich vor-

fielen, so gerieth die ganze Geschichte sehr bald in Vergessenheit. Die Polizei durfte es ja auch nicht einmal wagen, ernstliche Untersuchungen anzustellen, oder gar die blutdürstige Dulcinea zu inquiren; denn ihre eigenen Diener und Agenten pflegten zu jener Zeit sich gewöhnlich bei allen dergleichen Fällen selbst mit verwickelt zu sehen, besonders wenn dabei etwas zu profitiren stand.

So hatte auch einst eine schwache, ältliche Dame eine nicht unbedeutende Erbschaft an baarem Gelde gemacht, die sie in ihrer Wohnung aufbewahrte, ohne jedoch irgend Jemand etwas davon zu sagen. Aber trotz ihrer Vorsicht witterten einige Bagabonden den kostbaren Braten, und machten sogleich den Plan, die schwache Frau zu überrumpeln und den Mammon zu entwenden. Während diese Letztere also, mitten in der Stadt wohnend, sich ganz sicher träumt und über eine vortheilhafte Zinsanwendung ihres Capitals nachsinnt, erscheint eines Morgens früh eine Schwarze bei ihr und überreicht einen anonymen Brief, worin man sie auffordert, sogleich ihre Zuflucht zu der Polizei zu nehmen, indem noch in derselben Nacht durch verschiedenes Raubgesindel ein Einbruch in ihr Haus beabsichtigt sei. Erschrocken befolgt die Frau sogleich den Rath des wohlmeinenden Warners, und drei Polizeisoldaten nebst einem Unteroffizier erhalten den Befehl, die Nacht über in ihrem Hause zu wachen.

Gegen drei Uhr Morgens wird wirklich die Thüre geöffnet, und zwei Vermummte schleichen langsam herein. Endlich schließt man auch die Schlafkammer der Dame auf, und zwingt sie, durch gar begreifliche, drohende Pantomimen, aufzustehen, um den bewußten Schatz herauszugeben. Zitternd führt Senhora die beiden Diebe in das anstoßende Zimmer, wo bereits die Häscher ihrer warten. In demselben Augenblicke

sind sie auch schon umringt und ergriffen. Da zieht einer der Vermummten den Unteroffizier in eine Ecke des Zimmers, und, der Dame den Rücken zukehrend, demaskirt er sich, indem er in schneidendem Tone fragt: »Kennst Du mich?« Erschrocken weicht der Angeredete einige Schritte zurück und verbeugt sich tief vor dem Verkappten, der augenblicklich die Maske wieder vorthut; die ganze Wache zieht sich auf Befehl ihres Unteroffiziers zurück, und beide Vermummte sind mit der Senhora allein, der nun nichts übrig bleibt, als ihre Baarschaft ohne Sträuben herauszugeben.

Einen auffallenderen Beweis von niederträchtiger polizeilicher Verwaltung kann man doch wohl nicht leicht erdenken oder erwarten. Ganz Rio kannte die Geschichte; sie wurde selbst dem Kaiser hinterbracht, als dieser von seiner Reise zurückkehrte, aber Alles umsonst; es mußten hohe Personen im Spiele gewesen sein, deshalb hielt man es für das Beste, die obdöse Sache zu unterdrücken; das Geld war einmal gestohlen, die arme Frau hatte das leere Nachsehen und den Traum von einer großen Erbschaft.

In solchen Scenen bestand also das Vorspiel der Dinge, die da kommen sollten, das Präludium der schon componirten und im Stillen geprüften Operabuffa.

Durch Bestechungen aller Art gelangten die Verschworenen endlich dahin, sich einen Anhang zu erwerben, den ein Gewitter über das kaiserliche Haupt zusammentrieb, wogegen Se. Excellenz der Herr Kriegsminister keinen Blizableiter mehr zu erfinden mußte. Voller Angst zog sich dieser so viel als möglich von den öffentlichen Verhandlungen zurück, und ließ in Gottes Namen in der Hauptstadt Alles gehen, wie es der Zufall oder die Einwirkung der

rebellischen Deputirtenkammer fügen wollte. Während der Monsenhor still schwieg, schrien sich die Verschworenen, wie die Vögel in der Brunstzeit, beinahe die Kehle ab, streuten, vor wie nach, Geld unter das Volk aus, und der Danaëregen befruchtet stets am besten den Boden, — nun gar in einem Lande, wo man sogar sein Seelenheil für Kupfermünze erkaufen kann.

Ganz im Gegensatz zu den letzten Ereignissen in Portugal, nahm hier wenigstens die niedere Geistlichkeit die Partei des Volkes wider den Monarchen; nur der höhere Klerus, lauter geborene Portugiesen, blieb aus sehr begreiflichen Interessen dem Kaiser getreu. Aber eben diese ungeordneten Pfaffen besaßen bei weitem größern Einfluß auf das gemeine Volk, als ihre Vorgesetzten. Sie ertheilten für eine Kleinigkeit, als hundert Reis, zwei Backenstrieche, einen Kuß u. s. w., den größten Bösewichten und den schönen Sünderinnen völlige Absolution ihrer Verbrechen, — besonders wenn es sich um die Ermordung eines Ausländers handelte. Das erbauliche Liedlein, das noch zu Luthers Zeiten ein päpstlicher Sündenbock in Deutschland sang, galt auch jetzt für das brasilianische Kaiserthum:

„Sobald das Geld im Kasten klingt
Die Seele aus dem Fegfeu'r springt.“

Nach und nach gestalteten sich die Auftritte, welche bereits die Hauptstadt mit Schrecken erfüllten, immer häufiger und öffentlicher; von allen Seiten strömten Klagen und Beschwerden herbei; die dringendsten Vorstellungen wegen schneller Verhinderung dieser schändlichen Mißbräuche kamen erst bei der Polizei, dann beim Ministerium, und da dies Alles nichts half, bei der Deputirtenkammer ein. Dies eben hatten die Cortes gewollt, schon jetzt schien ihre Absicht zur Hälfte erreicht. Unter dem Vorwande, »das Vater-

land schwebte in Gefahr«, setzte man die bisher geheim gehaltenen Versammlungen nun ganz öffentlich fort. Ohne Befehl, und auch ohne nur um Erlaubniß anzufragen, kamen sie so plötzlich und unerwartet zusammen, daß man von Seiten des schwankenden und eingeschüchterten Ministeriums an eine Verhinderung dieser Assembléen nicht mehr denken durfte. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend war von nun an das geräumige, in gothischem Styl aufgeführte Gebäude, worin sie ihre Berathschlagungen hielten, durch Menschen aus allen Klassen und Ständen belagert; Jedermann wollte wissen, welche Mittel man zu ergreifen sich entschliefte, dem schrecklichen Unfuge zu steuern, und was überhaupt der erste Gegenstand sein könne, worüber man in der Deputirtenkammer verhandeln werde. Und siehe da! — das Erste, worüber man debattirte, war die Abschaffung sämmtlicher ausländischer Truppencorps. —

Hier gehört wahrhaftig ein recht großer Gedankenstrich her; denn, wenn Brasilien jemals eine starke Militairmacht nöthig gehabt, so war es doch wohl in eben diesem Momente, wo sich so unzählige, schaudererregende Excesse, so viele Gräuel, Fehltritte, Irrthümer und Verbrechen zutrug. Doch kann dies auch zugleich als Beweis dienen, daß die Deputirten, als sie die Verabschiedung aller ausländischen Truppen dekretirten, nichts weniger, als das Wohl oder Wehe des Vaterlandes beabsichtigten, sondern nur, von Privatinteressen geleitet, einzig darauf bedacht waren, den Kaiser zu vertreiben, der, ihrer Meinung nach, die Fremdlinge auf ihre Kosten begünstigte.

War es auch wirklich der Fall, wurden die Fremden in der That bevorzugt, so konnte auch nichts natürlicher sein, als eben dies; — waren ja die Brasilianer viel zu dumm, als daß man sie zu

irgend einem, Verstand oder Kenntniß erfordernden Geschäfte hätte gebrauchen können; höchstens taugten ihre Köpfe dazu, die Mauern damit einzurennen; doch da es an dieser Stätte in jener Zeit keine Städte und Festungen zu erobern gab, und für dergleichen Zwecke auch bereits das Pulver von Chinesen und Deutschen erfunden ist, so mußte man sie wie eine Maschine betrachten, die nur durch eine Kraft von Außen her regiert zu werden vermochte.

Während nun auf diese Weise in der Hauptstadt des Kaiserthums Alles über und über ging, hatte der Beherrscher dieses kolossalen Reiches seine Reise in der Provinz Minas geraës ganz wohlgemuth fortgesetzt, und lebte bereits in St. Joas d'el Rey an der Seite seiner schönen Gemahlin, wie einst Antonius bei der verführerischen Kleopatra, unbesorgt um das Schicksal, das sowohl dem Lande, als auch seiner eigenen Person bevorstand. Das kaiserliche Paar hatte man auf diesem Zuge allenthalben mit lautem Jubel empfangen, besonders war man über die junge Kaiserin ganz entzückt, in der man die wiedererstandene, unsterbliche Leopoldine zu erblicken glaubte. Blumen aller Farben zierten den Weg, wo die Majestäten vorbeizogen, überall waren Ehrenpforten erbaut, und die Viva's tönten von dem Augenblicke an, wo der Kaiser die Provinz Rio de Janeiro überschritten, bis nach St. Joas d'el Rey unausgesetzt fort. Bei einer solchen Stimmung glaubte Dom Pedro leicht das Volk für seine Pläne gewinnen, die constitutionelle Verfassung verwerfen, und eine absolute Regierung einführen zu können. Während er aber noch in einzelnen lichten Momenten leichtfertig darüber nachsann, auf welche Art dies wohl am besten ins Werk zu setzen sei, hatten seine Feinde in der Hauptstadt bereits kräftig gehandelt, und wie ein Donnerschlag traf plötzlich die Nachricht sein Ohr,

daß die Deputirten, ohne zusammenberufen zu sein, sich wider seinen Willen dennoch, wie einst die revoltirenden Franzosen im Ballhause, eigenmächtig und haufenweise versammelten.

Da verslog auf einmal, wie dichter ossianischer Nebel, der Traum von einer unbegrenzten Liebe seines Volkes und einer unerschütterlichen Festigkeit des Throns. Die blöden Augen öffneten sich; wohin er sah, war Gefahr, und schwarz, wie der Eingang zum Acheron, lag die dunkle Zukunft vor seinen unstillen Blicken. Vergebens wandte er sich in dieser Verlegenheit an seine Umgebung; ein bedeutungsloses Achselzucken, eine Verzerrung der Gesichtsmuskeln enthielten in der Regel die ganze, nichtsagende Antwort. Da entschloß er sich endlich, selbst, und zwar so rasch als möglich, zu handeln.

St. Joaõ ist, wenngleich nicht die Hauptstadt der Provinz Minas geraes (denn dies ist Villa rica), doch bei weitem der reichste, größte und durch einen sehr ausgebreiteten Handel auch der bedeutendste Ort dieses eben so großen als reichen Landstriches. Seine Einwohner, wenigstens der vermögende Theil derselben, bestehen fast nur aus gebornen Portugiesen, deren Einfluß sich auf die Bürgerquantität der ganzen Provinz sehr auffallend äußert, da fast alle Bewohner des Innern den in St. Joaõ ansässigen Kaufleuten verschuldet, und eben deshalb in mancherlei Bezug verpflichtet sind. Sehr richtig hatte also Dom Pedro speculirt, wenn er vorerst seine Reiseroute hieher nahm; denn von den reichen Portugiesen, seinen Landsleuten, und deren Anhänge durfte er wohl am sichersten eine thätige Unterstützung für seine Projekte erwarten. Auch zeugte schon der über alle Maßen glänzende und mit enormen Kosten verknüpfte Empfang, der ihm hier zu Theil ward, von den loyalen Gesin-

nungen, die man im Allgemeinen in dieser Gegend für ihn hegte, oder doch zu hegen schien.

Mit möglichster Vorsicht und in aller Stille ließ nun der Kaiser nicht allein bei Tage, sondern selbst im Dunkel der Nacht die angesehensten Männer des erwähnten Ortes vor sich kommen, und berathschlugte mit ihnen, auf welche Weise, durch welche Mittel, Gewaltstreiche und Aufopferungen das herannahende Unglück, das nicht allein ihn, sondern alle in Brasilien lebenden Portugiesen bedrohe, am sichersten abzuwenden sei.

»*Em baixo a Constituição!*« (Nieder mit der Constitution!) raunten ihm einige resolute Lusitanier in das Ohr. Da verklärte sich das Antlitz Dom Pedro's gleich einer aufgehenden Morgendämmerung; er gestand, daß dies längst sein Wunsch und seine Absicht gewesen, aber — auf welchem Wege war dies eben so schwierige, als gefährvolle Unternehmen in Ausführung zu bringen? Dazu gehörten nothwendig Geld, Waffen und eine nicht unbedeutende Anzahl unternehmender Köpfe. Für dies Alles versprachen die in ihrem Egoïsmuseifer dienstfertigen Portugiesen zu sorgen; der Kaiser sollte nur in Rio de Janeiro den Anfang machen, er sollte nur die Pechfackeln anzünden, man wollte ihm dann schnell aus Minas geraës zur Hülfe eilen, und das Brautfest der Souverainetät mit ihm begehen.

Hier hatte jetzt Dom Pedro seine verworrenen Geschäfte, wie es schien, glücklich beendigt; eine Gegenverschwörung, eine Ultraconspiration war angezettelt, und schon weit ruhigeren Herzens konnte er die Rückreise in die Hauptstadt antreten.

Hätte er damals seine vier ausländischen Infanteriebataillone und die Lanciers beisammen gehabt, so waltete auch wohl kein Zweifel ob, daß seine Wünsche

und Hoffnungen realisirt worden wären; — aber so war ja Alles zerstreut; kaum daß die Deutschen in Praia vermelha noch dreihundert Mann zählten. Er hoffte indessen, so behauptete man wenigstens in Rio, daß die französische Marine seine Unternehmungen kräftig zu unterstützen gedenke, ja, man wollte sogar wissen, daß zwischen ihm und Carl X. geheime Traktate abgeschlossen seien, welche den Kaiser der nachdrücklichsten Hülfe von Seiten Frankreichs versicherten, im Fall er das Projekt, sich zum unumschränkten Herrscher Brasiliens aufzuwerfen, kräftig in Ausführung bringen wolle.

Ganz so mag die Sache wohl nicht gewesen sein, aber etwas Wahres steckte gewiß dahinter; davon zeugten wenigstens die ungewöhnlich häufigen Audienzen, die der Kaiser noch kurz vor seiner Abreise dem französischen Bevollmächtigten gab, sowie auch die zahllosen Kriegsschiffe, die sich fortwährend an der Küste zeigten und, wenn auch von den Telegraphen signalisirt, dennoch niemals in den Hafen einliefen. Sie kamen nur und entfernten sich wieder, gleichsam als ob sie sagen wollten: Wir sind hier; wenn Ihr uns nöthig habt, so braucht Ihr nur zu rufen. — Uebrigens kannegießerte man zu jener Zeit so viel, und die geringste Kleinigkeit erweckte augenblicklich so arges Mißtrauen, daß ich für das Factum einer Verbindung dieser Art zwischen Brasilien und Frankreich nicht eintreten mag. Ich erzähle hier nur, was damals das ganze Land vermuthete und laut, ohne Scheu aussagte.

Mit der gespanntesten Erwartung sahen wir 300 Deutsche dem Augenblicke entgegen, an welchem der Kaiser sich wieder in der Hauptstadt zeigen würde. Die Brasilianer hatten uns von jeher ohne Grund gehaßt, und wahrlich, was uns betraf, wir liebten sie

nicht; Erbitterung, Nationalhaß und ein schon seit Jahren niedergekämpfter Groll hatten unsere Säbel und Bajonette geschliffen; ein Gemekel, wenn auch noch so blutig, wäre uns herzlich willkommen gewesen.

Einen starken Beweis von gegenseitiger Feindseligkeit gab schon, wie wir bereits gesehen, die Revolte der ausländischen Truppen, wo schonungslos beide Theile die schrecklichsten Mordthaten verübten; aber diesmal hätte die Wuth wahrscheinlich noch weniger Grenzen gekannt; ohne Rettung wäre jeder Deutsche, der den Brasilianern, und umgekehrt jeder Brasilianer, der den Deutschen in die Hände fiel, verloren gewesen. Meine Landsleute blieben in jenen Augenblicken keine Germanier mehr; siedend heißes, südländisches Blut schien in ihren Adern zu sprudeln; sie wollten sich willig in Stücke zerhauen lassen, wenn nur ein Duzend ihrer geschworenen Feinde mit in die Unterwelt steige.

Mitten in dieser allgemeinen Gährung erschien der Kaiser in Rio de Janeiro wieder. Dumpfe, drückende Schwüle lag auf der politischen Atmosphäre der Hauptstadt; kein Mensch traute mehr dem andern, der Vater fürchtete den eigenen Sohn. Das Gewitter mußte sich nun bald entladen; denn schon senkten sich die unheilswangeren Wolken so tief zur Erde hernieder, daß sie die Spitzen der Thürme von Rio zu berühren drohten. In demselben Augenblicke, als sich die Nachricht verbreitete, Dom Pedro kehre von seiner langen Reise im Innern des Landes zurück, dekretirte auch die Deputirtenkammer die Auflösung der sämtlichen ausländischen Truppen.

Schlecht war der Empfang, der den Kaiser hier erwartete; kaum daß noch die liebe Straßenjugend

hinter seinem Wagen her rannte, und ihm ein »Viva o Imperador!« (Es lebe der Kaiser!) nachkreischte. Die reicheren Bürger suchten jeder Begegnung mit ihm auszuweichen, um sich nicht etwa Handel mit dem gemeinen Volke zuzuziehen, und der Pöbel — besonders Mulatten — sandte ihm einen kräftigen Fluch nach, ja verwünschte ihn laut zur Hölle und zu allen Teufeln. Statt einer feierlichen Anrede beim Empfange legte man ihm ohne Complimente das Dekret der Cortes zum Unterschreiben vor.

Entsetzt sah er sich nun nach den Freunden um, die ihm Treue bis in den Tod geschworen; — aber wo waren die geblieben? Die Einen hatten sich bei der mißlichen Lage der Dinge schnell der Gegenpartei angeschlossen, die Anderen zogen unter bedenklichem Achselzucken die Neutralität vor; die wenigen, die ihm noch aus wahrer Anhänglichkeit und aus Pflichtgefühl, mit unerschütterlicher Festigkeit zur Seite standen, waren an Zahl zu gering, um das Unwetter abzuwehren, welches auf Windesflügeln daher eilte. Nur die Deutschen, dieses Volk, das für fremde Monarchen mit seinem Blute alle Theile der Erde roth gefärbt hat, blieben ruhig und fest bei all den Ereignissen, die doch ihre eigene Sicherheit, ihr eigenes Leben so gewaltig bedrohten. Und eben diese Wenigen, auf die sich Dom Pedro mit Zuversicht verlassen konnte, sollte er jetzt den heimtückischen Plänen seiner Feinde zum Opfer bringen.

Einen Augenblick sträubte er sich; es schien ihm doch sündhaft und undankbar, so, ohne weitere Umstände, Leute ihres Dienstes zu entlassen, die mehr denn einmal ihr Leben, weit mehr für ihn, als für das Reich, auf's Spiel gesetzt hatten; aber da warf er wieder einen Blick auf die ihn umringende Gefahr, und seine Feigherzigkeit ließ ihn rasch einen Entschluß

fassen. Er kalkülirte so: »Wenn du den ausländischen Truppen den Abschied giebst, so werden sich die Brasilianer noch einmal bethören lassen; sie werden hierin einen Beweis von dem Vertrauen, das du in sie setzest, und eine Widerlegung des Gerüchtes finden, daß du darauf ausgegangen seiest, die Deputirten zu verjagen und eine despotische Regierung einzuführen; — sie werden wenigstens momentan schweigen, du also Zeit gewinnen, — und Zeit gewonnen, ist hier Alles gewonnen.«

Statt also durch Andere den offenen Ausbruch einer Revolution so lange als möglich in die Länge zu ziehen, und in dieser Zeit in aller Stille einen Versuch zu machen, die Fremdbataillone wieder in der Hauptstadt zu concentriren, ergriff er in seiner Seelenangst plötzlich die Feder, und glaubte ein politisches Meisterstück zu vollbringen, indem er sein »Imperador« auf den Befehl zur Auflösung der ausländischen Truppen hinmalte.

Auf solche Art hält man also in Brasilien seine Versprechungen, so werden schriftliche Contrakte erfüllt, worauf der Kaiser und zwölf bis funfzehn der ersten Staatsbeamten ihren Namen hinzeichneten; wie dieß zum Beispiel bei meinem Offizierpatent der Fall ist, wo es unter Anderem heißt: »Der Lieutenant Carl Friedrich Gustav Seidler soll auf meinen kaiserlichen Befehl alle die Vorrechte, Ehren, Privilegien, Freiheiten und Vorzüge genießen, welche ihm sein Rang und Stand zusichern.« Nun aber besagt ein besonderer Artikel der Constitution: »Es kann ohne vorhergegangene schwere Vergehen, und ohne vor ein Kriegsgericht gestellt worden zu sein, in keinem Falle ein Offizier seines Dienstes entlassen werden; es mußte denn sein, daß er selbst darum nachsuchte.«

Dieß war doch deutlich und begreiflich genug;

zu jenen Vorrechten gehörte doch auch der eben erwähnte Artikel der Constitution, -- konnte man denn nun, ohne auch nur das Warum anzugeben, mehr denn hundert Militairs höheren Ranges, worunter mehre Stabsoffiziere und selbst ein Feldmarschall (Braun), verabschieden? Aber es war ja in Brasilien, in diesem Lande, wo man die Begriffe Treue und Glauben höchstens nur durch die Wörterbücher kennt, und in der Ausübung, in der Lebenspraxis ihren wahren Sinn entweder nicht versteht, oder nicht verstehen will. Kurz, die Deputirtenkammer hatte ihren Willen durchgesetzt, Pedro seinen Namen auf das verhängnißvolle Papier gekritzelt, und es fragte sich nur noch, auf welche Weise man, so ruhig und sicher als irgend möglich, einem Häuflein unternehmender und erbitterter Menschen die Waffen aus der Hand winden solle. Offen und frei hier zu Werke zu gehen, und ohne Umstände den ausländischen Truppen ihre Entlassung anzukündigen, wagte man nicht; auf einem Schleichwege wollte man sie allmählich erst schwächen, und dann plötzlich überrumpeln, -- und dies ist wiederum ein Beweis, wie sehr man diese Handvoll Leute fürchtete, und wie gut man einsah, daß man eine Niederträchtigkeit beging, indem man schriftlich gegebene, mit dem kaiserlichen Wappen gestempelte Versprechungen ohne jede weitere Rücksicht, ohne Veranlassung oder Schonung brach.

Einige Ursache war auch wirklich vorhanden, so behutsam als möglich das Band zu lösen, das durch gegenseitiges Interesse sämtliche in Brasilien lebende Ausländer, besonders die hier Angestellten, an einander knüpfte; denn längst schon waren wir auf einen solchen Fall vorbereitet, und hatten fest beschlossen, nur sterbend unseren Feinden die Waffen zu überlassen. So unbedeutend unsere Zahl auch damals zu

nennen, wollten wir dennoch einen Versuch wagen, die Festung Praia vermelha zu behaupten, und uns lieber am Fuße des Zuckerhutes unter den Trümmern der Mauern begraben lassen, als einem widerrechtlichen Befehle gehorchen, der auf einmal alle früher gegebenen Versicherungen aufheben sollte. Vorsichtig genug schickte man nun unserem Bataillonschef die Ordre zu, alle Tage vier Soldaten von jeder Compagnie zu entlassen; — der Offiziere ward für jetzt noch gar nicht erwähnt.

Unser Commandant, Oberst Schwalbach, glaubte indessen einen solchen Befehl nicht vollziehen zu dürfen, ohne vorher das Offiziercorps zusammenberufen und um Rath befragt zu haben. Wir erschienen also sämmtlich in seiner Wohnung, und hier theilte er uns den Beschluß der Deputirtenkammer mit, indem er zugleich fragte, was wir bei dieser, unsere künftige Existenz so bedrohenden Lage der Dinge zu unternehmen gedächten. »Wir werden die Mündungen der Kanonen auf dem Fort der Stadt zukehren; wir wollen die Härte unserer Klingen und Kolben an den Köpfen der Cortes erproben!« ertönte sogleich die Antwort meiner deutschen Kameraden; — ja selbst Schwalbach versicherte, daß er nicht der Letzte sein werde, wenn es wirklich zu ernstlichen Kausereien kommen sollte. Und in der That wäre, so ungünstig auch für uns alle Aspekten schienen, dieser Vorsatz ausgeführt worden, wenn nicht einige eben so feige als verrätherische Portugiesen mit bei unserm Bataillon gedient hätten. Diese aber begriffen nicht, wie es möglich werden sollte, daß so wenige Männer durch Gewalt sich das ertrogen könnten, was uns freilich rechtmäßiger Weise zukam, was aber das brasilianische Gouvernement keineswegs zu geben gedachte, — nämlich vollen Sold auf Zeit unseres Lebens.

Mit Güte und List glaubten jene Lusitanier sicherer zu gehen und auch viel weiter zu kommen, als durch einen kräftigen *Coup de main*; deshalb machten sie den Vorschlag, daß man einige Offiziere an die kaiserliche Majestät absenden möge, um hier Bedingungen zu machen, die uns für die Zukunft sicher stellen sollten. Da wir Germanier aus leicht begreiflichen Gründen den Portugiesen nicht recht trauten, und erwarten mußten, daß diese Menschen bei einer offensiven Unternehmung nicht allein sich zurückziehen, sondern vielleicht gar, aus niederer Gewinnsucht, zu Verräthern an uns werden würden, so blieb nichts übrig, als in ihren Vorschlag einzugehen; weshalb wir denn auch den Obersten Schwalbach und den schon erwähnten Chevalier de Carro als Abgesandte an Se. Majestät den Kaiser wählten.

Beide Herren fuhren, nachdem sie uns das Versprechen gegeben, ohne Scheu, dreist und offen Dom Pedro die dringendsten Vorstellungen wegen dieser, ohne alle weitere Erklärung gegebenen Verfügung zu machen, nach der Quinta de St. Christovão hinaus, wo sie die Majestät antrafen, von den ersten Hofleuten und dem Ministerium umgeben. Mit militärischer Festigkeit trug ihr der Oberst Schwalbach, und mit der Politik eines Hofmannes der Capitain de Carro das Anliegen der ausländischen Offiziere vor; — fast sämtliche höhere Staatsbeamte waren bei dieser Gelegenheit versammelt. Man machte ohne Umschweife den Kaiser darauf aufmerksam, daß er die Erhaltung seiner bisher despotisch geführten Regierung einzig und allein den ausländischen Truppen zu verdanken habe, und ihm deshalb, und nur ihm, auch die Verpflichtung obliege, für deren ferneres Fortkommen Sorge zu tragen.

Mit einer Ruhe, die an Hohn grenzte, hörte

Dom Pedro die beiden Abgesandten an, und erklärte kalt, daß er an den Verfügungen der Cortes durchaus nichts ändern könne.

Im höchsten Grade durch diese Gleichgültigkeit gereizt, sagte ihm Schwalbach: »So werden Ew. Majestät bald das Land mit Räubern überschwemmt sehen, und keine Straße im ganzen Reiche wird mehr sicher sein.«

»Giebt es denn in Brasilien keine Polizei?« fragte der Kaiser unwillig.

»Nein,« war die Antwort, »für solche Leute, die ohnehin durch eine himmelschreiende Ungerechtigkeit um ihr Brot gekommen sind, giebt es keine. Sechs Ihrer Polizeisoldaten laufen vor der Klinge eines einzigen Deutschen davon.«

»Sie sprechen sehr frei, Herr Oberst.«

»Aber nur die Wahrheit.«

»Und ich kann es nun einmal nicht ändern,« meinte Dom Pedro; »doch sein Sie unbesorgt, ich stehe Ihnen dafür, daß Sie wenigstens auf eine Weise entschädigt werden sollen, die Sie über den Verlust Ihrer Anstellungen trösten wird, — dafür verpfände ich mein kaiserliches Wort.«

Mit dieser Antwort kehrten nun die beiden Abgesandten zurück, und da sie doch wenigstens etwas beruhigend lautete, überdem auch das Zureden der portugiesischen Offiziere unseres Bataillons nicht ganz ohne Wirkung blieb, so machte man ohne weiteres Bedenken den Anfang mit der Verabschiedung der Soldaten. Nur Wenige opponirten sich noch, und diese sahen sich bald durch die Mehrzahl überstimmt. Wo keine Einigkeit ist, kann das Resultat eines Unternehmens der Art ja auch immer nur schlecht ausfallen.

Ein anderer Umstand trug sehr dazu bei, die Auf-

lösung der ausländischen Truppen in Rio de Janeiro zu erleichtern, und zwar der, daß die Mehrzahl der Soldaten und Unteroffiziere irgend ein Handwerk erlernt hatte, oder als Colonist durch Hacke und Spaten ein besseres Auskommen für die Zukunft zu erhaschen glaubte, als ihr etwa der Militairrock zu sichern vermochte. Ein geschickter Tischler, Schuhmacher oder Schneider verdiente ja in jener Zeit einen, und auch selbst zwei Piafter täglich; — weshalb hätten es diese Leute also nicht vorziehen sollen, ihrem einmal erlernten Geschäfte nachzugehen, da überdem die Besoldung der Soldaten in diesem Lande, wo auch die geringste Kleinigkeit mit Gold aufgewogen werden mußte, schlecht genug war?

Die Soldaten unseres Bataillons wurden also zuerst, und zwar sehr allmählich verabschiedet; aber mit der Auflösung der damals in St. Catharina stehenden Truppen mußte man noch weit vorsichtiger zu Werke gehen; denn diese hätten zu Lande nach der deutschen Colonie St. Leopoldo marschiren, und, in Verbindung mit den Colonisten, die Hauptstadt der Provinz (Porto-Allegre) überfallen und ausplündern können. Vorsicht ist bei allen Dingen gut, und nirgends war sie wohl nothwendiger, als eben hier.

Achtzehntes Capitel.

Auflösung der ausländischen Truppen. — Undankbarkeit Dom Pedro's. — Mächtliches Abenteuer mit einer Wahnsinnigen. — Rückkehr nach Rio de Janeiro. — Bittschrift über Bittschrift. — Gratificationen. — Forá a Cachorade! — Öffener Ausbruch der Revolution. — Des Kaisers Vertreibung und Einschiffung.

Wir nahen jetzt dem letzten Aufzuge dieses tragisch-heroischen Mummenschanzes; den rothen Faden, der das ganze Gewebe durchzieht, wickelten wir zu einem Ariadneknäuel auf, womit wir jetzt ohne Furcht den Ausgang dieses Labyrinths suchen. Die dramatische Verwicklung ist lange kein Problem mehr; Bühne und Proscenium grenzen schon an einander; die Katastrophe ist da, aber man merkt sie kaum, denn sie geschieht hinter den Coulissen, ohne Explosion oder sonstigen Theatereffect. Kein Schloß geht in Flammen auf, kein bengalisches Feuer übersilbert die Abenddämmerung, kein Kanonendonner ertönt, kein Blut fließt, kein sterbender Held spricht erbauliche Abschiedsworte. Wahrlich, es thut mir fast leid um meine Zuschauer, daß Dom Pedro's Stolz mehr Interesse darbietet, als sein Sturz, — daß Pedro's Feigheit den erhofften Totaleindruck meines Ritter- und Gespensterstückes schwächt.

Doch bevor wir weiter gehen, müssen wir, einerlei ob mit oder ohne Erlaubniß unserer Leser, einen chemischen Prozeß vornehmen.

Mit Aqua regis kann man Gold auflösen, durch Intriguen und Rabalen selbst Bataillone. Was wäre auch nicht auflösbar? höchstens einige schlechte Räthsel in modernen Taschenbüchern, an denen Verstand und Witz scheitern.

Zweiter Band.

11

Die Deputirten hatten also ihren Willen durchgesetzt, Dom Pedro's eigenhändige Unterschrift heiligte das Blättchen, durch welches erst sämtliche ausländische Militairpersonen, und endlich, in Folge dessen, die Majestäten selbst, durch ein vorgespiegeltes Flammenschwert erdichteter Cherubim, ihres Postens entsezt und wiederum in die alte Welt verjagt werden sollten. Zitternd und zagend, mit einer Vorsicht, die nur allzu deutlich die Schwäche des Gouvernements verrieth, sandte das Ministerium endlich das Auflösungsdekret nach St. Catharina ab; doch hatte man hierbei pfiffiger Weise die Clausel gemacht, daß der ungerichte Befehl nur diejenigen Offiziere treffe, die nach dem Jahre 1824 in das brasilianische Kaiserreich gekommen.

Diese Speculation war gewiß sehr richtig, nach einem vervollkommeneten Vega'schen Logarithmensystem bis auf die Null berechnet; man wußte recht gut, daß unter den in Brasilien lebenden Deutschen wenig oder gar kein Nationalgeist herrschte, und daß eben deshalb Diejenigen, welche, vor 1824 von Europa herübergeschifft, sich folglich durch jene Dredre nicht verabschiedet sahen, keinen Theil an einem etwanigen Aufruhr von Seiten der deutschen Truppen wider die Regierung nehmen, sondern vielleicht eher, von eigenem Interesse geleitet, für das Gouvernement Partei gegen ihre früheren Landsleute ergreifen würden. So verabschiedete man denn in St. Catharina vorerst die sämtlichen Soldaten, während ein großer Theil der Offiziere in Diensten blieb, und vor wie nach den bestimmten Sold bezog; doch nur die Dümmeren ließen sich durch diese Spiegelfechtereie blenden; die Klügeren erkannten sehr wohl, daß sie doch früher oder später das Schicksal ihrer Kameraden würden theilen müssen. Gar manche dieser Heroen in spe

hatten aber von Jugend auf Uniform und Degen getragen, und sich nie einem andern Geschäfte gewidmet; für sie war die Auflösung der ausländischen Truppen ein wahrhaft schreckliches Ereigniß, das ihre ganze künftige Existenz gefährdete. Was sollten sie bei dieser kritischen Lage der Dinge beginnen? Es stand ihnen nichts übrig, als das erste beste Verzweilungsmittel zu ergreifen, dem herannahenden Unheil auf eine kräftige Weise entgegen zu kommen.

Gewiß wäre damals kein besserer Plan, sich für die Zukunft sicher zu stellen, und das ganze Staatsgebäude der brasilianischen Monarchie bis auf den Grund zu erschüttern, zu entwerfen gewesen, als der, den man wirklich ausheckte, nämlich einen plötzlichen Ueberfall auf die Colonie St. Leopoldo zu machen, und von hier aus dem ganze Lande Geseze — und nicht allein in Bezug auf die entlassenen deutschen Militairs — mit dem Bajonett vorzuschreiben.

An Zahl, an Munition, an äußeren Hülfquellen war man freilich zu schwach, um mit irgend einem Grad von Sicherheit ein Unternehmen der Art zu beginnen; aber Erbitterung, Neue, Verzweiflung, Haß und Groll wären die Kämpfer gewesen, die unbeflegbar, gleich den Märtyrerhelden Roms und Griechenlands, den feigen Brasilianern dabei gegenüber gestanden. Es galt hier die Subsistenz, das Leben, die Ehre, die Emancipation aus der Knechtschaft, — doch auch hier lauerte Verrath; das Gouvernement erfuhr Alles, bevor man noch an einen offenen Ausbruch der Verschwörung denken durfte; es wußte genau, welche Absicht die Deutschen in der Cidade do Oesterro hegten, und welche tollkühnen Pläne einige unternehmende Köpfe bereits entworfen; es besaß schon die Erfahrung, daß die Glücksgöttin stets den Muthigen hold zu sein pflegt; — macht Fortuna doch selbst ihre Jongleur-

künfte auf dem Rade. In Strömen hätte das Blut sowohl in der Provinz St. Pedro do Sul, als auch in St. Catharina fließen müssen, wäre die unzeitige Frucht dieses Complots zur Reife gediehen, und der Kaiser nicht, wie ein geprügelter Schuljunge, unter die Bänke der Deputirtenkammer gelaufen, mit heuchlerischer Reue um Verzeihung zu bitten. Ach, das war eine entsetzlich jämmerliche Scene; der Tyrann, der früher so stolz auf Kothurnen dahervanderte, zog jetzt Socken an; er bellte wie ein Hund, er blökte wie ein Schaf, er miaute wie eine Katze, — ganz wie »Robert der Teufel« in der alten Legende und der neuen, unsinnigen Oper. Verdient hätte es die Regierung wohl, daß sich die durch so viele verlockende Versprechungen betrogenen Deutschen auf eine solche Weise furchtbar rächten; aber List, Verrath und Autorität behielten für diesmal noch die Oberhand.

Den Major von Suckow, einen Mann, der seines geläufigen Raisonnements wegen vielleicht für gefährlicher galt, als er wirklich war, dem man aber einen gewissen Scharfblick und eine gesunde Beurtheilungskraft nicht absprechen konnte, berief man eiligst nach Rio de Janeiro, wo man ihn bis zur vollständigen Auflösung der ausländischen Corps unter allerlei Vorwänden zurückhielt. Den übrigen in St. Catharina anwesenden Offizieren schenkten die Soldaten im Allgemeinen zu wenig Zutrauen, als daß sie es hätten unternehmen sollen, unter ihrer Anleitung ein Wagstück zu beginnen, wobei es sich um Kopf und Kragen handelte. Ueberdem waren die Commandanten der beiden, dort stationirten deutschen Bataillone geborne Portugiesen, die gewiß in der Hoffnung, ferner in Diensten zu bleiben und eine ansehnliche Belohnung zu erhalten, alles Mögliche aufgeboten hätten, die Ausführung des erwähnten Planes zu verhindern.

Das vom Kaiser unterzeichnete Project der Deputirtenkammer ging also auch glücklich an dem Orte durch, wo sich zu jener Zeit die einzige Kraft concentrirte, welche vielleicht der Sache durch einige wirksame und schnell ausgeführte Maßregeln eine andere Wendung hätte geben können. Wie es denn so häufig bei dergleichen Gelegenheiten vorkommt, so mußte auch hier der Unschuldige für den Schuldigen büßen.

Die kühnen Revolutionairs in der Cidade do Desterro, von denen man muthmaßte, daß sie die Verschwörung hier angestiftet, wagte man nicht zu verhaften; aber einige Individuen, die sich damals im Bewußtsein ihrer Unschuld unbesorgt zu Porto-Alegre befanden, wurden, auf Anzeige eines gewissen Capitains Schrambach, ohne weitere Untersuchung gefänglich eingezogen. Unter Anderen gehörte zu diesen der Adjutant des Marschalls Braun, ein Hauptmann vom Ingenieurcorps, Namens Kerst, gewiß in jedem Bezuge einer der Männer, die man bisher in ganz Brasilien nur mit Achtung und Ehrfurcht genannt. Nichts, auch nicht das Geringste, konnte man diesem Wackern beweisen; er war als ein eben so rechtschaffener als ruhiger Mensch bekannt, und dennoch fand das Gouvernement keine Ungerechtigkeit darin, ihn ohne Umstände einsperren und mit erster Gelegenheit nach Rio expediren zu lassen.

Unter dem Vorwande, daß dieser nebst zwei anderen, was Stand und intellectuelle Bildung betraf, weniger bedeutenden Subjecten, den Plan zur Formirung eines kleinen deutschen Staates mitten im brasilianischen Kaiserreiche entworfen habe, wurde er auf ein Schiff gebracht, hier in einen Kasten gesteckt, der eher einem Vogelbauer oder, besser gesagt, einem Sarge, als dem Aufenthaltsorte eines lebenden Menschen ähnlich sah, und trotz seinen Protestationen und

der eifrigen Verwendung der Bürger von Porto-Allegre, nach der Hauptstadt fortgeschafft. Während der ganzen Reise gestattete man dem armen Gefangenen nicht einmal, auf dem Verdecke die frische Luft zu genießen; er mußte in seinem Loche, das viel zu niedrig war, um nur aufrecht darin sitzen zu können, die schlecht zubereiteten schwarzen Bohnen und den mit Steinen vermischten Reiß liegend verzehren. In einigen Gläsern faulen Wassers bestand die einzige Erfrischung, die man ihm selten genug verabreichte.

Mitleidig blickten selbst die rohen Schiffsteute auf den Mann, dessen ausgezeichnete Talente noch kurz zuvor, während der Campagne, den Marschall Braun aus mancher Verlegenheit gerissen, und den sie Alle als einen eben so tüchtigen Militair, wie moralisch guten Menschen kannten. Aber die strengsten Befehle verhinderten sie, auch nur das Mindeste zur Linderung der schlimmen Lage des Capitains beizutragen; der Unglückliche blieb, wie ein kranker Vogel zur Wanderzeit, in seinem Käfig, bis man endlich in Rio de Janeiro ankam, wo man ihn alsobald auf die Ilha das Cobras (Schlangeninsel), das gewöhnliche Arrest-local für Staatsgefangene, abführte.

Hier begann nun ein weitläufiger Prozeß, aus dem aber weiter nichts hervorging, als daß der Verhaftete durchaus unschuldig sei, und sogleich seines Arrestes entlassen werden müsse. Das ist aber brasilianische Gerechtigkeitsliebe, brasilianische Justiz; erst sperrt man die Bürger, auf die man Verdacht geworfen, wie die gemeinsten Verbrecher, Jahre lang in ein Hundeloch ein, um nachher *cum otio* zu untersuchen, was der Gefangene denn eigentlich verschuldete.

Von den beiden anderen vermeintlichen Theilnehmern an diesem Complotte wurde der eine in Porto-Allegre in Ketten geschlossen, der andere aber ebenfalls

nach Rio geschickt, wo er einige Zeit festsaß, dann aber auch, durch die Gerichte freigesprochen, einen Laufpaß, oder ein Bettlerwanderbuch in die weite Welt erhielt.

So unterblieb denn dies einzige Unternehmen, wodurch vielleicht uns Allen geholfen wäre; wir wenigen schwärmerisch gesinnten Leute in Rio de Janeiro konnten nichts thun, und in St. Catharina fehlte es vollends an Einigkeit. Verabschiedet waren die Bataillone, deren Equipirung noch kurz zuvor viele Tausende gekostet. Auch hierin lag eine wohl versteckte und fein gesponnene Intrigue; durch die Lieferung neuer Uniformen glaubte man uns wenigstens eine Zeit lang vorgaukeln zu können, daß an die Auflösung der ausländischen Corps gar nicht zu denken, ja, man meinte in egoistischer Dummheit, so einen etwanigen Aufstand der deutschen Soldaten am sichersten zu verhindern, oder wenigstens aufzuschieben. Gesah es nun, die fremden Offiziere noch bitterer zu kränken, oder war hier Furcht oder Hinterlist im Spiele, — kurz, wenige Tage, bevor wir unsere Dimission erhielten, avancirten noch verschiedene Seconde-lieutenants, worunter auch ich, zu Premierlieutenants, und verschiedene der letzteren zu Capitains; — ja, manche sahen sich sogar für die wenigen Tage in andere Bataillone versetzt, wie auch einigen von ihnen dadurch Ausgaben von mehreren hundert Thalern entstanden.

Da nun, wie eben in aller Kürze gezeigt, die Kraft, welche wir allenfalls jenem despotischen Befehle entgegen zu setzen vermochten, gänzlich gebrochen war, so blieb kein Mittel übrig, als auf dem Wege der Güte zu versuchen, ob nicht irgend eine Entschädigung von dem Gouvernement, oder eigentlich von der Deputirtenkammer — denn diese regierte damals

das Land — zu erhaschen sei. Wir wandten uns also fast zu gleicher Zeit an den Kaiser, an die Cortes, an die Senatoren, und riefen ihnen Allen durch eine gut, aber derb abgefaßte Supplik die Dienste in das Gedächtniß zurück, welche die Deutschen dem brasilianischen Kaiserthume Jahre lang geleistet.

Allem Anscheine nach blieb diese Eingabe auch nicht ohne Wirkung; wenigstens ließ uns Dom Pedro durch den Obersten Schwalbach die Versicherung geben, daß kein Offizier entlassen werden solle, ohne eine anständige, seinem Range angemessene Gratification erhalten zu haben. Den kaiserlichen Versprechungen war ja aber nie ganz zu trauen gewesen, — wie sollten wir denn nun auf einmal zu einer gläubigen Gemeinde werden, der jedes von der Kanzel herab gesprochene Pfaffenwort ein Sacrosanctum erscheint? Von der Deputirtenkammer stand vielleicht doch noch mehr zu hoffen, als von dem Kaiser selbst; denn jene konnte wenigstens die einmal gegebenen Verheißungen nicht mehr zurücknehmen. Deshalb kamen wir denn auch hier am dringendsten ein, und erreichten auch so viel, daß wir die feierliche Zusicherung erhielten, unser Gesuch solle bei nächster Session zur weitem, festen Entscheidung vorgelegt werden. Aber um noch desto sicherer zu gehen, machten manche von uns auch einigen dieser Alles vermögenden Herren auf eine solche Weise den Hof, als ob ein Deputado der allmächtige, in den unbegrenzten Räumen des Weltalls thronende Gott sei.

Während nun diese republikanischen Marionetten darüber berathschlagten, ob denn auch deutsches, in den Campagnen gegen Buenos-Ayres und für den Thron vergossenes Blut des Bezahlens werth sei oder nicht, faßte ich den Entschluß, eine kleine Excursion in die Umgegend der Hauptstadt zu unternehmen, und

einen Freund zu besuchen, den ich seit Jahren nicht gesehen. Kaum war der Entschluß gefaßt, so folgte auch, wie es bei mir stets der Fall, ohne Säumen die Ausführung.

In Civilkleidung, eine leichte Jagdflinte über die Schulter geworfen, wanderte ich die Heerstraße nach Minas geraës entlang, immer gerade auf die Serra dos Orgãos zu. Bald war das Ziel meiner Reise erreicht, und bei einem Glase Portwein im vertrautesten Gespräche die kleine Strapaze sammt Rio de Janeiro und der Deputirtenkammer vergessen. Täglich durchstrich ich die Landschaft, welche die reizend gelegene Wohnung meines Freundes umgab, und die gute Haushälterin verdankte meinem Pulver und Blei gar manchen delikaten Braten, der durch ihre Küche auf unsere Tafel wanderte. Da sollte wieder einmal ein schauerlich komisches Abenteuer meine Grillen vertreiben.

Die Jagd, die an einem der Tage, die ich hier verweilte, gegen Gewohnheit schlecht ausfiel, hatte mich bis zu einbrechender Dunkelheit auf einen, aus dem Moore hervorragenden Grashügel festgebannt. Ungern wollte ich meine Stelle verlassen; denn einige wilde Tauben, die ich bereits erlegt, blieben eine viel zu geringe Beute für die Mühe des ganzen Tages. Aber, wie mit einem Zauberschlage, verschwanden plötzlich die letzten Strahlen der Sonne, und wenige Minuten später lagerte sich rabenschwarze Nacht über die Gebirge. Ich mußte nun schon in dieser eben nicht angenehmen Situation ausharren, bis es der jungfräulichen Luna, der jagdlustigen Primadonna der Mythologie, gefiel, ihre große Laterne anzuzünden.

Endlich brannte sie; ohne weiteres Bedenken sprang ich in den tiefen Sumpf und rannte davon, wie von bösen Geistern verfolgt. Nur mit der größ-

ten Anstrengung gelang es, den flebrigen Schlamm zu durchwaten, und ich mußte mich glücklich schätzen, als ich die Heerstraße endlich wieder erreichte, auf der ich doch wenigstens trocknen Fußes meine Wanderung fortsetzen konnte. Wenige Schritte waren auf dem ebenen Wege vorwärts gethan, da flog eine weiß gekleidete, nur schlecht verhüllte Gestalt ganz leisen Schrittes daher. Kaum berührte ihr Fuß den Teppich des Rasens, ein sanfter Zephyr spielte mit den dunkeln geringelten Haaren des hochgewachsenen, junonischen Mädchens, und des Mondes blasses Licht beleuchtete das Antlitz der scheinbar durch Wolken getragenen Madonna.

»Sollte denn etwa nossa Senhora da Conceição wirklich auf Erden herumwandeln,« dachte ich still überlegend bei mir, »oder ist dies Phantom der Hölle entstiegen, uns arme Menschenkinder zu berücken?« Untersuchen, rasch untersuchen wollte ich, was zu so ungewöhnlicher Stunde und in dieser sonderbaren Tracht durch die sonst um diese Zeit so öde Straße herunter schlich. »Quem viva?« rief ich mit dröhnender Stimme, aber keine Antwort erfolgte; statt dessen lenkte die Gestalt ihre Schritte vom früher verfolgten Wege ab, gerade auf mich zu. »Beim Satan!« fluchte ich los, »steh oder...!« hier fuhr meine Hand nach dem Gewehre, so daß die lockere Garnitur rasselnd mit dem Laufe meiner Büchse zusammen schlug.

Die Gestalt antwortete nicht, sondern trat ruhig immer näher, und erst als sie dicht bei mir stand, flüsterte eine weibliche Stimme: »Gieb mir Deine Waffen, Amigo! In dieser Nacht muß noch ein Cabrito sterben, so groß, wie Du im Leben noch keinen gesehen.«

Cabrito heißt im Portugiesischen Ziegenbock, und meinetwegen hätte sie Böcke schießen können, so

viel ihr beliebte; — die Mulatten werden aber ebenfalls von den Europäern *Cabritos* genannt, und ich witterte bald, daß es hier nicht auf ein Stück Vieh, sondern auf ein Menschenleben abgesehen war.

»Meine *Senhora*, so gern ich Ihnen gefällig wäre, kann ich diesmal Ihren Wunsch doch nicht erfüllen.«

»Und Du sollst! — — her mit dem elenden Dinge!« und damit drang sie mit einer Hefigkeit auf mich ein, daß ich entsetzt einige Schritte zurückprallte.

Schnell hatte ich aber ihren Arm erfaßt, und ein heftiger Ruck brachte sie augenblicklich zum Stehen, zur Besinnung. Schluchzend und weinend bat sie jetzt, daß ich ihr doch das Gewehr nur auf wenige Stunden überlassen möchte, — sie würde es mir durch einen sichern Boten auf jeden Fall am morgenden Tage mit bestem Danke zurückstellen. Dabei küßte sie inbrünstig meine Hand; — ich fühlte sie von Thränen befeuchtet; auch mein Auge war nicht trocken mehr.

Jetzt schien mir der Zeitpunkt gekommen, sie um die Ursache ihrer nächtlichen Wanderung und ihres eben so auffallenden Costüms zu befragen.

Ein tiefer Seufzer entwand sich der beengten Brust; erst nach langem Sinnen stotterte sie: »Ach, *Amigo*! — — fragen Sie mich nicht; — ich sagte es so gerne, — und darf es dennoch nicht wagen.«

Doch kaum hatte sie diese Worte ausgesprochen, so riß sie auch plötzlich das verhüllende Brusttuch ab, und schleuderte es weit weg in einen morastigen Graben. Der Mond erleuchtete den aufwallenden Busen der Nachtwandlerin.

»Sonderbares Zusammentreffen,« flüsterte ich

leise; erkundigte mich aber nochmals, was denn eigentlich die somnambule Dame so sehr erhitze.

»Nun, weil Sie es denn durchaus wissen wollen, Amigo, — ich habe einen Geliebten, — ich hatte einst einen Geliebten, — — hören Sie, ich kenne einen Henkersknecht, dessen Farbe und Haar deutlich verrathen, daß noch Ueberbleibsel afrikanischen Blutes in seinen Adern rollen; er ist, mit einem Worte, ein Mulatt. Mit Schlaueit und List mußte er Gunstbezeugungen von mir zu erlangen, die ich Ihnen nicht nennen darf; denn der keusche Mond möchte sein Angesicht vor meiner Schamröthe verhüllen. Kaum war aber seine verrätherische Absicht erreicht, kaum hatte er die Ehre von meinen Lippen, den Verstand aus meiner Stirne, die Unschuld aus meiner Brust geküßt, — so ging er fort, wie ein Dieb in der Nacht, mich zu verlassen, — mich, sammt meinem Bastardkinde. Doch will ich jetzt das ganze Kaiserthum durchwandern, ihn aufzusuchen, — und unter welchem Gistbaume auch jetzt seine meineidige Zunge, gleich einer Natter, spielt, wo auch das Kohlenfeuer seiner wollüstigen Augen flackert — umbringen werde ich ihn gewiß; denn es giebt einen Deos da Vingança (Gott der Rache).«

Kaum hatte sie ausgerebet, so trat auch der alte Paroxysmus wieder ein; das bleiche, aber schöne Gesicht verzerrte sich auf eine entsetzliche Weise, convulsivische Bewegungen durchzuckten den ganzen Körper, und weit geöffnet stierten mich die schwarzen, drohenden Augen an; der Mond lag lächelnd auf dem vollen, weichen, entblößten Busen.

Staunend hatte ich sie bisher betrachtet, und aufmerksam auf jedes Wort gelauscht; — jetzt aber durchschüttelte mich ein Fieberfrost, ich merkte, daß meine unglückliche Begleiterin eine — Wahnsinnige sei. Wem sollte auch bei Nachtzeit, in der Nähe eines

solchen Wesens und auf einsamer Straße nicht unheimlich zu Muth werden? Ein Sprung über den Graben und durch die Hecken hätte mich vielleicht von der fatalen Gesellschaft befreit; aber ich dachte daran, was aus dem armen Geschöpfe dann werden sollte; — und, geschah es gleich nicht ohne Herzklopfen, und ohne beständig mißtrauische Blicke auf die Seite hinzuerwerfen, wo der Mond und die Mondsüchtige neben einander gingen, so blieb ich doch auf dem ebenen Wege, in der Hoffnung, daß das Mädchen nachfolgen werde.

Und wirklich begleitete sie mich, stumm und ruhig, bald schnell, bald langsam, bis zur Wohnung meines Freundes, wo ich nun spät in der Nacht mit dem sonderbaren, lebendigen Wildpret von meiner Jagdpartie heimkehrte. Der Neger, welcher die Thür öffnete, fuhr erschrocken beim Anblicke der weißen Gestalt drei Schritte zurück; sie aber trat ohne Umstände in das Haus, sah sich etwas im Zimmer um, und setzte sich sodann ganz gelassen, im höchsten Grade erschöpft, auf einen Stuhl nieder. Die alte Margarethe mußte nun auch aus dem Schlafe heraus, und so brachten wir drei, nicht ohne Mühe, die Wahnsinnige in ein Bett, wo sie bald ganz sanft entschlafen zu sein schien.

Gegen Morgen brach die frühere Heftigkeit abermals aus; sie wollte ihren Weg weiter fortsetzen und mußte mit Gewalt zurückgehalten werden. Es kam jetzt darauf an, den Namen und die Heimath der Unglücklichen zu erfahren, um sie ihren Eltern oder Verwandten zurückzuliefern. Aber da war nichts von ihr herauszubringen, sie warf mit den fürchterlichsten, unanständigsten Schmähungen um sich, sobald man nur von ihrer Familie sprach.

Da jagte in gestreckter Carrière ein Reiter die

Heerstraße herunter, vor jedem Hause anhaltend, und, dem Anscheine nach, um irgend eine Sache fragend. Wir vermutheten sogleich, daß er der verlorenen Schönen nachspüre, und winkten schon aus der Ferne mit weißen Tüchern dem eifertigen Boten die Sicherheit zu, daß er das Gesuchte bei uns finden könne.

Er kam, und die erste Frage war, ob man nicht eine Dame im weißen Negliglee habe vorbei gehen sehen. Ich deutete mit dem Finger auf ein Fenster oben, an welchem die Unglückliche stand; — mit einem lauten Freudenrufe schwang sich sogleich der Courier vom Pferde, und wollte ohne Umstände in die Wohnung meines Freundes treten; doch wir hielten ihn mit Gewalt zurück, denn er war ein Mulatte, und Niemand von uns konnte wissen, ob nicht er selbst der Verföhler des armen Mädchens gewesen. Erstaunt wandte sich jener mit der dringenden Bitte an uns, doch seine Senhora auszuliefern. »Denn,« setzte er hinzu, »wenn Sie sie auch gestohlen haben, behalten dürfen Sie das Mädchen ja doch nicht.«

Voller Schrecken trat ich einige Schritte zurück, ich glaubte in dem Augenblicke wirklich, nochmals mit einem Wahnsinnigen zusammengekommen zu sein. Aber es erwies sich bald, daß der gute Mann nichts weniger als toll war; er kannte nur die Liebesgeschichte seiner gnädigen Herrschaft nicht genau, und mochte daher niemals erfahren haben, ob ein Bastard des Vermählungsfestes von Afrika und Amerika, oder ein Sohn des herrschsüchtigen Europa's die schöne Senhora berückt und am Ende verrückt gemacht habe. Er glaubte in uns selbst die Entführer zu erblicken; mein Freund, oder gar ich hatte, seiner Meinung nach, wahrscheinlich das holde Mädchen aus dem elterlichen Hause geraubt.

Einige gegenseitige Erklärungen lösten aber sehr bald zur Genüge das Räthsel. Ich erzählte, auf welche Weise die Dame mir begegnet, und er erwiderte seinerseits, daß er, ein Diener der Familie dieser somnambulen Senhora, abgeschickt wäre, die Verlorene wieder aufzusuchen. Zugleich wies er ein Billet vor, in welchem man die Polizei ersuchte, der Fährte des armen Geschöpfes nachzuspüren.

Wir zögerten nicht länger mit der Auslieferung, und bald darauf ritt sie, hinter ihrem Diener, den sie fest umklammert hielt, auf dem muthigen Pferde im raschen Trabe davon.

Noch dachte ich über dies sonderbare Abenteuer nach, als es mir plötzlich einfiel, daß es doch nun wohl Zeit sei, einmal wieder nach Rio de Janeiro zurückzukehren, um zu erfahren, was denn eigentlich aus der Supplik der deutschen Offiziere, wegen einer Gratification, geworden. Wie die Hinreise, so ging auch der Rückweg ohne bemerkenswerthe Ereignisse ab; ich kam in der Hauptstadt an und fand, zu meinem Staunen, ein Dekret vor, durch welches das Gouvernement jedem ausländischen Offizier ein Jahr Sold als Gratification für die langjährigen, treu geleisteten Dienste bewilligte. Das war freilich eine verdammt schlechte Entschädigung für die vielen Strapazen, Entbehrungen und Gefahren, denen wir während der Campagne ausgesetzt gewesen; aber in einem Lande wie Brasilien, wo Alles der Willkür überlassen ist, und wo man zum Beispiel den altersschwachen Sklaven, statt ihn bis ans Ende seines Lebens zu verpflegen, gewöhnlich zum Lohn für alle Anstrengungen mit Fußtritten zur Hausthüre hinausstößt, die Freuden einer vorgegaukelten Freiheit zu genießen, blieb es doch noch immer etwas Außerordentliches. Für den Augenblick beruhigten sich sogar die ziemlich

aufgeregten Gemüther; es hieß, man müsse doch zufrieden sein, da das Gouvernement wenigstens beweise, daß es ihm nicht an gutem Willen fehle, die verabschiedeten Deutschen nach besten Kräften zu entschädigen. Wir hatten uns aber sämmtlich betrogen; die Deputirten waren pfiffig genug gewesen, in dieser Verordnung eine Clausel zu machen, durch welche sich zwei Drittheile der Offiziere von der Vergütung ausgeschlossen sahen. Es hieß nämlich darin: »Alle die Offiziere, welche durch die Regierung engagirt sind u. s. w., sollen ein Jahr Gold als Gratification für geleistete Dienste erhalten«; — aber eben in dem einzigen Wörtlein »engagirt« fand man Stoff genug, die meisten von uns selbst um diese elende Entschädigung zu hintergehen.

Standen wir doch Alle gleich sehr im Dienste des Kaiserthums; folglich mußte bei allen brasilianisch-deutschen Militärs ein Engagement vorhergegangen sein; aber — man legte höhern Orts die Sache folgendermaßen aus: daß nur Diejenigen unter die Zahl der Angeworbenen zu rechnen, welche schriftliche Contracte der brasilianischen Agenten in Europa aufzuweisen, und mit Transportschiffen die Reise in die neue Welt gemacht hätten. Die Uebrigen also, und sicher der bessere Theil, die auf eigene Kosten und durchaus freiwillig in das gelobte Land ihrer Träume hinübergesegelt waren, blieben auch von dieser unbedeutenden Begünstigung ausgeschlossen.

Ich sollte meinen, diese Letzteren hätten doch wohl am ersten verdient, auf irgend eine Weise anständig entschädigt zu werden; denn bei ihnen war gewiß weniger zu erwarten, daß nur die Noth sie aus ihrem Vaterlande vertrieben, als bei den Erstern, von denen viele sich schon glücklich schätzten, wenn sie nur durch den Major von Schaffer die Erlaubniß

erhielten, inmitten einer rohen und oft verbrecherischen Menschenmasse — man gedenke hier nur meiner frühern Beschreibung der mecklenburger Zuchthäusler — unentgeltlich die weite Reise zu machen. Aber eben diese erhielten das Lumpengeld, und uns Uebrigen blieb das leere Nachsehen. Hätte ich nur bei meiner Abreise von Hamburg nach Brasilien gewußt, daß man mir demaleinst die Bezahlung der theuren Ueberfahrt als eine Art von Verbrechen auslegen würde; daß eine Deputirtenkammer jemals den Unsinn begehen könnte, Männer von einer Gratification auszuschließen, denen man schon deshalb Dank schuldig war, weil sie ihr zukünftiges, neues Vaterland nicht gleich in Unkosten setzten, — wahrlich, ich hätte mein Geld in der Tasche behalten und wäre ohne Bedenken mit einem Schäffer'schen Transportschiffe abgefahren.

In der Hoffnung, daß Se. Majestät der Kaiser denn doch eine solche Unbilligkeit nicht gut heißen könne, wandten wir uns abermals mit einer Bittschrift an ihn; aber er mochte wohl damals schon eingesehen haben, daß seines Bleibens in Brasilien nun auch nicht mehr lange sein werde, und antwortete darum sehr kurz: »er habe mit den aufgelösten deutschen Truppen nichts weiter zu thun, und wünsche für die Zukunft aller unnöthigen Antworten überhoben zu sein«.

Tausend Flüche und Verwünschungen ergingen jetzt über Dom Pedro, der nicht allein sämtliche, früherhin den Deutschen so redselig gemachte Versprechungen vergessen zu haben schien, sondern selbst durch diese geringe Theilnahme an dem Schicksale seiner Untergebenen offen genug bewies, daß er die Fremdbataillone nur zur eigenen Sicherheit und zur Unterdrückung der Brasilianer, keineswegs aber, wie wir uns früher wohl einbildeten, zum wahren Besten des

Kaiserthums hatte anwerben lassen. Der Lohn und die Strafe für so unerhörten Undank sollten indessen nicht lange ausbleiben, schon wartete die rächende Nemesis auf ihre sichere Beute; denn der verhängnißvolle 7te April des Jahres 1831 war vor der Thür.
— Simson, raffe Dich auf! — aber Simson schläft.

„Für blanke Majestät, und weiter nichts verbluten,
Wer das für schön, für gut und rühmend hält, der irrt;
Denn das ist Hundemuth, der eingeweitscht mit Ruthen
Und eingefuttert mit des Hofmahls Brocken wird.“

Bürger's „Die Todte“.

Kurz, der größte Theil von uns empfing das Geld nicht, aus dem einfachen Grunde, weil Dom Pedro dies gewiß sehr bescheidene Anliegen keineswegs unterstützte. Wir wandten uns abermals an die Deputirtenkammer, in der gerechten Hoffnung, daß hier doch wohl noch einzelne von den Individuen, die fortwährend über das *Droit de l'homme* schrien, für uns auftreten und die gerechten Ansprüche vertheidigen würden. Aber in grellen Farben trat da wieder der Nationalhaß ans Licht. Einige der Herren erklärten, man sei den Deutschen durchaus keine Verbindlichkeit schuldig, ein Jeder möge zusehen, wie er in seine Heimath zurückgelange, — Brasiliens Finanzen wären viel zu schlecht bestellt, als daß man daran denken dürfe, den Ausländern noch Geschenke zu geben. Dies nannte man also Geschenke, — beim Teufel und allen Erzengeln! — ein echt brasilianischer Fluch, — wenn das nicht Schuldigkeit war, so weiß ich nicht, was Schuldigkeit ist!

Nur einzelne, mit etwas mehr Verstand begabte, und aus den südlichen Provinzen des Kaiserreichs gebürtige Volksrepräsentanten wagten es, unsere Rechte in Schutz zu nehmen und gegen diesen schändlichen Ausspruch offen aufzutreten. Aber sie wurden über-

schrien; zehn Stimmen gegen eine erhoben sich für die abschlägige Antwort. Ein Mulatte, aus Pernambuco gebürtig, ein Schurke, der froh sein durfte, dem Sklavenjoch entronnen zu sein — denn seine Eltern hatten noch die Peitsche ihrer gestrengen Herrschaft gefühlt, — erhob sich und erklärte, die deutschen Offiziere könnten ja durch Arbeit auf dem Schiffe den Capitains die Ueberfahrt bezahlen. »*Em Alemanha a genta esta accostumada de trabalhar*, (in Deutschland sind die Leute das Arbeiten gewohnt) — also mögen sie in Gottes Namen das Verdeck segeln oder die Taue anziehen, wenn wir sie nur nicht weiter zu füttern brauchen.«

Ein lautes Gemurmel erscholl, von vernehmlich ausgesprochenen Drohungen und Flüchen begleitet, von der Galerie herab, — die Galerie hat bisweilen auch ein Wörtchen mitzusprechen. Der Herr Deputado zog sich ganz still auf sein Plätzchen zurück, und that in dieser Session den Mund nicht wieder auf.

Eine Mißhandlung von Seiten der Deputirten, von Seiten Dom Pedro's drückte also dem ganzen Verfahren des brasilianischen Gouvernements gegen die Ausländer das Siegel auf. Der Kaiser hatte von diesem Augenblicke an einen Beweis abgelegt, wie wenig man seinen Versicherungen trauen durfte; er hatte uns aufgegeben und wir verzichteten auf ihn.

Hier will ich nur noch bemerken, daß es wenigstens Schuldigkeit des Beherrschers jenes unermesslichen Reiches gewesen wäre, aus eigener Tasche den verabschiedeten Offizieren der Fremdbataillone eine Gratification zu geben, wenn sich die Volksvertreter dessen weigerten. Reich genug war er; das bewiesen die ungeheuren Geldsummen, die beständig eingepackt und mit englischen Schiffen der Londoner Bank zugesandt wurden; Geiz ist der gewöhnliche Begleiter

des Reichthums, und so war es auch hier; aber der Geiz wird oft schrecklich bestraft. Der brasilianische Kaiser, Peter der Erste, hat wenigstens seine Habsucht oft bitter bereut.

Schon am 5. April 1831 ward es ihm leid, stets nur an seinen Beutel und nicht an die Regierung gedacht zu haben; denn an diesem Tage zeigten bereits die auf den Straßen zusammenrottirten Pöbelbanden nur zu deutlich durch Wort und That, daß den Brasilianern nicht allein daran gelegen gewesen, die ausländischen Truppen aufzulösen, sondern die ganze Staatsverfassung zu ändern, wozu es denn durchaus nöthig war, Dom Pedro seinen schon verurtheilten Anhängern so schnell als möglich nach Europa nachzuschicken. — Adam, den Troglodytenkönig, jagte Gott der Herr in seinem Zorne aus dem Paradiese, weil er von der verbotenen Frucht genascht; Pedro, den Troglodytenkaiser, vertrieben Nationalgeist und Freiheits Sinn aus dem brasilianischen Eden, weil er die Hand ebenfalls nach einer unerlaubten Frucht, der absoluten Gewalt, ausstreckte. Der Unterschied ist nur, daß dem Erstern sammt seinem Weibe nichts als einige Rösche von Feigenblättern und Erkenntnißblumen mit auf die Reise mitgegeben wurde, während der Letztere dem Goldlande viele Millionen entführte.

Am 5. April, früh Morgens, sah man schon an allen Straßenecken Menschenhaufen die Köpfe zusammenstecken; man flüsterte, sprach, stritt und schrie. Reife nur wagten die Einen, ihre Meinung über den jetzigen Zustand der Dinge auszusprechen, in frechem Uebermuth riefen dagegen Andere: »Forá estos filhos do reino, — forá a Cachorade!« (Weg mit den Söhnen des Königreichs, — weg mit dieser Hundebrot!) Hierunter verstanden sie den Kaiser selbst mit. Kengstlich schlichen die Polizeisoldaten durch die Stra-

ßen, wo nur ein solcher Ruf ertönte; keiner wagte dem fessellosen Pöbel, wie in der Bibel, dem dreschenden Ochsen, das Maul zu binden. Mit Knütteln, Messern und Pistolen hatten sich diese Banden bewaffnet; die angeborene Feigheit schien für den Augenblick gänzlich gewichen; gab es doch damals keine ausländischen Truppen mehr, die man zu fürchten brauchte. Den ganzen Tag währte dies Lärmen fort, und als sich endlich die Nacht mit schwarzem Fittig über die Hauptstadt lagerte, flogen Steinwürfe in die Fenster der reicheren Portugiesen, daß klirrend die Scheiben auf das Pflaster fielen, und Pistolenkugeln schwirrten um die Giebel der Dächer.

Erst spät in der Nacht ließ der schreckliche Skandal etwas nach, um dann am Morgen des 6ten abermals zu beginnen. Kaum rötheten die ersten Strahlen der Sonne den Horizont, so gruppirtten sich die Rebellen auch wieder zusammen, und jetzt, durch die Scenen des vorhergehenden Tages schon dreister gemacht, brüllte man laut: »**Em baixo o Ministerio!**« (Nieder mit dem Ministerium!) und einige, halb gedämpfte Stimmen setzten hinzu: »**Em baixo o Imperador!**« (Nieder mit dem Kaiser!)

Da sprengte plötzlich ein einzelner Portugiese, das geladene Pistol in der Faust und den Säbel durch einen Riemen am Handgelenke befestigt, mitten durch den Volkshaufen und donnerte den versammelten Mulatten ein »**Viva Pedro primeiro!**« zu. Sein milbes Ansehen und die mit Blut übergossene Kleidung bewiesen, daß er so eben von einer furchtbaren Arbeit kam, und voller Schrecken stob die meuterische Masse aus einander, wie wenn der Sturmwind das trockene Laub abschüttelt. Dies diene als Beweis, wie leicht man jene Hasen in die Flucht treiben

konnte, wenn es nur nicht an guten Hunden zur Hege fehlte.

Auf der kaiserlichen Quinta in St. Christovao war man, gerade wie bei der Revolution der ausländischen Soldaten, am ersten Tage des Aufruhrs in sorgloser Unthätigkeit geblieben; man hoffte, daß das Ganze noch einmal in sich selbst ersticken werde; — aber die fortwährend einlaufenden Berichte, daß hell herüberschallende kleine Gewehrfeuer, das Rasseln der Wagen und der schweren Geschütze, — dies Alles zeugte davon, daß man hier doch schnell und ernstlich dem Unfuge steuern müsse.

Die Truppen erhielten also Befehl, jedes Winkes gewärtig zu sein, und scharfe Patronen wurden freigebig an sie ausgetheilt. Dom Pedro war ängstlich geworden; er merkte, daß es sich hier um Krone und Szepter handle; endlich entschloß er sich, selbst nach Rio de Janeiro hinüber zu eilen, um persönlich zu untersuchen, was an den verbreiteten Gerüchten Wahres sei, und im Nothfalle die strengsten Maßregeln zu ergreifen. Von einer Schaar Husaren mit blanken Waffen gefolgt, mit kostbaren Ketten behangen und durch goldene Stickereien geschmückt, zeigte er sich dem Volke, und seine gerade Haltung zu Pferde, sowie das martialische Ansehen, daß er bestens erheuschelte, bewiesen, daß er zu imponiren suchte. Aber es war rein aus mit der Ehrfurcht; die Plebejer schimpften trotz der Sauvegarde hinter ihm her, und schienen die gezogenen Klingen wenig zu fürchten. Man versammelte sich in immer stärkeren Gruppen, und schrie laut um die Absetzung des Ministeriums.

In dieser dringenden Noth, und in der trügerischen Hoffnung, die Ruhe dadurch wieder herzustellen, versprach der Kaiser, daß er den Wunsch seiner Unterthanen erfüllen, und überhaupt manche andere

Mängel abzuschaffen gedenke, versicherte auch, ein stets treuer Anhänger der Constitution zu sein, und daß er als beständiger Bertheidiger (*Defensor perpetuo*) des brasilianischen Kaiserreichs auch die Rechte der Nation und selbst der einzelnen Individuen beschützen werde.

Aber alle diese Zusicherungen, und selbst die Wahl eines neuen Ministeriums beruhigten die aufgeregten Gemüther nicht; Dom Pedro sah sich genöthigt, nach St. Christovao zurückzukehren, und hier seinen Staatsrath zusammen zu berufen, von dessen Intelligenz er sich Hülfe in dieser kritischen Stellung versprach. Da suchten aber Alle bedächtig die Achseln, und der edle Rath mußte keinen Rath; -- ja die Meisten hatten sich in der Stille aus dem Staube gemacht, und erwarteten am Strande des Meeres, in der Nähe ihrer bereit liegenden Bote, den Ausgang des Ungewitters, das sich recht bald über die hohen Häupter zu entladen drohte. So stand der Kaiser wiederum allein; er hatte in seiner Angst das Stichwort vergessen, und kein Soufleur stand ihm zur Seite. Der arme Pedro!

Schwer besorgt muß er wohl an diesem Tage gewesen sein; denn noch in derselben Nacht ließ er alle seine Habseligkeiten einpacken. Sobald er dies Geschäft aber vollendet, soll er plötzlich wieder sehr ruhig und gleichgültig geworden sein, und einem der Kammerherren, der ihm die drohende Gefahr mit grellen Farben schilderte, zur Antwort gegeben haben: »Ach, wenn sie mich auch von hier vertreiben, in diesem Koffer allein liegen fünfundzwanzig Millionen Crusaden in Gold und englischen Banknoten; ich setze mich auf ein Schiff und fahre davon; mit diesem Capital, und dem, was mir noch die Londoner Bank schuldet, lebe ich als Privatmann glücklicher in Europa, wie hier in Brasilien als souverainer Kaiser.«

Die Erfüllung dieses Wunsches sollte nicht lange ausbleiben; der 7. April des Jahres 1831 brach an.

Bevor noch der Sonne strahlendes Licht die Morgendämmerung gänzlich vertrieben, war schon auf allen öffentlichen Plätzen, besonders auf dem Campo St. Anna, der Pöbel versammelt; Schimpfworte, Flüche und Verwünschungen ergingen über Kaiser, Ministerium und Gouvernement. »Zur Hölle mit diesen Teufeln!« schrien die Einen, — — und — »Welche Lust wäre es, dieser portugiesischen Canaille eine Fagade geben zu können!« setzte ein hochgewachsener Mulatte hinzu; — dabei sah man erhobene Stöcke, und schlecht versteckte Messerflingen blinkten unter den Ärmeln der kattunenen Jacken der Unzufriedenen hervor.

Je weiter der Zeiger der brasilianischen Staatsuhr den nimmer rastenden Lauf fortsetzte desto stärker wurden die Haufen, die drohend alle Zugänge der Straßen blockirten. Den Versicherungen Dom Pedro's glaubte man nicht mehr; Jeder wollte die Namen der neu erwählten Minister kennen, und zugleich eine bessere Garantie für die Aufrechthaltung der Constitution ertrocken. »Zeigen muß man den Leuten, daß man sie nicht fürchtet,« riefen Einige; »fort nach dem Campo St. Anna, von da aus, vereint mit unseren Patricios, die kaiserliche Quinta zu belagern, und das zu erzwingen, was man in Güte nicht geben will.« Und somit stürmte die ganze neutrische Menge dem Hauptplatze der Kaiserstadt zu. Es dauerte nicht lange, so waren etwa 20,000 Menschen, meistens Neger und Mulatten, hier versammelt, alle auf die schon erwähnte Art bewaffnet. Ich sah den Tumult, und niemals wünschte ich sehnlicher, einen Blick in die Zukunft werfen zu können, um den Ausgang dieser dräuenden Scenen voraus zu wissen, als eben jetzt.

Unwillkürlich erinnerte ich mich an den Vers aus Blumauer's Travestie des Virgilischen Aeneas, worin es heißt:

„D du, dem es vergönnt ist,
Der Zukunft, die im Leben
So spröde sich vor uns verschließt,
Das Rädchen aufzuheben,
D sei so gut, und zeige sie
Mir nur enthüllt bis über's Knie, —
Ich bin damit zufrieden.“

Bald sollte sich mir das Saïsbild entschleiern; es fehlten nur noch einige Minuten, — und Dom Pedro war seines Thrones verlustig.

Auf dem Campo St. Anna wogte der Volksschwarm, wie ein sturmbewegtes Meer, schreiend und lärmend, — jeden Augenblick bereit, nach St. Christovão abzumarschiren. Währenddem stand der Kaiser an einem der Fenster seines Palastes, und schaute mit finstern, verstörten Blicken auf die lachenden Fluren hin, über die er bisher so eigenmächtig dominirte. Da sprengte der General Lima heran, schwang sich rasch vom Pferde und erstieg, ohne angemeldet zu sein, die breiten Stufen der Treppe des kaiserlichen Lustschlosses.

»Nun, Lima, wie steht es?« fragte Dom Pedro.

»Schlecht, Ihre Majestät; das Volk verlangt eine bessere Garantie für die Constitution, und ein Ministerium, das liberale Gesinnungen nicht unterdrückt.«

»Und was denken Sie dazu, General?«

»Ich bin der Meinung des Volkes, und werde im Nothfalle selbst meinen Degen für die gerechte Sache ziehen.«

Diese Antwort lautete an und für sich schon gut und edel genug, wenn Lima früherhin nur immer eben so gedacht hätte; aber er war bis jetzt ein Tyrannen-

knecht gewesen, und einzig durch die Gnade des Kaisers zu dem hohen Posten gelangt, auf welchem er sich jetzt so breit machte. Egoismus hieß der Leitstern, der ihm diese Worte diktirte; denn er dachte wenig an die empfangenen Wohlthaten, und Dankbarkeit blieb überhaupt dem Herzen jenes eben so ungebildeten als, wenigstens in militairischer Hinsicht, unerfahrenen Mannes fremd.

Erzürnt wies ihm Dom Pedro die Thüre. Lima ging, — aber auch nur, um sogleich zu Pferde zu steigen, nach dem Campo da Honra zu eilen, und sich hier, selbst ein Rebelle, an die Spitze der aufwühlrerischen Menge zu stellen, die mit Toben und Schreien die Erfüllung der geleisteten Versprechen verlangte.

Jetzt jagten aber einige Offiziere zu der Quinta hinaus, und drangen mit stürmischen Bitten in den Kaiser, doch endlich den Truppen Befehl zum Angriff auf die Revoltirenden zu geben. Der saumselige Monarch entschloß sich; er rückte in eigener Person mit seiner ganzen, damals in Rio de Janeiro versammelten militairischen Macht auf den St. Annenplatz, und forderte die versammelte Menge auf, sich ohne Widerspruch in ihre Wohnungen zurückzuziehen.

Da fand es sich, daß hier nicht Alles aus der niedern Volksklasse entsprungen; denn hohe Personen, worunter sogar der Marquez de Barbacena, traten, von einer nicht unbedeutenden Anzahl Mulatten gefolgt, mit einer Dreistigkeit auf, die selbst den Alleinherrscher des transatlantischen Kaiserreiches stutzen und erzittern machte.

»Lassen Ew. Majestät doch auf die Schurken feuern!« schrie ein gewisser Lieutenant, der sich hier de Maya nannte, aber eigentlich, aus einer deutschen Familie entsprungen, Meyer hieß, und sich nun, weil

die Brasilianer den Gang des deutschen Adelsystems nicht kannten, zum Fidalgo aufgeworfen. Der Aristokratismus ist freilich in der neuen Welt, wie in der alten, so ziemlich zu Grabe geläutet; dennoch hatte Herr Meyer doch immer noch gedacht, durch sein gewisse Vorrechte zu erhalten.

Aber Dom Pedro wagte nicht, den Vorschlag des Schreiers in Ausführung bringen zu lassen, sondern hoffte immer noch, durch Worte das aufgeregte Volk besänftigen zu können. Er stieg deshalb vom Pferde und trat, obgleich bleichen Gesichtes und an allen Gliedern zitternd, mit ziemlich festen Schritten den Sprechern der versammelten Menge entgegen, — in barschem Tone fragend, was man eigentlich von ihm wolle. Da erhob sich ein allgemeines Geschrei. Der Eine wollte das Ministerium, der Andere den Kaiser vertreiben, der Dritte hatte hier etwas auszusagen, der Vierte da; und aus dem Wirrwar stand es kaum herauszufinden, was der eigentliche Zweck dieser gesekwidrigen Versammlung sei. Stöße und Steine flogen herum, wie Irrwische auf dem Ager, Säbel und Messer blinkten, ja im Hintergrunde krachten einige Pistolenschüsse los.

Zu gleicher Zeit nahm der größere Theil der Truppen die Partei des Volkes; nur die reitende Artillerie, die Ehrengarde und das Kaiserbataillon schienen treu ihre Pflicht erfüllen zu wollen. Mit einer Löwenstimme brüllte Lima sein »Viva a Constituição«; und viel tausendfältig erscholl das Echo der Mulatten- und Negerbanden.

Jetzt war es völlig um Dom Pedro's Kopf und Courage geschehen; wie ein gehektes Wild rannte er davon, schwang sich auf's Pferd und jagte, als verfolgten ihn alle Furien der Hölle, nach seinem Schlosse in St. Christovão zurück. Hier empfing ihn, in Thra-

nen gebadet, seine zwar bestürzte, aber keineswegs entmuthigte Gemahlin, und suchte, als echte Tochter eines Beauharnois, den schwachen, kraftlosen Geist des Gatten wieder aufzurichten, ihm die eigene Standhaftigkeit einzuhauchen. Allein ihre Mühe blieb vergebens; denn der Kaiser war schon schwachmatt, bevor ihn noch Offiziere und Bauern umzingelten. Voller Angst und Schrecken schaute er sich nach seinen Freunden, den Engländern, um, die ihm für die Erlaubniß, das brasilianische Kaiserthum nach Belieben aussaugen zu dürfen, so vielen Dank schuldig waren; und siehe! schon lagen bei der Quinta St. Christovão mehre Böte bereit, den flüchtigen Goldfisch einzufangen. Die Bitten und Warnungen seiner flehenden Gattin, die, wie man behauptet, vor ihm auf den Knien gelegen haben soll, um ihn von dem Entschlusse abzubringen, Brasilien ohne Weiteres zu verlassen, fruchteten zu gar nichts; mit den gröbsten Redensarten sah sich die hohe Frau abgefertigt, und erhielt den Befehl, augenblicklich der fliehenden Majestät zu folgen. In aller Eile wurden nun der Kaiser, die Kaiserin und die jetzige Königin von Portugal, Donna Maria da Gloria, an Bord einer englischen Fregatte gebracht. Hier angekommen, schrieb Dom Pedro, ohne auf die Vorstellungen seiner Umgebung weiter zu achten, ein Zettelchen an die Gesandten des Volkes, worin er zu Gunsten seines Sohnes allen Ansprüchen auf die brasilianische Krone entsagte.

Man erzählte sich in Rio de Janeiro zu jener Zeit verschiedene Anekdoten, für deren Wahrheit ich freilich nicht einstehen kann, da ich nicht Augenzeuge gewesen, denen man aber schon deshalb Glauben beimessen muß, weil sie so ganz dem Charakter des Exkaisers

entsprechen. Nur eine davon will ich zum Schlusse dieses Capitels hier anführen.

Raum war, behauptete man, der Kaiser am Bord der englischen Fregatte angekommen, kaum wußte er seine Schätze in Sicherheit, als er eine Geige ergriff, und das allergemeinste brasilianische Volkslied darauf absiedelte. Einer der mit ihm davon gelaufenen Hofleute glaubte sich durch ein witziges Impromptu in der Gnade seines Herrn noch fester zu stellen, indem er ihn in schmeichelhaften Worten versicherte, daß nur ein **Frederico segundo** (Friedrich der Zweite) solchen Gleichmuth und solche Festigkeit besitzen könne. Uebrigens kannte der gute Mann des großen Friedrichs große Thaten nicht einmal durch die Weltgeschichte, sondern höchstens aus einigen Zeitungsblättern, die auch dort bisweilen noch des unsterblichen Helden erwähnten.

»Ach!« gab Dom Pedro dem Schmeichler zur Antwort, »was habe ich Großes verloren? Dort mußte ich mich mit Regierungssorgen abquälen, und in Europa lebe ich für die Zukunft im seligen **Farniente**, und spiele mir und meiner Umgebung höchstens einen **Miudinho** *) dazu auf.«

Wer so denkt, verdient, meiner Meinung nach, auch nicht, eine Krone zu tragen; denn nur Wenigen ward so hohes Glück bescheert, und diese dürfen es nicht leichtsinnig aufgeben. Schon deshalb geschah ihm Recht, wenn man ihn aus dem brasilianischen Eden verjagte; schon deshalb mußte die große Wünschelruthe gebunden werden, mit der man den Peter weithin übers Meer nach dem Lande seiner Ahnen zurückschleitschen wollte.

*) Wie schon gesagt, ein höchst unanständiger, brasilianischer Nationaltanz.

Nun aber ein anderer Auftritt, der sich ebenfalls am Bord der englischen Fregatte zutrug, bevor noch das Schiff den Hafen von Rio de Janeiro verließ.

Die schöne, liebenswürdige Kaiserin, die, wie erwähnt, ihrem flüchtigen Gemahl wie *par ordre du grand Seigneur* gefolgt war, wurde zu Tische gerufen, und soll sich geweigert haben, zu erscheinen, weil ihr natürlich die Erinnerung an die eben vorgefallenen Scenen den Appetit verdorben haben mochte. Ein Machtspruch Dom Pedro's zwingt indessen die Wunderliebliche, wider Willen bei Tafel zu erscheinen, und hier ist der eben so rohe, als leicht zu reizende Monarch brutal genug, seiner schönen Gemahlin in Gegenwart von funfzehn englischen Offizieren, unter Androhung von Ohrfeigen, das Weinen zu verbieten, und sie mit den pöbelhaftesten Ausdrücken zu zwingen, augenblicklich am Tische Platz, an dem Essen Theil zu nehmen.

Diese einzelnen, hier angeführten Züge aus dem Leben des Exkaisers charakterisiren den ganzen Menschen wohl hinlänglich; daher kann ich hier abbrechen, um sodann in der Kürze den Zustand der Dinge in Rio de Janeiro nach der Revolution zu beschreiben.

Viel, sehr viel hätte ich hier wohl noch zu sagen, wäre mein Tintenfaß nicht fast schon ausgetrocknet, mein Papier gelb und meine Feder stumpf geworden, — müßte ich nicht befürchten, die Geduld meiner Leser einer gar zu starken Feuer- und Wasserprobe zu unterwerfen. Das südamerikanische Continent liegt uns, allen Dampfschiffen und Eisenbahnen zum Troß, noch lange nicht nahe genug, als daß eine einfache Schilderung ohne historisches Interesse an diesem Orte zweckmäßig sein könnte. Unser Held, der die Titelrolle spielte, ist von der Bühne abgetreten, — und

daß es nicht mit mehr Anstand geschah, — daran tragen wir nicht die Schuld. Ein Memoirenschreiber kann nicht immer auf dem Paradesperde sitzen: manchmal muß er auch, dem Pöbel zum Ergehen, die Bären tanzen, Affen präsentiren und Hunde schultern lassen. Solche verkrüppelte Militair-Evolutionen fallen immer ins Linkische oder Lächerliche, und ich mag meinem historisch-klassischen Trauerspiele kein märchenhaft romantisches Ballet anhängen. An Pantomime fehlt es zwar nicht; die Sache scheint uns aber dazu nicht pöbelhaft-burlesk genug, wir wollen das *nav* oder *navros*, das Alles weglassen, und nur von den Mienen sprechen, — oder von den Fragen, in die sich das sauer lächelnde Gesicht der brasilianischen Wöchnerin verzog. Die Entbindung war leicht, und nur Hebammen plaudern aus der Schule; — die Memoiren gehören nicht immer ins Findelhaus.

Neunzehntes und letztes Capitel.

Festlichkeiten. — Zweikampf. — Der blutdürstige Neger. — Revolte der Gefangenen auf der Ilha das Cobras. — Unruhen auf dem Campo da Honra. — Der Kirchhof der Misericordia. — Ausflug nach St. Anna de Piray. — Das wüthende Weib. — Abschied. — Eintheilung der Provinzen. — Seehäfen. — Menschenrassen. — Ausfuhrartikel. — Schluß.

Das Findelhaus ist und bleibt unnachlässlich, nach den Gesetzen eines conventionell-juristisch-diplomatischen Zeitalters, der Pacht, die Douanenherberge, die einzige Controle der Bibliographen, allen Bibliophilen zur Freude, allen Bibliophilen zum stillen Ingrimm. Es gehört noch immer zur Frage des

Jahrhunderts und des Tages, ob im Allgemeinen ein Findelhaus der Art zu gestatten sei, oder nicht, — ob Autor und Verleger Hand in Hand mit einander gehen dürfen, — ob der Leipziger Messe auch Glocken und Autorität zustehen, — denn was ist eine Messe ohne Psaffe, ohne Recht und Segen? — ob es die ungeborenen Kälber vergüten, wenn man den Ochsen beim Dreschen den Mund zubindet. Darüber mag eine concessionirte Buchhändlerbörse entscheiden; uns steht dort weder Sitz noch Stimme zu, und ginge es auch dabei so toll her, wie ehemals an dem polnischen Reichstage.

Ein Autor bevölkert immer das große literarische Findelhaus, und wenn er auch kein J. J. Rousseau ist, der das Bildliche und Abstrakte im eigenen Leben versinnlichte, und als ein neuer Mahumed in einer Flug erfonnenen Glaubensstheorie sich selbst und sein Prophetenthum anbetete. Armer, wahnsinniger Jean Jacques, unglücklicher Philosoph der Rue Platrière!

Man verzeihe mir eine Exkursion, die an diesem Orte vielleicht passender ist, als man nach dem ersten Anscheine glauben möchte! Auch Brasilien strebt nach einer literarischen Ausbildung, wie das Kind oft ungestüme Gelüste empfindet, gleich dem eben vorüber-eilenden Reitersmann, hoch zu Roß zu sitzen, und ein Stöcklein für ein Pferd ansieht. Eine lustige Reiterei! Wie soll sich das Mulattenvolk eine Literatur, einen Buchhandel erringen? In welcher Zunge sollen sie reden, die Heroen eines transatlantischen Babelbaues? Welch vaterländisches Interesse soll die Gesänge dieser entnervten Miethlinge beleben? Man sehe darauf zurück, was ich von ihren theatralischen Leistungen bereits in den ersten Capiteln dieses Werkes gesagt. Nordamerika steht da, als strahlendes Vorbild, — aber man vergesse nicht, daß diese Republik eine Colonie

des anglikanischen Englands war, und daß Brasilien, trotz seiner constitutionell-kaiserlichen Krone, noch in diesem Momente eine Colonie des stockkatholischen Portugals ist. Glück auf, Ihr Bergleute in den Minen brasilianischer Cultur! Ach, Ihr findet dort nur taubes Gestein, Troglodytgrotten und Schlingpflanzen! Noch lange ist für Euch keine Zeit, ein Findelhaus zu errichten.

Ich verlasse diesen Gegenstand, um nicht wieder darauf zurückzukommen; von Brasiliens intellectuel-ler Bildung, von den verschiedenen Stufen, worauf dort Religion, Moralität, gesellschaftlicher und commerzieller Verkehr, Volksschulen, Militair, Politik, Ackerbau und Industrie stehen, habe ich schon mannich-fach Gelegenheit gehabt zu reden; — und höchstens reducirt sich dies Alles auf eine Null, die, gleich einem vornehmen Herrn, der Incognito reist, ohne gehörige Vorläufer, gar nicht zählt.

Somit war der Hauptakt des großen Drama's beendet. Der Selbstherrscher des brasilianischen Kaiserreichs schwamm, aus seiner Hauptstadt vertrieben, bereits vor dem Hafen von Rio de Janeiro auf dem atlantischen Ocean, von wo aus er nun bald nach England, Frankreich, der Insel Terceira, und endlich nach Portugal segeln sollte, um in letztgenanntem Lande als Herzog von Braganza die Ansprüche seiner Tochter, Donna Maria da Gloria, auf die Krone Lusitaniens geltend zu machen.

Wie wenn des Boreas gewaltige Kraft, nachdem sie lange Zeit hindurch die schäumenden Wogen des Meeres gepeitscht, allmählich schwächer und schwächer wird, so beruhigten sich auch nach und nach die aufgeregten Gemüther, und langsamer rollte das Blut in den Adern der empörten Volksmenge. Hatte man doch insoweit seinen Willen durchgesetzt, daß Dom

Pedro das Fersengeld zollen und flüchtig sein Kaiserthum für ewig verlassen mußte. Einige Schreihälse gab es zwar noch, die laut ihr »Viva a Republica!« ertönen ließen; aber diese brachte der vernünftigere Theil des Volkes durch einige wohlgemeinte Drohungen bald zum Schweigen.

Dom Pedro Segundo (Peter der Zweite) wurde mit lautem Freudengeschrei als Brasiliens constitutioneller Kaiser ausgerufen, und eine aus drei Personen bestehende Regentschaft, an deren Spitze der listige Lima stand, feierlich eingesetzt, um im Namen des unmündigen Kleinen die Staatsangelegenheiten zu ordnen. Als Tutor (Vormund) hatte Dom Pedro noch vor seiner Abreise den Senhor José Bonifacio d'Andrade, einen würdigen Greis und tüchtigen Diplomaten, ernannt, der, nachdem er einen großen Theil der europäischen Länder durchreist, mit den Geschäftsführungen unserer Cabinette so ziemlich vertraut schien. Weßhalb der Kaiser eben diesem Manne seine Kinder zur Erziehung übergab, blieb deßhalb räthselhaft, weil José Bonifacio noch kurz zuvor in Ungnade gefallen war; doch mochte Dom Pedro wohl einsehen, daß allen ungnädigen Gesinnungen zum Troste, außer ihm, dennoch im ganzen Kaiserreiche für diesen wichtigen Posten kein brauchbares Subject zu finden sei.

Feuerwerke, Illumination, kurz Festlichkeiten aller Art, verwandelten nun auf einmal den vorhin düstern und gewitterschwangeren politischen Himmel in das reinste Aetherblau; die Brasilianer träumten von einer glücklichen Zukunft, die sie so nahe wähten, und die ihnen noch so fern lag. Das Gefunkel der Raqueten und der weit schallende Knall der Kanonenschläge rief den zerstreuten Pöbel auf dem Campo St. Anna wieder zusammen, wo nun die Canaille von Rio de Janeiro den ehemals christlich getauften Platz, die

frühere Religion zu verläugnen, die heilige Anna mit Füßen zu treten, und sich als frevelhafter Renegat, in einen Campo da Honra (Ehrenplatz) umzuwandeln zwang.

Siegestrunken und taumelnd vor Freude, sowie durch den Genuß spirituöser Getränke zum momentanen Wahnsinn gesteigert, erzählte man sich hier gegenseitig von dem brasilianischen Heldemuthe, der Freiheitsliebe und dem »bis an die Sterne ragenden Nationalgeiste.« Da gab es kein größeres kraftvolleres Volk auf Erden, da dünkte sich jeder zerlumppte Mulatt ein Fürst zu sein, weil das stolz ausgesprochene: »Eu so Brasileiro verdadeiro,« (Ich bin echter Brasilianer), ihn, seiner Meinung nach, adelte. Aber es wurden leider keine Diplome ausgegeben; einzelne Auftritte vergällten bald den lauten Jubel und warfen das dunkle Gewand der Trauer über die allgemeine Fröhlichkeit.

Blutige Scenen, durch die Portugiesen, die immer noch die Partei ihres verjagten Landsmannes hielten, mit Gewalt und in Menge herbeigeführt, tröpfelten bitteren Bermuth in den Becher der Lust. Früher vorhergegangene individuelle Streitigkeiten machte man jetzt zur Sache des Vaterlandes; — ein großer Carbonarimantel, worunter man Rachsucht, Geldgier oder auch Eifersucht und Neid verhüllte.

Auf der Ilha das Cobras begannen die Streitigkeiten. Ein Offizier, der auf gedachtem Schlangenneste seit längerer Zeit als Gefangener schmachtete, weil man ihm den Vorwurf machte, daß er ein eingefleischter Pé de chumbo *) (Bleifuß) und Anhänger des vertriebenen Kaisers sei, saß eines Tages, sein un-

*) Der Ausdruck Pé de chumbo ist ein Schimpfwort, das die Brasilianer im Allgemeinen allen Portugiesen angehängt haben; wogegen diese wiederum die Eingebornen mit dem Titel Cabras, Stiegenböcke, beehren. Ursprünglich soll diese erstere Benennung von den

verdientes Schicksal und seine traurige Lage überdenkend, vor der schlechten Behausung, die man ihm als Arrestlocal angewiesen. Da steigt ganz unerwartet ein Mensch die Anhöhe heran, auf welcher mitten im Hafen die Festungswerke gleich dem Brack eines gestrandeten Schiffes liegen, zieht ein ungeheures Schwert unter dem Mantel hervor, und donnert dem Gefangenen zu, sich zu vertheidigen. Dieser blickt auf, und erkennt in dem Angreifenden einen frühern Nebenbuhler, sowohl in Hinsicht der Charge, als der Liebe, doch mochte wohl in letzterer der Hauptgrund seines Hasses liegen. Verfliegen waren im Augenblicke die phantastischen Liebesträume, denen der Held dieser Episode sich bisher überlassen zu haben schien; mit schnellen Schritten eilt er in das niedrige Gemach, und die Hand, welche so eben noch den sorgenvollen Kopf stützte, ergreift die geschliffene Klinge, dem Gegner kräftig zu begegnen.

Hier muß, als besonders charakteristisch, bemerkt werden, daß man in jener Zeit den arretirten Offizieren die Erlaubniß gab, ihre Waffen mit auf die Festung zu nehmen, vorausgesetzt, daß sie zum Beispiel der Degen mehre besaßen, und einen davon dem Adjutanten überliefern konnten.

Gut bewaffnet, durch überlegene Kraft und Geschicklichkeit im Vorthail zu seinem Widersacher, erschien nun der Beleidigte nach wenigen Augenblicken, und stellte sich mit Gleichmuth, Selbstbewußtsein und martialischem Anstande dem zornglühenden Feinde gegenüber. Ein seltsames Duell, fürwahr! Secundanten gab es hier nicht; nur die auf der Ilha das Co-

stark mit Nägeln beschlagenen Schuhen der portugiesischen Soldaten herrühren, indem die Brasilianer sich auf ihre Leichtigkeit etwas zu Gute thun.

braß angesiedelten Einwohner kamen herbei, dem blutigen Schauspiele zuzusehen. Die Klingen kreuzten sich; mit unbeschreiblicher Wuth hieb und stach man gegenseitig auf einander ein; mehr tüchtig führte der Brasilianer die Waffe, mehr sicher und kräftig der Portugiese. Schon strömte beiden Kämpfern aus tiefen Wunden das Blut; doch man achtete nicht darauf; die Erbitterung hatte den höchsten Grad erreicht.

Endlich erschlaffte der mehrmals durchbohrte Arm des Brasilianers; vom ungeheuren Blutverluste ermattet, ließ er die Hand sinken, und rasselnd fiel das gewichtige Schwert zu Boden; noch einige mit voller Kraft ungestümen Hornes geführte Hiebe versetzte der Angegriffene mit kalter Besonnenheit dem Wehrlosen, und verließ dann triumphirend die Wahlstatt.

Jetzt erst wagte, auf Befehl des Gouverneurs, die aus einigen invaliden Artilleristen bestehende Wache, sich langsam zu nahen, den halb todten und scharf zur Ader gelassenen brasilianischen Duro hinwegzutragen. Die dem Arrestanten zuerkannte Strafe ward durch diesen Auftritt keineswegs geschärft; denn obgleich die Eingebornen zu jener Zeit bereits die Oberhand gewonnen, so gab es doch unter den älteren Offizieren, und besonders unter den Festungscommandanten, noch viele echte Portugiesen, die das Gouvernement nicht zu verabschieden wagte, weil sie vor 1822, also vor der Anerkennung der Constitution, bereits in kaiserlichen Diensten standen. Ein solcher war der Befehlshaber der sogenannten Schlangeninsel, und dieser beschützte den siegreichen Gefangenen, seinen Landsmann, nach besten Kräften vor der Wuth der umstehenden Cabritos, die ihn sonst gern in Stücke zerrissen hätten.

Vergleichen Unterbrechungen störten oftmals die anscheinend allgemeine Freude und gute Stimmung im Volke; es waren die Zwischenakte des großen

Drama's. Aber Lima, der schlaue Lima, wußte den bösen Eindruck, den solche Auftritte machen mußten, bald wieder zu verwischen. Paraden, bei denen die gesammte, neu errichtete Bürgergarde erschien, Prozeffionen, Bälle, Aufzüge und allerhand Festlichkeiten wurden angeordnet, bei welcher Gelegenheit man denn auch stets den kleinen Kaiser, wie ein niedliches Püppchen, zur Schau ausstellte. Der Herr Vormund pflegte dann linker, der Regent aber rechter Hand zu gehen, und diese beiden geschwornen Feinde trugen das mit Sternen und Brillanten überladene Kindlein in der Mitte, — José Bonifacio d'Andrade mit freundlicher, liebevoller Miene sich fortwährend zu ihm hinbeugend und mit ihm redend, Lima mit stolzem, arrogantem Blick und übertriebenem Selbstvertrauen über die Menge hinweg schauend. Viele Tausende von Negern und Mulatten waren da jedesmal versammelt, und ließen in disharmonischem Chore ihr »Viva Dom Pedro segundo!« erschallen; Hymnen erfüllten die Luft mit dem Weihrauch des Katholicismus, chinesische Feuerwerke und Bombas (Kanonenschläge) knallten den Takt dazu.

Aber die vornehmeren Bewohner der Hauptstadt erschienen bei solchen öffentlichen Prunkauftritten nur selten, mußten sie doch die geschickte Fingersprache, oder gar die wohlgeschliffenen Messer dieser Bastarde fürchten. Kaum sollte man glauben, daß am hellen Tage und in einer so volkreichen Stadt dergleichen Excesse vorkommen könnten; dennoch waren sie, und sind sie zum Theil auch jetzt noch etwas ganz Gewöhnliches. Ich entsinne mich eben eines Beispiels aus jener Angstperiode, das merkwürdig genug ist, um hier einen Platz zu verdienen.

Ein Neger, der schwerer Verbrechen wegen, nach europäischen Gesetzen, längst irgend einen Galgen hätte zieren müssen, fand bei der schlechten Einrichtung und

der Nachlässigkeit der Behörden Gelegenheit, seiner Haft zu entspringen. Schon früher hatte dieser Schwarze allen Weißen den Tod zugeschworen, auch wußte er sehr gut, daß es unmöglich war, den nachsetzenden Polizeisoldaten mitten in der Hauptstadt zu enttrinnen; — nur der blutgierige Wunsch beseelte ihn, den längst dem Tode Verfallenen, vor seinem Abscheiden aus dieser Welt noch einmal seine Mordlust zu stillen, noch einige Begleiter mit in das Jenseit zu nehmen. Mit einem kurzen, spitzigen Eisen bewaffnet, rennt er die nächste Straße hinunter, seine farbigen Brüder nicht beachtend, sondern nur Weiße suchend. Das räthselhafte Schicksal führt eine schon bejahrte Frau des Weges daher; als sie den schwarzen Teufel in solcher Hast herbeikommen sieht, flieht sie auf die entgegengesetzte Seite der Häuserreihen, — aber noch bevor sie den Fahrweg überschritten, ist sie ereilt und durchbohrt.

»Haltet den Dieb! haltet den Mörder!« ertönt es jetzt von allen Seiten; doch schon hat der Bösewicht wiederum einen starken Vorsprung gewonnen, schon blutet unter den verruchten Fäusten ein armes unschuldiges Kind.

»Nossa Senhora da Conceição!« schreien die Einen; »Fecha a Porta!« (Macht die Thür zu!) die Andern, und eilenden Laufes wirft sich das Scheusal schnell in eine Nebengasse, um hier die Fortsetzung seiner Gräueltthaten aufzuführen.

Sieben Menschen liegen todt und verwundet auf den Straßen umher, der Bube erreicht glücklich den Campo da Honra, es winkt ihm die Hoffnung, die nahen, waldigen Berge zu erreichen; da — mitten auf dem Platze — ereilt ihn die rächende Nemesis. Zwei Cavalleristen sprengen aus der Rua dos Giganos hervor, und gebieten mit blanken Säbeln dem Flücht-

linge, still zu stehen. Dieser hat indessen jede Hoffnung aufgegeben, der gerechten Strafe entgehen zu können; das Leben ist doch verwirkt, und in der Verzweiflung setzt er sich zur Wehre; ein furchtbarer Hieb streckt den Verworfenen zu Boden, die blutige Waffe wird seiner kraftlosen Hand entwunden, und er in das Gefängniß zurückgebracht. Ich weiß nicht, was späterhin aus ihm geworden, aber wahrscheinlich und hoffentlich hat man ihm ein Plätzchen zwischen Himmel und Erde angewiesen.

Vergleichen schreckensvolle Austritte im Kleinen sollten den größeren vorangehen, um die Brasilianer zu überzeugen, daß sie bei dem Gouvernementstausche nicht gewonnen, sondern viel verloren hatten. Die Helden der Revolution, die Männer des Volks, zeigten sich von Tage zu Tage anmaßender; das Verdienst, einen Kaiser verjagt zu haben, konnte, ihrer Meinung nach, die ganze Nation niemals dankbar genug vergelten. Sie selbst, die den Tyrannen vertrieben, wurden jetzt zu Tyrannen; der Aristokratismus schwang die gestohlene Ruthe. Wenn aber in einem Lande, wie Brasilien, in einem Lande des Aberglaubens, der Parteilichkeit und des Geizes, so viele sich zum Regieren berufen glauben, so kann sicherlich das Resultat nicht großes Glück bringen; das gemeine Volk läßt sich durch Geld und Versprechungen leicht zu Gewaltthaten verleiten; wer da am meisten giebt und verspricht, der ist der verdienstvollste, der würdigste Steuermann am großen Ruder des Staates. Wenn dann ein kleines Kaiserlein — kein kleiner Corporal — auf dem Throne sitzt, dem eine züchtige oder unzüchtige Kammerfrau die Hörslein noch anziehen, dessen Name aber dennoch zum Deckmantel mancher Missethaten dienen muß, — dann kann es nimmer gut gehen. Nun gar, wenn Vor-

mund und Regent sich als die erbittertsten Feinde gegenüber stehen, eifersüchtig Einer den Andern beobachtend, und ohne Rücksicht auf das Wohl oder Wehe des Staates, sich gegenseitig verläumdend und verfolgend.

Um aber das Uebel noch zu verschlimmern, warb sich der Marquez de Barbacena, dieser eben so stolze als ehrgeizige Bahianer, durch sein vieles Geld auch einen bedeutenden Anhang, und trat als dritte Hauptperson in der großen brasilianischen Affencomödie auf die Bühne, oder, besser gesagt, tanzte zwischen Proscenium und Orchester herum.

Jetzt war die Evolution vor der Thüre, Verschwörungen und geheime Complotte an allen Ecken und Enden. Hätte sich dies Kleeblatt damals vereinigt, vielleicht gäbe es kein brasilianisches Kaiserthum mehr, vielleicht läge das reiche, herrliche Land, wie heut zu Tage Italien, zerstückelt und zerstückt; — aber ein Jeder wollte Meister sein, und darum ward es Keiner.

Da nun in diesem Charivari Niemand recht wußte, wer eigentlich Koch oder Kellner sei, so glaubten auch die Gefangenen auf der Ilha das Cobras den günstigen Zeitpunkt gekommen, durch Gewalt der Waffen die verlorene Freiheit wieder zu erlangen. Sie brachen aus ihren Casematten hervor, desarmirten die invalide Mannschaft, und machten sich zu Herren der Festungswerke und der ganzen, Rio de Janeiro gerade gegenüber liegenden Insel. Durch Hülfe der im Geheimen in der Hauptstadt angeknüpften Verbindungen wollte man die neue Regierung umstürzen, und — wie dies denn damals war — der Eine die Republik, der Andere die Föderation, der Dritte endlich Peter den Ersten leben lassen. Einige Kanonenschüsse schallten dröhnend, als Signal für die

Rebellen in der Stadt, von der Insel herüber, und benachrichtigten das zitternde Rio, wie fern noch das Ende des Blutvergießens sei. Man stritt sich damals nicht um Kaisersbart, sondern um die kaiserliche Krone. Der Bürgerkrieg mit allen seinen Schrecken und Gräueln schien heran zu nahen; Alles ergriff die Waffen, Jeder wollte wenigstens sein Hab und Gut so lange wie möglich vertheidigen.

Ein schlimmes Ende würde es auf jeden Fall genommen haben, wäre wahre Einigkeit unter den Verbrechern auf der Ilha das Cobras und den Mulatten in der Stadt gewesen. Die Lekttern aber, feige, wie sie von Natur sind, wollten erst abwarten, was ihre Eidgenossen allein ausrichten könnten, und hofften auch wohl mehr auf eine gute Gelegenheit zum Stehlen und Rauben, als auf eine Veränderung des Gouvernements. Durch diese Zögerung, durch dieses Schwanken gewann man in Rio gehörig Zeit, die Bürgergarde, wie die *Guarda permanente* zu versammeln, und sämtliche Böte des Arsenal's der Marine zu requiriren. Bei dem Kloster St. Bento wurden Kanonen aufgepflanzt; vom Lande und vom Wasser aus wollte man das Nest beschießen, im Fall die Rebellen nicht augenblicklich zur Ruhe wiederkehrten.

Von Furcht und Schrecken gejagt, kam Lima aus seinem Landhause hereingesprengt, wagte jedoch nicht, sogleich feuern zu lassen, sondern schickte vorerst eine Deputation ab, die halb bittend, halb drohend die Meuterer zu besänftigen suchen sollte. Aber Flintenschüsse krachten von der Insel, und plätschernd schlugen die Kugeln dicht bei dem Boote der Abgesandten ins Wasser. Eiligst kehrten die Lekttern um; auf solche Späße lassen sich die Brasilianer nicht gern ein. Da man also nicht parlamentiren konnte,

so blieb kein Mittel übrig, als von St. Bento aus schießen zu lassen. Die erste Kugel demontirte sogleich ein Geschütz auf der Festung; dies schreckte aber die Aufrührer wenig von ihrem tollen Vorhaben ab, und ohne Umstände beantworteten sie dreifach das unhöfliche Compliment. Erst dann schiffte man die Bürgergarde ein, die Insel mit den Bötten zu umzingeln und Sturm darauf zu laufen.

Es hätte ein mörderisches Gefecht abgeben müssen, wären die Gefangenen hinlänglich mit Gewehren, Pulver und Blei versehen gewesen; doch so hatten sie außer dem schweren, in dem schlechtesten Zustande befindlichen Festungsgeschütz, womit allenfalls große Kriegsschiffe, aber nicht so leicht kleine Schaluppen zu treffen sind, gar nichts, als die wenigen Musketen und Säbel, welche sie entweder der Invalidenbesatzung abgenommen, oder die verrostet und unbrauchbar in einem Stübchen der Festung aufbewahrt lagen. Auf diese Weise glich das ganze heldenmüthige Unternehmen der kaiserlich brasilianischen Bürgergarde einem Kinderspiele, in welchem gewiß mancher meiner Leser in seiner Jugend mit figurirt haben mag, — man nennt das Spielchen: Räuber und Soldaten; — nur mit dem Unterschiede, daß dort gewöhnlich die Soldaten, hier aber die Räuber geschlagen werden.

Im Sturmschritt rückte man auf die beinahe wehrlos zu nennende Besatzung mit siebenfach überlegener Zahl an, und der unternehmendste aller dieser bräunlichen Helden, der Schreiber eines Friedensrichters, erstieg zuerst die halb verfallenen Mauern. Triumphirend wollte er eben den Kaiser und die Constitution leben lassen, da fuhr ihm eine Kugel durch die Lunge und erstickte die halb hervorgebrachten Töne. Er stürzte zurück auf die Felsen, welche das Eiland umgeben, und verschied kurze Zeit nachher. Glückliche

genug war dies das einzige Opfer von Seiten der Bürgergarden, die jetzt mit gefälltem Bajonett von allen Seiten in das Fort eindrangen und es, fast ohne einen Gegner zu finden, eroberten. Die schwache, rathlose Besatzung hatte sich längst in die Schlupfwinkel retirirt, da sie wohl einsah, daß in Ermangelung der erwarteten Hülfe aus der Hauptstadt bei so überlegener Macht keine Rosen zu pflücken waren. Einige davon wurden niedergehauen, die andern wiederum eingesperrt.

Ach! was hatte die noble Bürgergarde da für ein Wort; die Zerstörung von Troja oder Magdeburg war gar nichts gegen die Eroberung der Ilha das Cobras; ein Achilles oder Ulysses schien nur ein Kind gegen einen Secondelieutenant der Bürgergarde, und die Helden des dreißigjährigen Krieges durfte man nicht einmal nennen.

Raum ist zu beschreiben, welch übertriebenes Wesen diese unbedeutende Geschichte erzeugte. Man machte Gedichte zu Ehren der tapferen Eroberer des Eilandes und des einzigen im Gefecht umgekommenen Bürgergardisten. Beinahe eben so viel Aufsehen, wie die Revolution selbst, verursachte das Begräbniß des Gefallenen. Viele Tausende von Menschen, theils in Uniform, theils in Civiltracht gekleidet, folgten dem Sarge, in welchem die Leiche offen da lag, die Hände über der Brust gefaltet und in vollem Paradeanzuge. Kein General, selbst nicht einmal der Vater der Marqueza de Santos, war jemals so pomphaft zur Erde bestattet. Mit Stolz rühmten sich die Bürger, dem Vaterlande doch nun schon ein Opfer gebracht zu haben. Weßhalb erkannten sie denn aber die vielen Opfer nicht an, die ihnen durch Fremde, durch Deutsche gebracht waren?

Den besten Vortheil mußte von dieser ganzen

Geschichte ein gewisser Buchhändler, Namens Plancher, Franzose von Geburt, zu ziehen, indem er in der Geschwindigkeit den ganzen Trauerzug lithographiren ließ, und dem enthusiastischen Pöbel zu ziemlich hohen Preisen verkaufte, so schlecht auch der Kram zusammengeklebt war. Das blieb gewiß eine gute Speculation, und besser als einige andere, die er in seinem Vaterlande gemacht, durch welche er sich beinahe an den Galgen speculirt hatte; weshalb er denn auch das Reispaß nach Rio de Janeiro genommen, wo er in kurzer Zeit sein gestrandetes Lebensschiff wieder zu kalfatern Gelegenheit fand. Allein dieses schlechte Geschmiere brachte ihm mehr denn fünf- bis sechshundert spanische Piafter baaren Ueberschuß ein.

Diese Lorbeeren waren also errungen, jubelnd kehrte die Bürgergarde von ihrem Triumphzuge zurück, — der Schuster blieb wieder bei seinem Leisten und der Schneider hing das Schwert an die Wand, um die Nadel zu ergreifen. Aber nicht lange blieb es ruhig, ein neues Donnerwetter, diesmal jedoch weit schlimmerer Art, war bereits unterwegs. José Bonifacio d'Andrade, der Vormund des kleinen Pedro II., fühlte sich schon seit geraumer Zeit durch des Regenten Lima Stolz gekränkt, und hatte endlich den Entschluß gefaßt, mit aller ihm zu Gebote stehenden Kraft gegen die Anmaßungen seines Gegners einen starken Damm aufzuführen. Er entwarf den verwegenen Plan, durch Gewalt der Waffen die ganze Regentschaft ab- und eine neue einzusetzen. Das gesamte Hofgesinde, sowie die Einwohner von St. Christovão waren ihm treu ergeben; auf ihren Beistand konnte er sicher rechnen, und es fehlte nur noch an einem gescheiten Kopfe, der geheime Verbindungen in der Stadt einleitete und das Commando des Ganzen zu übernehmen fähig sei. Diesen glaubte José

Bonifacio in der Person eines Mannes gefunden zu haben, der sich in Rio de Janeiro Baron von Bülow schimpfen ließ, aber, wie man später erfuhr, weder Freiherr, noch überhaupt von Adel war, sondern einer sehr ordinairen Familie aus dem Hannöverschen entstammend, eigentlich Hoiser hieß. Er war ein äußerst talentvoller, aber eben so schwindelhafter Mensch, mußte sich fast in allen europäischen Sprachen verständlich zu machen, obgleich er es in keiner zur Meisterschaft gebracht, besaß die Gabe, trotz seines fuchsfigen Haares und keineswegs angenehmen Außern, sich allgemein beliebt zu machen, konnte tüchtig renommiren und, wenn es darauf ankam, noch besser lügen, führte eine gewandte Feder, kümmerte sich wenig, welchem Herrn er diente, konnte eben so leicht schmeicheln als grob sein, — kurz es war der Mann, der ganz den Zwecken des Vormunds entsprach. Früher hatte er als Offizier bei der Leibgarde des Königs Ferdinand VII. in Spanien gedient, mußte jedoch, wie er wenigstens selbst ausgab, von dort flüchten, weil er ein Todesurtheil vernichtete, das man über einen Landsmann von ihm gefällt. Dann ging er nach Buenos-Ayres und mischte sich hier in die Staatsangelegenheiten; wie nun aber die Republik wenig Umstände mit unberufenen Sprechern macht, so wurde auch er ergriffen, ins Gefängniß geworfen und zum Schafot verurtheilt. Doch begnadigte man ihn später und entließ ihn seiner Haft unter der Bedingung, daß er augenblicklich das Land räume.

So viele Schicksale hatten aber entweder den abenteuerlichen Geist des deutschen Don Quirote noch nicht gebeugt, oder zwang ihn die Geldnoth, — genug Bülow ging ohne Bedenken auf die gemachten Vorschläge ein. Der kurz vorher noch jämmerlich bekleidete Mann erschien auf einmal hoch zu Roße, spielte

den Gentleman, und machte in wenigen Wochen mehr interessante und vortheilhafte Bekanntschaften, als irgend ein anderer Ausländer im glücklichsten Falle in eben so viel Jahren. Seinen brillanten Flugschriften, seinem rastlosen Eifer, seiner unwiderstehlichen, gleißnerischen Ueberredungsgabe hatte es der kaiserliche Vormund, der übrigens nur im Geheimen handelte, und seinen Namen zu der Verschwörung nicht hergab, einzig zu danken, daß binnen einigen Tagen ein vollständiges Complot, das wenigstens 5 bis 600 Theilnehmer zählte, wie ein flügger Kuckuk aus dem Hänflingsneste kroch. In der ganzen Stadt wußte man mehr oder weniger davon, und erwartete täglich wiederum die Straßen mit Blut gefärbt, mit Leichen besäet zu sehen.

In der That war es höchst lächerlich, wenn man zu jener Zeit am frühen Morgen durch die Straßen ging, die im höchsten Grade aufgeregten, gleich gestörten Ameisen, mit eifriger Unschlüssigkeit hin und her laufenden Brasilianer vor ihren Thüren zu betrachten und ihre Gespräche anzuhören; — alle gafften den Himmel an, um zu sehen, ob es regnen werde.

»Graças a Deos!« sagte der Eine zum Andern, »vem chuva, hoje não ha nada!« (Gott sei gedankt, da kommt Regen; — heute giebt es nichts!)

Also ein wenig Regen reichte hin, den Ausbruch einer Revolution aufzuschieben. Wie jämmerlich, wie unsinnig! Ich sollte meinen, daß der, welcher solche Unternehmen beginnt, sich doch nicht vor einigen Tropfen Wassers fürchten dürfe, wenn er dreist dem Tode ins Angesicht schauen soll. Aber das ist wieder brasilianisch, echt brasilianisch! Bei dergleichen Empörungen versehen Spritzen die Stelle der Kanonen.

Indessen reanete es doch nicht alle Tage, und

ein wirres Rennen und Jagen bewies eines Morgens, noch bevor der Schleier der Nacht gänzlich von oben bis unten gerissen, den Einwohnern von Rio de Janeiro, daß etwas Ungewöhnliches vorgefallen, die Revolte in vollem Gange sein müsse. Auf zwei verschiedenen Wegen kamen die Verschworenen unter Anführung des erwähnten Pseudo-Bülow von St. Christovão heranmarschirt, und postirten sich auf dem Campo da Honra, wo sie, sobald der Tag anbrach, durch einige Kanonenschüsse und ein lautes »*Em baixo o Governo!*« (Nieder mit dem Gouvernement!) Lima und Consorten aus dem sichern Schläfe weckten.

Wahrscheinlich hatten die Rebellen gehofft, daß sich außer der *Guarda permanente* Niemand ihnen entgegenstellen werde; — allein sie irrten sehr; — die gesammte Bürgergarde ergriff auf Befehl der Regierung die Waffen, und rückte, mehrere tausend Mann stark, dem aufrührerischen Haufen entgegen. Man versuchte zuerst eine Capitulation, aber umsonst; — Bülow commandirte Feuer, und die Kugeln schlugen in den dichten Haufen der Permanenten. Diese säumten nicht, den Gruß zu erwidern; kräftig durch die Bürgergarde unterstützt, griffen sie ihre Gegner an, ein mörderisches Gefecht entstand; die Häuser der Hauptstadt erbeben vom Donner der Kanonen. Eine Menge unberufener Zuschauer drängte sich die *Rua dos Ciganos* hinauf, die, wie schon gesagt, auf den Campo da Honra ausläuft, um in der Ferne den Ausgang des ungleichen Kampfes abzuwarten; aber auch hier schlugen die Kugeln hinein, und mancher von ihnen mußte seine Neugier mit dem Leben bezahlen. Endlich hieb die Cavallerie auf die Rebellen ein, und entschied in wenigen Minuten den ungleichen Streit. Ohne hinlängliche militairische Disciplin, um einen geregelten Rückzug auf die schmale Straße von

St. Christovao machen zu können, flohen die Letztern nach allen vier Winden aus einander, und suchten sich im Gebüsch der nahen Berge zu verstecken.

Der Herr Generalissimus v. Bülow hatte gleich zu Anfang der Bataille mit löblicher Vorsicht das Hasenpanier ergriffen, um sich auf das Landgut eines ihm befreundeten Nordamerikaners zu flüchten, wo er sich in voller Generalsuniform in einem Stalle verkroch. Dennoch dauerte es nicht lange, bis man seinen Aufenthaltsort ausspürte, und zwar durch Verrath eines deutschen Offiziers, der 200 spanische Thaler für diesen ehrenvollen Streich erhalten haben soll, dessen Namen ich jedoch aus besondern Rücksichten verschweigen will, obgleich er wohl, zur Schande Deutschlands, genannt zu werden verdiente.

Zu feige, um, wie weiland Cato, sich nach verlorenener Schlacht in das eigene Schwert zu stürzen, ließ er sich ruhig von Lima's Satelliten ergreifen und, von einer ziemlich starken Bedeckung begleitet, in den Kerker abführen. Wahrscheinlich ist er durch den Einfluß und das Geld des ehrenwerthen Dom Joze Bonifacio bereits wieder auf freien Fuß gesetzt; denn schon vor meiner Abreise von Rio de Janeiro sprach man von baldiger Begnadigung, — sowie er auch gleich zu Anfang seines Arrestes die Erlaubniß erhielt, bei dem Gefangenwärter wohnen zu dürfen, wo sich ihm hundert Mal Gelegenheit darbot, gefahrlos zu entspringen. Aber Bülow mußte sich, da es ihm nie an Geld fehlte, entweder in seiner Lage gefallen, oder er kannte die brasilianische Gerechtigkeitspflege so genau, daß er im Voraus die feste Ueberzeugung besaß, man werde ihn doch bald wieder davon fliegen lassen. Was würde wohl dagegen mit einem solchen Verbrecher in Europa geschehen sein?

Vergebens schrie das Blut der Ermordeten auf

dem Campo da Honra um Rache; in aller Geschwindigkeit und mit möglichster Stille packte man die Leichname auf Wagen, sie so nach dem Kirchhofe der Misericordia zu transportiren, wo man sie geräuschlos einscharrete. Damit war die ganze Affaire beendigt; eine schwüle, dumpfe Ruhe lagerte sich wieder über die Hauptstadt.

Bei Erwähnung dieses Kirchhofes drängen sich mir Erinnerungen auf, bei denen mich ein kalter Schauer überläuft. Es ist freilich ziemlich einerlei, wo demaleinst unser Cadaver ruht, ob ihn die Haifische oder die Würmer fressen; der Todte empfindet nichts davon. Anders verhält es sich aber mit den zurückbleibenden Lieben; diesen muß es schrecklich sein, wenn sie einen Verwandten oder Freund auf eine Weise zur Erde bestattet wissen, die selbst bei den unbetheiligten Vorübergehenden Grauen erregt. Ohne Sarg, ja oftmals ohne die geringste Bekleidung, in ihrer scheußlichen Nacktheit werden die in diesem Armen-Krankenhanse Verstorbenen in eine Grube geworfen, die oft nicht zwei Fuß tief ist. Zwei Neger tragen den Verbliebenen in einer, über eine lange Stange gezogenen Hangematte zur Grabstätte, werfen ihn hier, wie einen krepirten Hund, in die Gruft, streuen nur lose etwas Erde darüber, und wenn alsdann wegen der allzu geringen Tiefe des Grabes der Leichnam noch auf der Oberfläche der Erde sichtbar sein sollte, so stampfen sie ihn mit schweren Holzklößen dermaßen hinein, daß nicht selten aus Erde, Blut und Excrementen ein scheußlicher, unflätiger Brei entsteht. Erfolgt dann vielleicht einige Tage später ein heftiger Regenguß, der sich, wie schon erwähnt, durch größere Kraft und stärkere Tropfen sehr von den Wolkenentladungen unserer Zonen unterscheidet, so wird häufig das lockere Erdreich weggespült, und ein zerquetschtes

Bein oder ein Arm, der scheinbar dräuernd ob dieses verruchten Frevels die Hand aus dem Grabe hervorstreckt, verscheucht die armen Unglücklichen, die auf dieser Gott geweihten Stätte vielleicht ein Glied ihrer Familie beweinen.

Nicht Alle, die man damals hier der Staubmetamorphose übergab, entsprangen aus der niedern Volksklasse, oder gar aus afrikanischem Geblüt; auch einen deutschen Edelmann aus großer Familie, einen ehemaligen Offizier, sah ich hier einscharren. Der unglückliche Mann, den seines guten Charakters wegen alle seine Kameraden liebten, hatte sich von Jugend auf nur dem Soldatenhandwerk gewidmet, und war, wie so viele Andere, in der thörichten Hoffnung, in Brasilien ein rascheres Glück zu machen, auf den Gedanken gekommen, von Hamburg aus nach Rio de Janeiro zu gehen, wo ihm auch sein, dem Conde de Rio parde wohl bekannter Name augenblicklich eine Anstellung verschaffte, die alle seine leichtsinnigen Hoffnungen übertraf. Nach der unglücklichen Epoche der Auflösung der ausländischen Truppen stand er leider ganz allein und verlassen da; seine ehemaligen Kollegen konnten ihm nicht helfen, da sie selbst in derselben Verlegenheit schwebten, und die deutschen Kaufleute in Rio de Janeiro, — unter denen es zwar einige recht wackere Individuen gab, wie z. B. einen Herrn Blasß, Heinrich, Fröhlich jun. u. s. w., von denen sich aber im Durchschnitt nicht viel Ruhmliches sagen läßt, — wollten nichts für ihn thun.

Zwar versuchte er durch Etablierung eines kleinen Handels so gut als möglich sich durchzuschlagen, aber auch hierin unglücklich, und durch schändliche Betrugerei um den letzten Rest seiner unbedeutenden Barschaft gebracht, war er endlich dem schrecklichsten Elende preisgegeben. In dieser Situation fehlte ihm der Muth, standhaft

dem Schicksale die Stirn zu bieten; Verzweiflung bemächtigte sich seiner und, um alle Leiden zu vergessen, suchte er Trost bei der Schnapsflasche, dem besten Mittel, sich rasch in die andere Welt zu expediren. Das Gift, welches schon so manchen auf die Bahre streckte, das oft aus Feiglingen Helden, aus vernünftigen Leuten Wahnsinnige machte, und selbst den rohen Wilden in den brasilianischen Urwäldern bezähmt, verfehlte seine Wirkung auch diesmal nicht; der durch Sorgen und Kummer ohnehin sehr geschwächte Körper konnte die in Uebermaß genossenen Portionen jungen Rums nicht lange ertragen; er welkte langsam dahin, und mußte endlich in das Hospital der Misericordia geschafft werden, wodurch man es wenigstens verhinderte, daß ein deutscher Offizier und Edelmann, gleich einem räudigen Hunde, vor Hunger und Sammer auf den Straßen von Rio de Janeiro elendiglich umkam. — Wäre der Unglücksvogel doch zu Hause im Neste geblieben!

Welch schmerzhafter und zugleich scheußlicher Anblick für die ehemaligen Kameraden, diesen Menschen hier zwischen zwei, an der ekelhaftesten Krankheit leidenden Negern in einem engen, dumpfen, pestersfüllten Gemache wieder zu finden! Empörendes Gefühl! Fluch über die Schändlichen, die sich kein Gewissen daraus machten, heilige Contracte zu brechen! Fluch über die verruchten Werber in Hamburg!

Glücklicherweise hielten die physischen Leiden des Unglücklichen nicht lange an; als ich ihn das zweite Mal besuchen wollte, war er bereits in das Reich der Schatten gewandert, und der Leichnam etwa zehn Minuten nach seinem Ableben auf dem Kirchhofe des Hospitals ohne Einsegnung und Glockenklang, ohne Gefolge, ja ohne Sarg, auf die beschriebene Weise eingescharrt. Ruhe sanft, o Freund!

„Quand tout est perdu, quand on n'a plus d'espoir,
La vie est un opprobre, et la mort un devoir.“

Nichts als Blut, Tod und Unheil in diesen letzten drei Capiteln, und noch immer nicht des Blutes und des Elendes genug; nun gar Messerstiche, durch Frauenhände geführt!

Da mich keine Dienstpflicht in Rio de Janeiro mehr band, so machte ich Ausflüge bis tief in das Innere des Landes, kaufte und verkaufte Pelzwerk, Felle u. dgl., und stand mich in finanzieller Hinsicht weit besser, als früher in der glänzenden, goldgestickten Uniform; aber dennoch glückte es mir nicht, den Verlust meiner Anstellung zu verschmerzen. Dem sei nun, wie ihm wolle, — die Zeiten sind vorüber; wie jede andere Wunde, vernarbte auch diese allmählich.

Auf einem besagter Streifzüge gerieth ich nach einem Dertchen, St. Anna de Piray genannt, wo ich eine Wohnung gerade der Venda eines gewissen Antonio Vieira gegenüber bezog. Dieser für einen Brasilianer sonst brave und gute, aber jähzornige und leicht reizbare Mann lebte hier in wilder Ehe mit einer Dulcinea, die, obgleich keineswegs schön, den gutmüthigen Besitzer jener Kneipe mit magischem Zauber umstrickt hielt. Er war verheirathet und Vater einer nicht ganz kleinen Familie, vernachlässigte jedoch Frau, Söhne und Töchter, nur allein diesem Mädchen zu Liebe; auch hatte er die Venda nur deshalb angekauft, um einen Vorwand zu erhalten, sich seinen Angehörigen entziehen und im Verborgenen sein Wesen mit der unkeuschen Donna treiben zu können. Während er hier für 10 oder 20 Reís jedem vorübergehenden Neger ein Glas Brantwein einschenkte, lebte seine Gemahlin nebst den Kindern in dem schönen, für diese Gegend beinahe prachtvoll gebauten Wohnhause der ihm zugehörigen Fazenda, wo sie, wie

Fama sagte, daß Wiedervergeltungsrecht übte, und bereits einem namhaften Cicisbeo ein günstiges Ohr, und vielleicht auch sonst noch etwas geliehen.

Genug unser Fazendeiro zog einem behaglichen Familienleben die Wirthschaft mit seinem Liebchen in einer elenden Schenke vor. Frauenzimmer aber, die fähig sind, einen Ehemann von der Seite seines Weibes hinweg und in das eigene Garn zu locken, spielen in der Regel nicht die erste Liebesintrigue, und haben sich schon früher in der *ars amandi* versucht.

Das war auch hier der Fall. Es dauerte nicht lange, so erschien in dieser Gegend ein Mulatte, den man seiner Körpergröße wegen Joaõ grande (den großen Johann) nannte, und suchte mit Senhora Petronina einen längst vergessenen, früher aber sehr intimen Umgang wieder anzuknüpfen. Dies war indeß nicht so leicht, als sich der herumstreifende Bagabunde wohl einbilden mochte; die pfiffige Schöne hatte über den Geldbeutel des reichen Fazendeiro den zerlumpten Anbeter aus früherer Zeit schon lange vergessen. Ueberdem wußte sie nur zu gut, daß der lange Johann mehr ihren Thälern, als ihrer bereits ziemlich verwelkten Person den Hof mache; der ungalante Spiegel zeigte ihr, der eigenen Eitelkeit zum Troß, Tag für Tag immer schonungsloser einige Züge und Runzeln ihres Gesichtes, die auf ein thatenreiches Leben hindeuteten.

Aber unser Mulatt, ein unternehmender Kerl, ließ sich durch die niedlich geflochtenen Körbchen der Senhora Petronina nicht abschrecken; war sie doch immer noch mehr oder weniger in seiner Gewalt; denn, wenn er dem grämlichen Antonio Vieira das Verhältniß verrieth, in welchem er früher zu der tugendhaften Jungfrau gestanden, so war nichts wahrscheinlicher, als daß das fromme Kind mit einem Fußtritte den Laufpaß erhalten hätte. Solch ein Unglück zu ver-

meiden, sah sie sich nun genöthigt, aus ihrer Korb-
flechtereie die möglichst feine Arbeit zu liefern, und sehr
subtil mit dem lästigen Bewerber umzugehen. Die-
sem zog sich dabei die Sache zu lange hin, das letzte
Zwanzig-Reißstück war bereits verzehrt; klug sann
er deshalb den Plan aus, sich in das Haus sei-
nes Nebenbuhlers selbst einzuschwärzen. Unter dem
Vorwande, er suche Arbeit und Beschäftigung, trat er
eines Morgens in die Venda des Fazendeiro, der
zwischen Wein- und Schnapsflaschen so eben mit sei-
nem Liebchen tändelte. Die Dulcinea erblaßte, mußte
jedoch schweigen.

Es war eben in der Kaffee-Ernte, und es fehlte
in dieser wenig bevölkerten Gegend sehr an Menschen
zum Einsammeln, weshalb denn auch der rüstige Mann
dem Antonio Vieira sehr willkommen schien. Mit
Freuden nahm der Letztere ihn in seine Dienste, und
versprach ihm die Hälfte von dem Ertrage des Kaffees,
den er pflücken werde. Ein kleines Kammerchen dicht
neben dem Gemache, wo der Hausherr mit seiner
Liebe schlief, ward ihm augenblicklich angewiesen, und
somit der Bock zum Gärtner gesetzt. Allein so gut
auch dem Schlaupkopf der Anfang seiner Intrigue ge-
lungen, scheiterte dennoch alle seine Klugheit an der
Festigkeit der Buhlerin; sie wollte durchaus nichts
von seinen Anträgen wissen. Der Mulatt drohte, —
sie wagte.

Endlich witterte der Fazendeiro doch den gestohlenen
Braten. Wenn er sich mit seinen Sklaven auf dem Felde
beschäftigt sah, die Frucht einzusammeln, aus welcher
unsere Matronen ihr Lieblingsgetränk bereiten, so hatte
sein neu angeworbener Diener, statt fleißig mitzuhel-
fen, immer etwas im Hause zu thun, wo alsdann
Petronina allein dominirte und den unbedeutenden
Verkauf in der Venda versah. Oft eilte er heim,

unter dem Bormande, sein Messer vergessen zu haben, daß er freilich bei dieser Beschäftigung nicht gebrauchte, ohne welches aber im Innern des Landes kein Brasilianer sich öffentlich zeigt, und kehrte dann erst nach stundenlanger Frist zur Arbeit zurück. Es geschah natürlich aus wohlbedachter Absicht, wenn er seine Waffe zu Hause ließ; das mußte Antonio Vieira recht gut; — Vergessenheit konnte es nicht sein, denn der Brasilianer hält etwas auf das Messer!

Das empörte den eifersüchtigen Mann, er stellte sein Liebchen zur Rede; diese schwur aber hoch und theuer, nie ihre Pflicht vergessen zu haben, ihm stets treu gewesen zu sein, setzte indessen als Randglosse hinzu, es sei wahr, daß der braune Bastard ihr nachstelle.

Voller Wuth, ohne einen Grund anzugeben, jagte nun dieser den Mulatten zum Tempel hinaus; Johann ging, indem er seinem Herrn die fürchterlichste Rache gelobte. Zuvörderst trat er jetzt bei einem benachbarten Fazendeiro in Dienst, der, eben so wie Antonio Vieira, eine schlechte Kneipe und eine verlaufene Weibsperson seinem schönen Landhause und seiner Frau vorzog.

Die Besuche in der Venda Antonio's gingen nun ununterbrochen fort, aber jetzt erschien João grande nicht mehr als unterthäniger Diener, sondern als befehlender Herr; er warf sein Geld auf den Tisch, — und Geld besaß er damals genug, denn er hatte neuerdings bedeutend im Spiel gewonnen, — und forderte in befehlendem Tone, was ihm eben beliebte; der arme, von Eifersucht gequälte Wirth mußte gute Miene zum bösen Spiel machen. So kam denn endlich die Zeit heran, wo, nachdem der Kaffee getrocknet, die Bohnen in einer Stampfmühle von der Schale getrennt, in Säcke gepackt und zum Verkauf nach Rio

de Janeiro geschickt wurden. Jetzt fand sich auch der Mulatte ein, und forderte den versprochenen Lohn.

Antonio Vieira erbot sich, sogleich zu zahlen, nur fand sich hier in den Rechenexempeln der beiden Nebenbuhler eine bedeutende Differenz vor, indem nämlich der Eine noch einmal so viel gepflückt zu haben behauptete, als der Andere beim Bezahlen in Anschlag zu bringen gedachte. Hierüber entspann sich eines Abends ein wüthender Streit, der vielleicht schon jetzt blutig geendet hätte, wären nicht zufällig mehrere Personen, Männer und Weiber, in der Benda gegenwärtig gewesen, die sich bei Spiel, Caraga, Musik und Tanz belustigten, und die erhitzen Parteien bald aus einander rissen. Beim Weggehen drohte João grande, daß er den folgenden Morgen wiederkommen, nochmals Rechnung verlangen, und wenn man ihm nicht die geforderte Summe bis auf die letzten Reis auszahle, dem Wirth seine letzte Stunde herbeiführen werde.

Am andern Tage, es war ein Sonntag, langten zu Fuß und zu Pferde die Bewohner der Umgegend herbei, dem Gottesdienste in der Freguezia beizuwohnen. Wie hier gebräuchlich, wurde zuerst der Wurm getödtet *), damit man die Messe nachher mit desto größerer Begeisterung anhören könne. Wahrlich, einem ganz nüchternen Zuschauer möchte auch dieses nicht einmal richtig und in portugiesischem Dialekt abgelesene Litaneilatein gar leicht Magenkrämpfe verursachen.

Auch der lange Johann erschien in seinem Staatskleide, das heißt, in einer kattunenen Jacke, aber nicht, um von der Schenke in die Kirche zu gehen, sondern bloß um sich Courage zu trinken, und dann mit sei-

*) Mattar o bicho (den Wurm tödten), wie schon erwähnt, ein gewöhnlicher Ausdruck für „den Morgenschnaps trinken“.

nem ehemaligen Brotherrn Handel anzufangen. Von meinem Fenster aus beobachtete ich ungestört die Scene, von der ich mir gleich Anfangs kein gutes Ende versprach.

Der Wirth holte sein Buch hervor und suchte zu beweisen, daß er schon mehr bezahlt, als seine Schuldigkeit; der Andere dagegen tobte, fluchte und schimpfte, und forderte stürmisch, auf der Stelle befriedigt zu werden. Die Donna kam anfänglich gar nicht zum Vorschein, doch waren viele andere Menschen anwesend, von denen sich jedoch keiner in den Streit zu mischen wagte.

Als nun der Mulatt sah, daß Worte nicht helfen wollten, zog er ein langes, breites Messer aus dem Gürtel, stieß damit mehrmals in den Laden, der beide von einander trennte, und brüllte mit fürchterlicher Stimme: »Ich will Dein Blut trinken, Hund! — ich will es noch heute trinken!« Jener bewaffnete sich ebenfalls in aller Eile, nahm aber außer dem Dolche auch noch ein Gewehr zur Hand, und so standen sie sich, wie englische Kampfhähne, wuthentbrannt und schlagfertig gegenüber, keine Schmäherei vergessend, die je die portugiesische Sprache erfand.

Durch den unverhofften Widerstand noch mehr aufgebracht, erklärte endlich Joao grande dem Fazendeiro, daß seine Dulcinea ein liederliches Weibsstück sei, mit dem er lange, bevor ihm das Glück gelächelt, den vertrautesten Umgang gehabt; — da öffnete sich plötzlich die Thüre der Küche; mit aufgelösten Haaren, zähnesfletschend, einer Furie gleich, stürzte das rasende Weib hervor, fiel wie ein Tiger, wenn ihm die Jungen geraubt, den großen, starken Kerl an, und versetzte ihm einen mörderischen Stich, der durch Jacke und Hemde, tief in das Fleisch eindrang. Erschrocken schleuderte er das Scheusal von sich und stürzte, mit Blut übergossen, aus der Schenke. Hier im Freien

blieb er abermals stehen; krampfhast zuckte die Hand, in der er das breite, blanke Messer hielt.

Mehre in der Benda anwesende Männer sprangen endlich hinzu, hielten die Wüthende fest und suchten sich der Waffe zu bemächtigen. Sie aber biß, kratzte, schlug und stach um sich herum mit energischer Verzweiflung, wollte durchaus zur Thüre hinaus, den Mulatten vollends zu ermorden, und schrie und heulte so lange, bis sie endlich ohnmächtig zu Boden sank. Jetzt hatte Antonio Vieira auch mehr Muth bekommen; er stürzte zum Hause heraus, spannte den Hahn seines Gewehres, und schlug mit zitternder Hand auf seinen Gegner an. Vom starken Blutverlust erschöpft, umgaben diesen bereits die Schauer des Todes; verschwunden war die frühere Bravour, flehend bat er um sein Leben. Aus Furcht vor der Strafe wollte der in seinem Liebesrecht gekränkte Wirth keinen offenbaren Mord auf sich laden; er warf das Gewehr von sich, eilte in die Stube zurück, erschien bald wieder mit einer langen Stange, an dessen Ende eine eiserne Spitze steckte, und schlug hiermit den Ermatteten einige Male dermaßen über Kopf und Nacken, daß er zusammenstürzte und kein Lebenszeichen mehr von sich gab. Glücklicherweise kam dessen neuer Herr dazu, und da doch wenigstens ein Fünkchen von Mitgefühl in seinem Busen glühte, so fiel er mit einer gewandten Bewegung dem Antonio Vieira in den Arm und zwang ihn, sich zurückzuziehen. Den halbtodten, blutigen und zerbläuten Joao grande ließ er in seine Wohnung bringen, wo dieser sich allmählich wieder erholt.

Es schien unmöglich, daß eine so ernstlich abgelaufene und in Gegenwart von vielen Zeugen vorgefallene Geschichte verschwiegen bleiben konnte; der pffiffige Fazendeiro hielt es deßhalb für rathsam, selbst

die Anzeige zu machen, und als Kläger aufzutreten. Zu diesem Ende begab er sich zuerst zu dem Schreiber des Friedensrichters, dem er ein gutes Stück Geld in die Hand drückte, und dann in dessen Begleitung zu dem eben so wohlbeleibten als dummen Herrn Friedensrichter selbst. Hier stattete der bestochene Federfuchser einen Bericht ab, nach welchem sich die corpulente Magistratsperson bewogen fühlte, den Joao grande für *criminoso* anzuerkennen, und einen Verhaftsbefehl gegen ihn zu erlassen.

Der arme Teufel wäre wirklich, seiner tiefen Wunde und der entsetzlichen Stockschläge ungeachtet, noch in das Gefängniß gekommen, hätte sein Herr nicht eben zu rechter Zeit diese Nachricht erhalten, und ihn schnell in einen andern Bezirk bringen lassen, wo ihn der Arm jenes kleinen Despoten nicht mehr zu erreichen vermochte.

Es würde zu weit führen, wollte ich hier noch alle die verschiedenen Fata erzählen, die mir nach der Vertreibung Dom Pedro's auf meinen Reisen tief in das Innere des Landes begegneten; doch komme ich später in einem andern Werke, das zugleich meine Kreuz- und Querzüge in Spanien und Frankreich umfaßt, darauf zurück. Mit Fleiß, Eifer und wenigstens mit dem guten Willen, ein Buch zu liefern, welches das noch immer über jenes große Kaiserreich verbreitete Dunkel erhellen soll, habe ich meinem Leser die verschiedenen Bilder vor und nach der Revolution aufgestellt, und hoffe nur noch, indem ich von ihm Abschied nehme, daß er mich richtig verstehen, richtig beurtheilen wird.

Eine Hauptkatastrophe aus meinem Leben ist hier beendet, der Vorhang rollt nieder, das Drama ist ausgespielt. Dom Pedro, der Kaiser, ist vertrieben, in seine Stelle tritt ein Kindlein unter der Regide Joze Bonifacio's, des Revolutionairs, und die Regentschaft

reißt Lima an sich, — Lima, der Tyrann. Erwähnen muß ich nur noch, daß theils der Geldmangel, der seit dieser Zeit im ganzen Kaiserreiche immer sichtbarer hervortrat, theils die fortgesetzten Gräuelszenen, und endlich heiße Sehnsucht nach der Heimath in mir den Vorsatz zur Reise brachten, nach Europa zurückzukehren; doch glaubte ich es mir selbst schuldig zu sein, zuerst noch einige Länder unseres Welttheils, den ich so jung verlassen, und von dem ich wenig oder gar nichts kannte, bereisen zu müssen, bevor ich in die Arme meiner zärtlich geliebten, ängstlich harrenden Familie eilte.

Deshalb begab ich mich auf ein genuesisches Schiff — »*Estella matutina*« (Morgenstern) genannt, — und reiste nicht direct nach Hamburg oder Bremen, sondern nach Cadix, um von hier aus über Madrid und Paris nach Deutschland heim zu wandern. Was mir nun auf diesen Reisen noch Merkwürdiges und Abenteuerliches begegnete, soll, wie gesagt, wenn mein Eifer nicht verkannt wird, sobald Zeit und Umstände es gestatten, als besondere Abtheilung dieses Werkes erscheinen.

Nur eine kurze statistisch-geographische und naturhistorische Uebersicht dieses unermesslichen Kaiserreiches füge ich noch als passenden Anhang hinzu.

Eintheilung der Provinzen.

Brasilien, welches im Jahre 1500 durch Alvarez Cabral entdeckt wurde, soll seinen Namen einer Holzart verdanken, die man *Paó de Brazil* nennt. Als nämlich die ersten Portugiesen in Porto seguro (sicherer Hafen), zwischen Rio de Janeiro und Bahia, landeten, hielten sie dieses röthlich schimmernde Holz für eine *Braza* (glühende Kohle), und taufte danach das heutige Kaiserthum Brasilien. Erst Colonie

von Portugal, dann Königreich und endlich Kaiserthum, wurde das ganze ausgedehnte Land anfänglich in General-Capitainerien, später in neunzehn Provinzen abgetheilt, wovon die südlichste, Cisplatina, durch den Friedensschluß vom October 1828 als freie, unabhängige Republik Uruguay anerkannt ist. Die übrigen achtzehn, welche das gesammte Kaiserreich bilden, sind:

1. Para (Grao Para), Hauptstadt Belem.
2. Maranhão, Hauptst. St. Luiz de Maranhão.
3. Piauhy, Hauptst. Deiraó.
4. Ceara, Hauptst. Ceara.
5. Rio grande do Norte, Hauptst. Cidade do Natal.
6. Parahyba, Hauptst. Parahyba do Norte.
7. Pernambuco, Hauptst. Pernambuco *).
8. Alagoas, Hauptst. Villa do Forte dos Alagoas.
9. Sergipe, Hauptst. Sergipe oder Cidade de St. Christovão.
10. Bahia, Hauptst. St. Salvador da Bahia de todos os Santos.
11. Espirito Santo, Hauptst. Victoria.
12. Rio de Janeiro, Hauptst. Rio de Janeiro.
13. St. Paulo, Hauptst. St. Paulo.
14. Santa Catharina, Hauptst. Cidade do Desterro.
15. St. Pedro do Sul }
Rio grande do Sul }, Hauptst. Porto-Allegre.
16. Minas geraes, Hauptst. { Villa rica.
Duro preto.
17. Goyaz, Hauptst. Cidade de Goyaz.
18. Matto grosso, Hauptst. Villa bella, jetzt Cidade de Matto grosso.

*) Die Stadt zerfällt in drei Theile, Recife, Santo Antonio und Boa vista.

Seehäfen.

a) Nordküste.

1. Belem.
2. St. Luiz de Maranhão.
3. Piauhy.
4. Aracaty.

b) Ostküste.

1. Cidade do Natal.
2. Paraiba.
3. Pernambuco.
4. Porto = Galvo.
5. Sergipe d'el Rei.
6. Bahia.
7. Espirito Santo.
8. Rio de Janeiro.
9. Santos.
10. Rio grande.

Menschenrassen.

1. Portuguezes oder Filhos do reino, ächte europäische Portugiesen, und unbedingt der vorzüglichere Theil der Bewohner Brasiliens, sowohl in Hinsicht des Charakters, als auch der Intelligenz.
2. Brasileiros, oder Portugiesen in Brasilien geboren, von mehr oder weniger reiner Abkunft.
3. Mulattos, aus der Vermischung von Weißen mit Negern entsprungen.
4. Mamaluccos, Mestizen von Weißen und Indiern.
5. Negros, ächte, aus Afrika herübergebrachte Neger.
6. Creolos, in Brasilien geborene Neger.
7. Caribocos, vom Neger und Indier entstammt.
8. Indios, reine Indier oder Urbewohner Brasiliens.

Ueber die letzteren habe ich im ersten Bande bereits eine weitläufige Abhandlung geschrieben, und bemerke nur noch, daß die im ganz rohen Zustande

lebenden gewöhnlich Bugres, Gentious oder Tappunas, die civilisirten aber Caboclos genannt werden.

Ausfuhrartikel.

Kaffee, Zucker, Baumwolle, Taback, Färbeholz, Cacao, Reiß, Vanille, Copaiva-Balsam, Saffaparille, Schildpatt, Papageien, Orlean, Saffran, Pfeffer (Pimente), Unzenhäute, Cochenille, Paraguanthee, Inpecacuanha, verschiedene Sorten Balsam und Gummi, graue Chinarinde, Cascarille, Jacarandá, Ricinusöl, Ingwer, Ochsenhäute, Hörner, Quecksilber, Edelsteine u. dgl. m.

E n d e.

7 JU64

Neue Unterhaltungsschriften,

welche bei G. Basse in Quedlinburg erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu haben sind:

Madem. Arvillion's Memoiren über die

Kaiserin Josephine,

ihre Familie und ihren Hof. 2 Bde. 8. geh. Preis
1 Thlr. 20 gGr.

In den ersten Jahren des Kaiserreichs theilte Napoleon den Thron mit einer Frau, welche ganz im entgegengesetzten Sinne wie er, Erinnerungen hinterlassen hat, und deren Namen auf ganz verschiedene Weise Recht hat, ewig in der Geschichte zu leben. Es war Josephine; sie war eine Kaiserin, wie sie das Volk gewählt haben würde, denn sie wußte zu lieben und die Leiden Anderer zu theilen. Die Darstellung der Verfasserin ist eben so trefflich, als lebendig und wahr. Nicht leicht findet man ein treueres Bild der Vergangenheit, als dieses Werk uns darbietet; nirgends Uebertreibung und Schmeichelei, überall Wahrheit, historisch-treue Erzählung der Begebenheiten und treffende Charakteristik aller der hohen Personen, mit denen die Verfasserin, vermöge ihrer Stellung, in nahe Berührung zu kommen so oft Gelegenheit hatte. Das Buch bietet eine äußerst angenehme, unterhaltende Lectüre dar.

Canning's

Leben als Staatsmann,

von seinem Eintritte ins Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten im September 1822 bis zu seinem Tode im August 1827. Von A. Gr. Stapleton Esq., Canning's Privatsecretair. Nach der zweiten

Auflage des Originals, welche das in der ersten Ausgabe enthaltene enthält, verdeutscht und mit Anmerkungen versehen. Zwei Hefte. Mit Canning's wohlgetroffenem Bildnisse. gr. 8. Preis 2 Thlr. 16 gGr.

Diese gebiegene Arbeit verschafft dem Leser eine tiefe Einsicht in die politischen Grundsätze, nach welchen dieser große, humane englische Minister handelte. — Das Ganze wird aus 4 Lieferungen bestehen.

Phantasiestücke.

Von Jules Janin. Aus dem Französischen von Alfred v. Böge. 8. geh. Preis 20 gGr.

Der elegante, zarte, blumen- und blüthenreiche Janin strahlet in glanzvollem Nimbus unter den neuern französischen Romantikern hervor. Das duftige Colorit seiner jugendkräftigen, warmen, seelenvollen Lebensgemälde zieht den Leser mit magischem Zauber an. Gegenwärtige »Phantasiestücke« geben uns wiederum einen Beweis seiner reizenden Darstellungsgabe; sie enthalten einen Kranz seiner neuesten Erzählungen, nämlich: 1) Krenßler. — 2) Honestus. — 3) Doyen's Tod. — 4) Jenny, das Blumenmädchen. — 5) Das Thal von Bievre. — 6) Die Beinkleider. — 7) Die seidene Leiter. — 8) Die Reise der Löwin. — Das Ende des Herbstes. — 10) Hoffmann und Paganini.

Binnen Kurzem erscheint eine 2te Lieferung dieser »Phantasiestücke«.

Bayssé de Villiers' Reisen durch das südliche Frankreich.

Aus dem Französischen. Auf Velinpapapier. 8. geh. Preis 1 Thlr. 12 gGr.

Wer versteht sich wohl nicht gern, und wenn auch nur im Geiste, unter den schönen Himmel des südlichen

Frankreichs? Nehmen wir also das Buch des Hrn. Bayssé de Villiers zur Hand und durchwandern wir mit ihm jenes heitere Land, wovon uns hier ein in jeder Hinsicht sehr anschauliches Bild gegeben und so manches historische Detail erzählt wird. — Binnen kurzem folgt ein zweiter Band.

Memoiren des Marschalls Ney,

Herzogs von Elchingen, Fürsten von der Moskwa
Herausgegeben von seiner Familie. Aus dem Französ-
fischen von L. G. Förster. 1ster Band. 8. geh.
Preis 1 Thlr. 4 gGr.

Ney, der, als die französische Revolution ausbrach, gemeiner Husar war, ward 1804 Reichsmarschall und Großkreuz der Ehrenlegion; 1805 ward er Herzog von Elchingen, 1813 Prinz von der Moskwa. Damals gab ihm Napoleon den Namen: »der Bravste unter den Braven«. Das thatenreiche Leben dieses Mannes liegt hier in eben so interessanter, als historisch-treuer Erzählung vor uns.

Leben und Sitten in Nordamerika.

Vom Oberst Hamilton.

Motto: Städte schaut' er und erkannte
der Menschen Sinn.

Aus dem Englischen übersetzt von Franz Bauer. 2
Bände. 8. Auf Velinpapier. 2 Thlr. 16 gGr.

Das neueste, gediegenste und interessanteste Werk über die Vereinigten Staaten von Nordamerika! — Der Verfasser ist mit Allem begabt, um eine Land- und Sittencharte der Menschen zu entwerfen. Innig vertraut mit praktischer Lebensphilosophie, ausgerüstet mit vielseitiger Bildung, mit feinen äußeren Organen und einem präcisen Takt des innern Sinnes begabt,

rücksichtslos das Wahre und Edle im Auge, öffnet er den Vorhang: wir blicken tief in das Innere des Staats- und Privatlebens mit seinen mannichfachen Beziehungen, — wir sehen das Erhabene, wahrhaft Große und Bewundernswerthe, aber auch die vielen Mängel der großen Union. Der Verfasser weiß philosophische Tiefe mit interessanter Unterhaltung meisterhaft zu verketten; daher das Ganze eine höchst belehrende Unterhaltung für jeden Gebildeten ist.

Politisches Leben des Fürsten

C. M. v. Talleyrand.

Von Alex. Gallé. Aus dem Franz. 8. geh. Preis
1 Thlr. 4 gGr.

Wem hat er nicht Stoff zur Unterhaltung gegeben, dieser Hofmann im Prälatengewande, dieser beredte Deputirte, dieser feine, schlaue Diplomat, dessen Laufbahn in alle Epochen der neuern französischen Geschichte fällt?

M. G. Pontécoulant's

analytische

Theorie des Weltsystems.

Aus dem Französischen von Dr. J. G. Hartmann.

Erster Band. gr. 8. Preis 1 Thlr. 16 gGr.

Der Verfasser hat in diesem ausgezeichnet klassischen Werke die Resultate seiner großen Vorgänger, eines Laplace, Lagrange u. A., auf das Lichtvollste zusammengefasst. Jede Dunkelheit schwindet, klarer erfafst der Geist die Mechanik des unermefslichen Weltalls.

Carl Lyell's

(Professor der Geologie zu London, Secretair der geologischen, Mitglied der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften daselbst u. u.),

Lehrbuch der Geologie.

Ein Versuch, die früheren Veränderungen der Erd-

oberfläche durch noch jetzt wirksame Ursachen zu erklären. Aus dem Englischen übersezt und mit Anmerkungen von Dr. C. Hartmann (Braunsch. Bergcommissair, Mitglied der Wernerischen naturforschenden Gesellschaft zu Edinburg und mehrerer anderer gelehrten Vereine). Band I. und III., jeder in 2 Lieferungen. Mit 63 schön lithographirten Tafeln Abbild. Preis 6 Thlr. 20 gGr.

Band II. wird nach der neuesten Auflage des Originals übersezt und erscheint daher zulezt. Ueber seinen entschiedenen Werth sprechen sich die strengsten englischen Recensenten, wie Conybeare, Hibbert, Sedgwick u. A. auf das Belobendste aus; und damit stimmen auch die in deutschen Zeitschriften erschienenen Beurtheilungen überein. Man vergl. Pölig Repert. 1833 Nr. 1. S. 13 von Brandes; Epz. Lit. Ztg. 1833 Nr. 30. — Bei Veranlassung der 1. Lief. III. Bds. spricht sich ein deutscher Beurtheiler im Repert. d. gesamt. deutsch. Lit. I. 7. S. 431 über das Werk wie folgt aus: »Daß der Verfasser überall mit den noch jetzt wirksamen Ursachen auszukommen sucht, giebt seiner Theorie das Hauptinteresse und das Charakteristische, daß er, alle paroxysmischen Revolutionen verwerfend, überall nur successive Veränderungen sieht.«

Napartiana.

Auserlesene Sammlung von Anekdoten, Charakterzügen, Bonmots, witzigen und launigen Einfällen, sinnreichen Gedanken und tiefgedachten Bemerkungen Napoleon Bonaparte's, nebst einer chronologischen Uebersicht seiner glänzenden Thaten. Herausgegeben von d'Avalon. Nach der 3. Auflage 8. geh. Preis 20 gGr. od. 1 fl. 30. kr.

Eine höchst interessante Schrift, die uns Napoleon

und seine großartig bewegte Zeit, auf die wir jetzt mit ruhiger Unparteilichkeit und auch gern zurückblicken, in vielen interessanten Zügen, Anekdoten und lebhaften Gemälden unserm Blick vorführt. Das Furchtbare des napoleonischen Kaiserreichs ist geschwunden; wir ergözen uns hier noch an so mannichfachen Begebenheiten, die den großen Mann und seine Zeitgenossen so treffend charakterisiren. Die Auswahl ist vortrefflich.

Romanzen und Balladen

der neueren deutschen Dichter. In 6 Büchern. Herausgegeben von Friedr. Raßmann. 8. geh. Auf Velinpapier. Preis 1 Thlr. 12. gGr.

Diese mit vieler Sachkenntniß und Umsicht veranstaltete Anthologie der besten Romanzen und Balladen unserer neuern Dichter wird allen Freunden der Dichtkunst eine angenehme Erscheinung sein. Insbesondere eignet sich dieselbe zum Behuf oratorischer Uebungen in Gelehrtenschulen und höheren weiblichen Bildungsanstalten.

Die Kirche Notre-Dame

zu Paris. Historisch-romantische Erzählung von Vic. Hugo. Nach der vierten französischen Original-Ausgabe übersetzt von Theodor Weis. 3 Bände. 8. Preis 3 Thlr. 16 gGr.

Der Schauplatz der Erzählung ist die Zeit Ludwigs XI. Vortreffliche Charakteristik der Personen, insbesondere der historischen, und die mit wahrhaft poetischem Geiste aufgefaßte, höchst gelungene Schilderung der damaligen Sitten und Gewohnheiten zeichnen auch dieses neue Werk des genialen Victor Hugo, der mit Recht »Frankreichs Walter Scott« genannt wird, rühmlich aus. In Frankreich ist dasselbe mit

dem größten Enthusiasmus aufgenommen, so daß es seit kurzem bereits vier Auflagen erlebte.

Mzyelski und Wassilen,

oder Warschau's Verschwörung gegen Rußland. Historischer Roman. Von Rich. Lohnau. 2 Theile.

12. Geheftet. Preis 2 Thlr. 12 gGr.

S e d w i g,

Königin von Polen, und andere Erzählungen. Von C., Verfasserin der »Erna,« »Felicita« u. 8.

Preis 1 Thaler.

U l l a

die Schetländerin und andere Erzählungen. Von Agathe * * *. 8. Preis 1 Thaler.

Erzählungen

in H. Clauren's Manier. Von S. Clauren d. jüng. 8. Preis 1 Thlr. 4 gGr.

101 Novellen.

Novellen der Hundert und Ein.

Aus dem Französischen übersetzt von L. G. Förster und Th. Weis. Erster Band. 8. Auf Velinpapier.

In elegantem Umschlag. 1 Thaler 12 gGr.

Dieses Werk, wozu Frankreichs ausgezeichnetste belletristische Schriftsteller Beiträge liefern, gewährt eine eben so unterhaltende als geistreiche Lectüre. — Der zweite Band erscheint binnen 6 Wochen.

Dramatisches

Gespräch im Reiche der Todten,

zwischen Schiller, Wieland, Iffland, Kosebue und Göthe. Von *** S. 8. geb. Preis 16 gGr.

Eginhardt's

Parodien bekannter Gedichte.

6 Hefte. 16. geh. Preis 1 Thlr. 12 gGr.

Diese Parodien verdienen das Prädikat »ausgezeichnet« in hohem Grade; sie sprudeln von Witz und Laune.

Bilder - Skizzen

einer

Rheinthal - Wanderung.Von Friedr. *Krug von Nidda*. 8. geh. Preis 20 gGr.

Cartonnirt, mit Goldschn. Preis 1 Thaler.

Ein Kranz trefflicher Dichtungen für die Besucher und Verehrer des majestätischen Rheinstromes und seiner imposanten Umgebungen.

Dichtungen aus dem Selkethale.

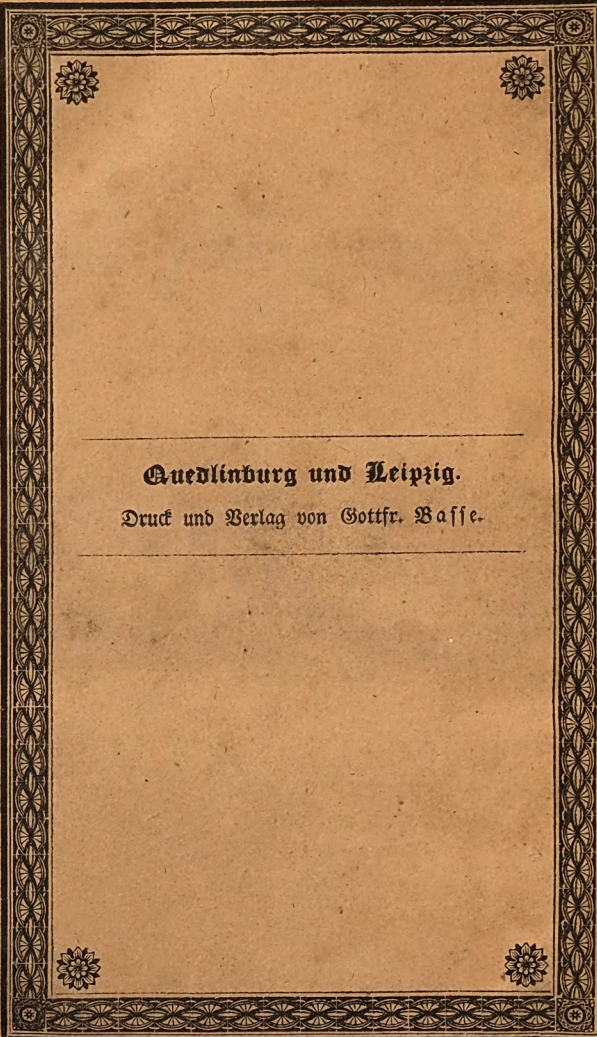
(Mit allegorischem Umschlag und einer Vignette auf dem Titel, den „Alexisbrunnen“ darstellend.) Von *Eug. Freiherrn v. Gutschmid*. 8. Preis: Cartonnirt 20 gGr. Brochirt 16 gGr.

Unbedingt gehört dieser Kranz von Dichtungen zu den schönsten Erzeugnissen der neuern Poesie. Entzückende Bilder einer reichen Phantasie haucht jede Blume, jedes Blatt desselben. — Eine Gabe für jeden Besucher des Harzes.

Altdeutsche Dichtungen.

Aus der Handschrift herausgegeben von Dr. *N. Mayer* und *E. F. Mooyer*. gr. 8. Preis 20 gGr.

7 JU64



Quedlinburg und Leipzig.
Druck und Verlag von Gottfr. Basse.

